

Heimatbuch des Landkreises St. Wendel



XIX. Ausgabe · 1981/1982

Heimatbuch
des Landkreises St. Wendel

XIX. Ausgabe 1981/1982

Ein Volksbuch
für Heimatkunde,
Naturschutz
und Denkmalpflege

Herausgegeben
vom Landrat des Kreises St. Wendel

Zum Geleit

Der 18. Band (1979/80) des Heimatbuches des Landkreises St. Wendel war innerhalb weniger Wochen fast restlos vergriffen. Nie zuvor hatte eine Ausgabe eine solche Lesernachfrage erlebt.

Dieser einmalige Erfolg bestätigte Schriftleitung wie Mitarbeitern, daß das Heimatbuch in seiner Gesamtanlage, Gliederung und Gestaltung, in seinen Themenbereichen und Inhaltsaspekten großem Interesse und breiter Zustimmung seiner heimatverbundenen Leserschaft innerhalb und außerhalb der Kreisgrenzen begegnete. Seiner Aufgabe, die Heimatverbundenheit der Kreisbevölkerung zu stärken, hat das Heimatbuch in hohem Maße entsprochen.

Die vorliegende 19. Ausgabe (1981/82) führt den eingeschlagenen, erfolgversprechenden Weg fort. Das Heimatbuch bietet wieder einen gegenwartsbezogenen wie einen geschichtlichen Teil, wobei die jeweiligen Inhaltsbereiche ineinander übergehen. Es vermittelt so nützliches Wissen über die Gegenwart, verhilft zu ihrem besseren Verständnis, regt zu vergleichender Betrachtung an und fördert geschichtliches Denken.

Den über dreißig Mitarbeitern des Heimatbuches danke ich für ihre fachkundigen und anregenden Beiträge und für die gute Zusammenarbeit mit der Schriftleitung.

Der 19. Ausgabe des Heimatbuches wünsche ich eine ähnliche Nachfrage und Verbreitung wie ihrer Vorgängerin.

St. Wendel, im September 1982



Dr. Marner
Landrat

Schriftleitung und Gestaltung:

Redaktionsausschuß: Peter Klein, Friedel Schön, Günter Stoll, Gerhard Weber

Druck: St. Wendeler Buchdruckerei und Verlag

© Für Form und Inhalt der einzelnen heimatkundlichen Beiträge sind die Verfasser selbst verantwortlich.

Nachdruck und Übersetzung, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Herausgebers gestattet.

INHALTSÜBERSICHT

Vorwort	Landrat Dr. Marner	5
Verzeichnis der Mitarbeiter		8
1. ÜBER UNSEREN HEIMATKREIS		9
Wirtschaftsförderung des Landkreises St. Wendel	Armin Fechler	10
Die Kreisvolkshochschule St. Wendel	Günter Stoll	14
Schullandheime im Kreis St. Wendel	Emil Wagner	17
Naturschutz im Landkreis St. Wendel	Reinhard Reis	21
Das Feuerlöschwesen	Hermann Lehne	26
Die Wasserversorgung	Paul Brück	39
Kirmesfeste und Märkte im Landkreis St. Wendel 1983	Friedel Schön	42
2. AUS UNSEREN TAGEN		45
Das Olga-Schwind-Museum in Tholey	Theo Krämer	46
Die Galerie im Zwinger	Albert Haberer	52
Bosener Mühle	Axel Gross	54
Die Skulpturenstraße im St. Wendeler Land	Felicitas Frischmuth	60
Die Europäische Akademie Otzenhausen	Heiner Timmermann	65
Das Segelflugzentrum in Marpingen	Helmut Reichmann	70
Der Dörrenbacher Pfingstquak	Reimund Benoist	72
Das Männerchorwesen im Kreis St. Wendel	Gerhard Berg	78
Die 650-Jahrfeier der Stadt St. Wendel	Gerhard Weber	82
Fürsorge für die deutschen Kriegsgräber	Peter Schirra	92
Daniel Hinkelmann zum Gedächtnis	Raimund Fuchs	102

3. AUS VERGANGENER ZEIT		105
Der Ortsname „Urweiler“	Wolfgang Ohlmann	106
Die Wappenmalereien der Basilika St. Wendalin	Gerd Schmitt	109
Die Dombauhütte	Renate Kiefer-Siebert	121
Vom Flachs zum Leinen	Heinrich Schwingel	123
Alte Grenzsteine bei St. Wendel	Manfred Ohlmann	130
Alte Maße und Gewichte	Walter Engel	140
Das Pendlerwesen vor mehr als 50 Jahren	Daniel Hinkelmann †	145
St. Wendeler Bier	Raimund Fuchs	149
Streik und Aussperrung auf Mariahütte 1921/22	Karl Handfest	172
Zum Ende der Saargebietszeit	Gerhard Weber	177
Das Missionshaus St. Wendel zur NS-Zeit	Elmar Stier	181
De Kuhschreck	Heinrich Schwingel	187
Gedichte in Mundart	Renate Kiefer-Siebert	190

Verzeichnis der Mitarbeiter

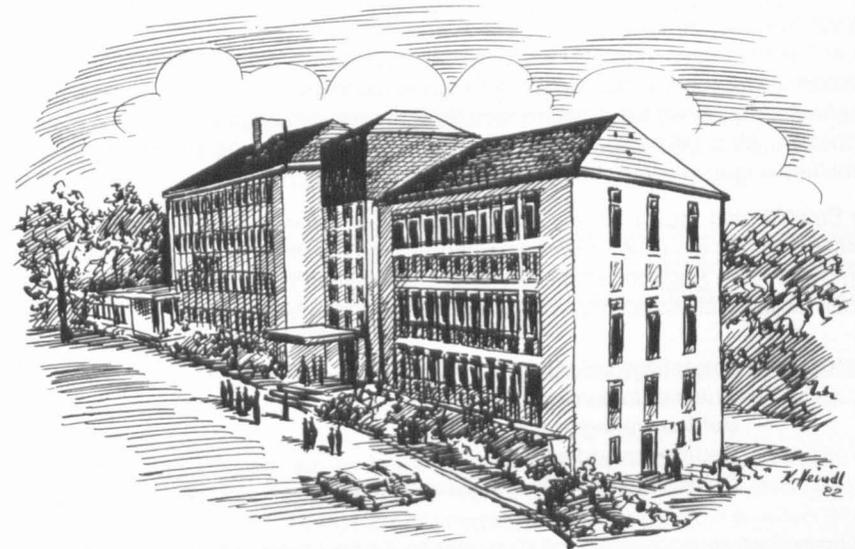
BENOIST, Reimund; Maschinenbauingenieur (grad.), 6690 St. Wendel-Dörrenbach
BERG, Gerhard; Lehrer, 6698 Namborn-Hofeld/Mauschbach
BIRKENBACH, Gerhard; Maler und Grafiker, 6690 St. Wendel
BRÜCK, Paul; Geschäftsführer, 6695 Tholey-Sotzweiler
ENGEL, Walter; Universitätsangestellter, 6690 St. Wendel
FECHLER, Armin; Diplom-Betriebswirt, 6692 Oberthal-Güdesweiler
FRISCHMUTH, Felicitas; Schriftstellerin, 8000 München 80
FUCHS, Raimund; Studiendirektor, Diplom-Kaufmann, 6690 St. Wendel-Urweiler
GROSS, Axel; Kunsterzieher, 6697 Nohfelden-Neunkirchen/Nahe
HABERER, Albert; Oberstudienrat, 6690 St. Wendel
HANDFEST, Karl; DGB-Rechtssekretär, 6620 Völklingen-Luisenthal
HEINDL, Karl; Maler und Grafiker, 6690 St. Wendel
HINKELMANN, Daniel †; Burgwart i. R., 6799 Thallichtenberg
JUNG, Willi; Lokomotivbetriebsinspektor i. R., 6690 St. Wendel
KIEFER-SIEBERT, Renate; Germanistin, 8025 München-Unterhaching
KLEIN, Peter; Verwaltungsleiter, 6690 St. Wendel
KRAEMER, Theo; Gend.-Oberwachtmeister i. R., 6695 Tholey
LEHNE, Hermann; Ministerialrat, 6600 Saarbrücken
DR. MARNER, Waldemar; Landrat, 6692 Oberthal
OHLMANN, Manfred; Regierungsdirektor, 6690 St. Wendel-Urweiler
OHLMANN, Wolfgang; Justitiar, 6600 Saarbrücken
DR. REICHMANN, Helmut; Professor, 6601 Scheidt
REIS, Reinhard; Regierungsassessor, 6680 Neunkirchen-Furpach
SCHIRRA, Peter; Studiendirektor i. R., 6690 St. Wendel
SCHMITT, Gerd; Lehrer, 6690 St. Wendel
SCHÖN, Friedel; Kreisamtmann, 6692 Oberthal
SCHWINGEL, Heinrich; Techn. Angestellter a. D., 6690 St. Wendel-Oberlinxweiler
STIER, Elmar; Pater, Studiendirektor, 6690 St. Wendel
STOLL, Günter; Realschuldirektor, 6682 Ottweiler-Fürth
DR. TIMMERMANN, Heiner; stellv. Leiter der Europäischen Akademie Otzenhausen,
6696 Nonnweiler
WAGNER, Emil; Realschuldirektor a. D., 6694 Marpingen-Berschweiler
WEBER, Gerhard; Studienrat, Diplom-Pädagoge, 6690 St. Wendel

Bildernachweis

Altstadtfreunde: S. 179; H. Akiyama: S. 61; R. Benoist: S. 72, 73, 74, 76, 77; G. Birkenbach: S. 25, 31, 69, 71, 105, 122; W. Engel: S. 140, 141, 142; R. Fuchs: S. 166; A. Groß: S. 54, 55, 58, 59; A. Haberer: S. 53; K. Handfest: S. 172, 174, 175; K. Heindl: S. 9, 41, 45, 84, 144, 180, 189; W. Jung: S. 101; Th. Krämer: S. 47, 49, 51; M. Oberhauser: S. 62, 64; M. Ohlmann: S. 131, 133, 134, 136, 137; P. Schirra: S. 97, 100; G. Schmitt: S. 114, 119; H. Schwingel: S. 125, 126, 127, 128, 129, 188; St. Wendeler Buchdruckerei und Verlag: S. 85; E. Wagner: S. 19.

1

Über unseren Heimatkreis



Landratsamt: Neubau, bestehend aus dem Pavillon 1965/66, Mitteltrakt 1958/59 und Erweiterungsbau 1981/82.

Wirtschaftsförderung des Landkreises St. Wendel

Von Armin Fechler

I. Aufgaben und Zielsetzung

Gemeinden, Städte und Kreise sind seit jeher in mehrfacher Hinsicht in der regionalen Wirtschaftsförderung wie auch in der regionalen Strukturpolitik angesprochen. Einmal sind sie Zuschußempfänger für die Schaffung, Erweiterung oder Verbesserung von Einrichtungen der Infrastruktur, daneben sind sie diejenigen, die die Grundvoraussetzungen für die wirtschaftliche Erschließung zu schaffen haben, und schließlich ist es ihre Aufgabe, die Unternehmen bei der Neuansiedlung, bei der Betriebserweiterung, bei der Betriebsverlagerung sowie in vielen anderen Angelegenheiten zu beraten.

Die wirtschaftsstrukturelle Entwicklung hat in den letzten Jahren in der Wirtschaftsförderung ein Umdenken bewirkt.

Man hat erkannt: Es geht heute nicht mehr in erster Linie um die Ansiedlung großer Unternehmen mittels vielfarbiger Prospekte und teurer Anzeigen zur Lösung kommunaler Wirtschaftsprobleme, es geht auch nicht mehr um die reine Bestandspflege im Sinne des reinen Erhalts der Unternehmen, sondern es geht um die Förderung der Bestandsentwicklung der kreisansässigen Handwerks- und Mittelstandsbetriebe im Sinne einer Festigung und Ausweitung von Arbeitsplätzen durch die Beseitigung von Entwicklungshemmnissen, durch die Förderung der Entwicklung und Anwendung neuer Technologien und Produktionsverfahren. Denn die Marktwirtschaft braucht funktionierende und selbständige Mittelstandsbetriebe, um die ausgewogene Wirtschaftsstruktur, einen funktionierenden Wettbewerb, ein angemessenes Wirtschaftswachstum, eine befriedigende Versorgung der Bevölkerung mit Sachgütern und Dienstleistungen sowie sichere Arbeitsplätze zu gewährleisten.

Die Bewältigung dieser neuen Aufgaben hat den Landkreis dazu veranlaßt, in der Kreisverwaltung ein Amt für Wirtschaftsförderung einzurichten. Durch diese Einrichtung besteht ein Angebot an die gewerbliche Wirtschaft, sich über die Möglichkeiten staatlicher und halbstaatlicher Wirtschaftsförderung in bezug auf

- Existenzgründungen
- Erweiterungsinvestitionen
- Betriebsverlagerungen
- Betriebsansiedlungen
- Gewerbe- und Industrie-Grundstücke

umfassend informieren und beraten zu lassen. Dabei kommt es nicht nur auf die Information an, sondern auch auf die Durchsetzung entsprechender Möglichkeiten, denn hier hat sich in der Vergangenheit gezeigt, daß kleine und mittlere Unternehmen, die speziell von vielen Programmen angesprochen werden sollten, alleine und im Stich gelassen worden sind.

II. Investitionsförderung und gewerbliche Standortsicherung

Aus der Fülle der Maßnahmen, die zu einer strukturellen Verbesserung des Landkreises St. Wendel beitragen können, sollen im folgenden die Komplexe Investitionsförderung und Standortsicherung besonders behandelt werden.

1. Investitionsförderung

Die bestehenden und anstehenden Probleme des Landkreises, insbesondere das stagnierende Wirtschaftswachstum mit Folge einer andauernd hohen Arbeitslosigkeit, lassen sich dauerhaft nur durch eine Verstärkung der Investitionstätigkeit überwinden. Der Schwerpunkt der Wirtschaftsförderung liegt deshalb bei der Förderung der privaten Investitionen,

- denn ohne Investitionen ist ein stärkerer Konjunkturrückgang nicht zu verhindern,
- weil mit Investitionen die Wettbewerbsfähigkeit erhalten werden kann,
- weil mit Investitionen zusätzliche Beschäftigungsmöglichkeiten für die steigende Zahl von Erwerbspersonen zu schaffen sind
und
- weil nur über Investitionen eine rasche Anpassung an steigende Energie- und Rohstoffpreise ermöglicht wird.

Die wichtigsten Instrumente zur Erreichung dieser Ziele stellt in der Bundesrepublik die Investitionshilfe nach der Gemeinschaftsaufgabe „Verbesserung der regionalen Wirtschaftsstruktur“ dar.

Die Gewährung von Investitionshilfen ist auf ausgewählte Gebiete räumlich konzentriert. Die Intensität der Förderung gewerblicher Investitionen ist nach Gebieten bzw. Schwerpunkorten und nach Maßnahmen abgestuft. Die jeweiligen Förderhöchstsätze liegen zwischen 10 und 20 % der Investitionskosten.

- Gefördert werden Investitionen solcher Betriebsstätten, deren Güter und Dienstleistungen ihrer Art nach regelmäßig überregional abgesetzt werden. Dies geschieht deshalb, weil solche Betriebsstätten in erster Linie eine dauerhafte Steigerung des Gesamteinkommens einer Region erwarten lassen.
- Bei Erweiterungsinvestitionen muß eine angemessene Zahl neuer Arbeitsplätze geschaffen werden, wenn der Investor in den Genuß der Förderung kommen will.

Es sollte nicht versäumt werden, in diesem Zusammenhang darauf hinzuweisen, daß die Förderung im Rahmen der Gemeinschaftsaufgabe eine mittelstandsfreundliche Förderung ist, da gerade die Förderung der mittelständischen Wirtschaft in den letzten Jahren ein eigenständiges wirtschaftspolitisches Ziel geworden ist. Eine Vielzahl von Maßnahmen zur Investitionsförderung ist auf die kleinen und mittleren Betriebe zugeschnitten. Dies geschah auch aus der Erkenntnis heraus, daß die Aktivierung der in diesen Unternehmen schlummernden Wachstumsreserven viel dazu beitragen kann, unsere heutigen wirtschaftlichen Probleme zu lösen.

Die bisherigen Erfahrungen zeigen, daß die gewerbliche Wirtschaft sehr interessiert ist, staatliche Hilfen in Anspruch zu nehmen. Diese Bereitschaft wird durch eine weite Fassung der Förderungsvoraussetzungen unterstützt. Es kann in der Wirtschaft jedoch nicht jede unternehmerische Aktivität durch Subventionen gefördert werden, soll nicht eine gefährliche Verquickung unternehmerischer Aktivitäten und wirtschaftspolitischer Maßnahmen des Staates eintreten.

2. Standortsicherung

Nach einer Untersuchung des Deutschen Instituts für Urbanistik hat sich gezeigt, daß bei über der Hälfte der untersuchten Städte ein zu geringes Flächenangebot ein erhebliches Hindernis für die betrieblichen Entwicklungsmaßnahmen gewesen ist. Viele Betriebe, insbesondere Handwerksbetriebe, beklagen fehlende Erweiterungsmöglichkeiten, schlechte Zufahrten, fehlende Parkplätze bzw. Nachbarschaftsbeschwerden wegen Lärm und Geruchsbelästigung.

An Gründen für diesen außerordentlich hohen Anteil von Betrieben, die in ihrer Entwicklung gehemmt sind, sind zwei zu nennen:

- Einmal sind es betriebswirtschaftlich-technische Gründe (wachsende Betriebsgröße, steigender Flächenbedarf durch bessere maschinelle Ausrüstung, größere Lager-, Ausstellungs- und Verwaltungsräume und anderes mehr)
- auf der anderen Seite werden verschärfte Standortanforderungen an die Betriebe durch Gesetzgebung und raumordnerische Maßnahmen gestellt.

Ich denke dabei vor allem an das Bundesimmissionsschutzgesetz und das Bauplanungsrecht, das sich zunehmend als ein Instrument des Umweltschutzes versteht.

Ohne planungsrechtlich abgesicherte und ohne erschlossene Gewerbeflächen kann keine kurzfristig reagierende Wirtschaftsförderung betrieben werden. Unternehmer können nicht jahrelang dauernde Planungsverfahren abwarten. Ein Unternehmer benötigt bei einer in Aussicht genommenen Erweiterung, Verlagerung und Existenzgründung konkrete Angebote. Er stellt sich die Frage:

Welche Grundstücke werden mir derzeit zu welchen Preisen angeboten?

Dies bedeutet: Die Kommunen müssen auch eine Gewerbeflächenbevorratung betreiben. Die Kommunen dürfen, auch aufgrund manch negativer Erfahrung mit der Industrieflächenbevorratung in der Vergangenheit, vor einer Gewerbeflächenbevorratung nicht zurückschrecken.

Die Gemeinden des Landkreises als direkte Ansprechpartner der Betriebe in Sachen Gewerbeflächen haben dieses Standortproblem erkannt und betreiben deshalb seit einiger Zeit mit finanzieller Unterstützung des Landkreises und des Wirtschaftsministeriums eine verstärkte Gewerbegebieterschließung.

Beschäftigte im Landkreis St. Wendel nach Wirtschaftszweigen

Wirtschaftsabteilung Wirtschaftsgruppe	Anzahl der Betriebe	Beschäftigte am 31. 3. 81		Anteil an Besch.-zahl des Gesamt- bezirkes %
		Zahl	%	
I. Land- u. Forstwirtschaft	44	92	0,5	0,1
II. Energie, Bergbau	5	137	0,8	0,2
III. Verarbeitendes Gewerbe	340	7.584	41,5	8,8
darunter Kunststoffverarbeit.	3	43	0,2	0,1
Steine, Erden, Glas	18	135	0,7	0,2
Metallerzeugung, -verformung	15	394	2,2	0,5
Stahl- u. Leichtmetallbau	29	839	4,6	1,0
Maschinenbau	7	238	1,3	0,3
Fahrzeugbau	46	1.437	7,9	1,7
Elektrotechnik	7	381	2,1	0,4
EBM-waren, Spielw., Schmuck	5	1.427	7,8	1,6
Säge- u. Holzverarbeitung	66	1.432	7,9	1,7
Druckerei, Vervielfält.	3	24	0,1	0,0
Bekleidungs-gewerbe	9	257	1,4	0,3
Nahrungs- u. Genußmittel	117	523	2,9	0,6
IV. Baugewerbe	138	2.015	11,1	2,3
darunter Bauhauptgewerbe	71	1.551	8,5	1,8
Ausbau- u. Bauhilfsgewerbe	67	464	2,6	0,5
V. Handel	317	2.074	11,4	2,4
VI. Verkehr, Nachrichtenübern.	54	431	2,4	0,5
VII. Kredit- u. Versicherungsgewerbe	33	453	2,5	0,5
VIII. Dienstl. sow. and. n. gen.	401	2.645	14,5	3,0
darunter Hotel- u. Gaststättengewerbe	201	413	2,3	0,5
Reinigung, Körperpflege	71	285	1,6	0,3
Wissensch., Kunst, Publizistik	54	286	1,6	0,3
Gesundheits-, Veterinärwesen	86	672	3,7	0,8
Rechts- u. Wirtschaftsberatung	28	146	0,8	0,2
IX. Org. ohne Erwerbscharakter, private Haushalte	99	297	1,6	0,3
X. Gebietskörpersch., Sozialvers.	49	2.490	13,7	2,9
darunter Gebietskörperschaften	42	2.438	13,4	2,8
Sozialversicherung	7	52	0,3	0,1
insgesamt	1.480	13.218	100,0	21,0

Die Kreisvolkshochschule St. Wendel

Von Günter Stoll

Im vergangenen Jahr feierte die Kreisvolkshochschule St. Wendel ihr 10jähriges Bestehen. Sie ging dabei von dem Datum 5. 10. 1971 aus, an dem sie ihre Anerkennung als staatliche Einrichtung der Erwachsenenbildung erlangt hat. Dieses Datum wurde bewußt gewählt, denn die Kreisvolkshochschule St. Wendel begann ihre Arbeit nicht in einem unbestellten Feld. Der Boden war vorbereitet durch das Kreisvolksbildungswerk.

Nachdem das Saarland im Juli 1959 wirtschaftlich und politisch in die Bundesrepublik Deutschland eingegliedert war, entwickelten sich in einzelnen Gemeinden im Landkreis St. Wendel örtliche Zentren einer Informations- und Bildungsarbeit. Aus diesen örtlichen Zentren gingen die Nebenstellen des Kreisvolksbildungswerkes hervor. Es war das Bestreben dieser Bildungswerke, durch Vortragsveranstaltungen über allgemeinbildende, staatlich-politische, gesellschaftspolitische und völkerkundliche Themen zu informieren. Da diese Bildungswerke nicht über die finanziellen Mittel verfügten, die Honorare und Reisekosten der Dozenten zu bestreiten, übernahm der Landkreis St. Wendel durch das Kreisvolksbildungswerk die Koordination und stellte die erforderlichen Finanzmittel zur Verfügung.

Im Jahre 1970 – also dem letzten Jahr vor der Anerkennung als staatliche Einrichtung der Erwachsenenbildung – waren dem Kreisvolksbildungswerk 17 örtliche Nebenstellen angeschlossen. Es waren dies:

Asweiler	Oberthal
Bosen	Osterbrücken
Furschweiler	Otzenhausen
Güdesweiler	Sötern
Hofeld	Schwarzenbach
Marpingen	Sitzerath
Namborn	Theley
Niederkirchen	Walhausen
Nohfelden	

Zur Verdeutlichung der Arbeit dieses Bildungswerkes sei aufgeführt, daß es 1970 91 Vortragsabende durchführte, die sich nach den Stoffgebieten wie folgt aufteilen und an denen folgende Besucherzahlen notiert werden konnten:

1. Gesellschaft und Politik	7 Abende	280 Besucher
2. Erziehung, Religion, Psychologie	7 Abende	285 Besucher
3. Kunst, Literatur, Musik	4 Abende	245 Besucher
4. Länder- und Heimatkunde, Naturkunde	57 Abende	2.065 Besucher
5. Gesundheits- und Körperpflege	16 Abende	620 Besucher

Im Jahre 1971 begann der Landkreis, die Arbeit des Kreisvolksbildungswerkes zu intensivieren und den gesellschaftlichen Strömungen anzupassen. Neben der allgemeinbildenden Arbeit durch Vorträge wurde angestrebt, durch Kurse und Seminare berufsbegleitende Bildungsmaßnahmen durchzuführen. Hier setzte eine Entwicklung

ein, die langfristig eine völlig neue Arbeitsweise des Kreisvolksbildungswerkes und der späteren Kreisvolkshochschule bedeutet.

In den kommenden Jahren weitete sich das Angebot thematisch ständig aus. Mit der zunehmenden Freizeit durch die Einführung der 40-Stundenwoche Anfang der 60er Jahre wuchs das Interesse der Bürger an einer sinnvollen Freizeitbeschäftigung. In Kursen wurden viele Hobbys dargestellt und praktische Fertigkeiten vermittelt und geübt.

Durch Beschluß des Kreistages des Landkreises St. Wendel vom 9. 4. 1973 wurde das Kreisvolksbildungswerk in Kreisvolkshochschule umbenannt. Während das Kreisvolksbildungswerk mehr eine koordinierende Gemeinschaft örtlich selbständiger Bildungszentren war, die lediglich vom Landkreis organisatorisch betreut wurden und die Zuschüsse erhielten, wurde die Kreisvolkshochschule durch den Erlaß einer Satzung zu einer unselbständigen Anstalt des öffentlichen Rechts. Die örtlichen Nebenstellen schlossen sich zu Außenstellen der Kreisvolkshochschule zusammen.

Den veränderten Ansprüchen des Arbeitsmarktes in der wirtschaftlichen Hochkonjunktur der 70er Jahre und den verschärften Anforderungen an die Arbeitssuchenden trug die Kreisvolkshochschule in der Weise Rechnung, daß sie ab 1975 Vorbereitungskurse zum nachträglichen Erwerb des Hauptschulabschlusses einrichtete.

In den folgenden Jahren hat sich das Angebot der Kreisvolkshochschule St. Wendel ständig den Bedürfnissen der Hörer angepaßt. Es wurde auch zunehmend erweitert. Im Leistungsvergleich der Volkshochschulen des Saarlandes dient die Zahl der erreichten Unterrichtsstunden als Gradmesser. Um einen besseren Überblick zu geben, wie sich die Kreisvolkshochschule in den letzten Jahren entwickelt hat und wie sie den Bürgern des Landkreises ein flächendeckendes Angebot bietet, veröffentlichen wir die nachfolgende Tabelle, die eine Übersicht der Außenstellen der Kreisvolkshochschule St. Wendel der letzten 5 Jahre und die in diesen Außenstellen erzielten Unterrichtsstunden gibt.

Besonders hervorzuheben gilt bei einer Darstellung der Arbeit der Kreisvolkshochschule St. Wendel die großzügige und verständnisvolle Haltung des Kreistages des Landkreises St. Wendel. Er stellt im Haushaltsplan des Landkreises jährlich die erforderlichen Finanzmittel zur Verfügung, ohne die die Arbeit der Kreisvolkshochschule nicht denkbar wäre. Dank gebührt deshalb den Damen und Herren des Kreistages für das nunmehr jahrzehntelange Verständnis, und den Landräten, die durch ihre persönliche Initiative wesentlich zur Entwicklung der Kreisvolkshochschule St. Wendel beigetragen haben. Ebenso gilt der Dank allen Mitarbeitern für ihr Engagement. Dank auch den Hörern für ihr Interesse an unserem Angebot und ihre Treue.

Unterrichtseinheiten der Kreisvolkshochschule St. Wendel

Außenstelle	1977	1978	1979	1980	1981
Freisen	241	176	202	266	294
Oberkirchen	—	—	—	92	369
Gemeinde Freisen insgesamt:	241	176	202	358	663
Alsweiler	19	127	156	148	210
Berschweiler	105	90	170	79	262
Marpingen	670	510	746	1.071	1.046
Gemeinde Marpingen insgesamt:	794	727	1.072	1.298	1.518
Baltersweiler	100	120	60	90	196
Furschweiler	106	66	30	62	58
Hofeld	—	—	10	34	87
Namborn	286	239	389	230	264
Gemeinde Namborn insgesamt:	492	425	489	416	605
Sötern	7	4	—	—	—
Bosen	14	14	24	18	104
Obere Nahe-Nohfelden	389	342	291	494	339
Gemeinde Nohfelden insgesamt:	410	360	315	512	443
Nonnweiler = gesamt:	410	754	885	788	777
Oberthal = gesamt:	416	314	392	448	366
Dörrenbach	150	80	150	179	—
Bliesen	142	171	112	100	72
Ostertal-Niederkirchen	315	341	333	315	276
Winterbach	—	—	—	32	62
Sonderprogramm St. Wendel	605	1.264	1.593	1.712	1.877
St. Wendel gesamt:	1.212	1.856	2.188	2.338	2.287
Theley	1.092	879	1.052	875	959
Bohnental	103	58	101	136	78
Hasborn	30	10	106	128	58
Sotzweiler	—	80	61	27	32
Tholey	—	—	—	95	156
Gemeinde Tholey insgesamt:	1.225	1.027	1.320	1.261	1.283
KVHS gesamt:	5.200	5.639	6.863	7.419	7.942
abgerechnet KVHS:	4.412	4.597	6.676	6.996	7.272
anerkannt:	4.058	4.341	5.646	6.115	7.191

Aus dieser Tabelle ist zu ersehen, daß die Volkshochschulen Marpingen, Theley und Nonnweiler neben dem Angebot der Geschäftsstelle in St. Wendel ihren Hörern das umfassendste Angebot bieten. Die Entwicklung dieser 3 Außenstellen hat in den letzten 5 Jahren ebenfalls eine erfreuliche Beständigkeit aufgezeigt.

Schullandheime im Kreis St. Wendel

Von Emil Wagner

Das Schullandheim in Oberthal

Das Schullandheim in Oberthal ist eins der schönsten Schullandheime in der Bundesrepublik. Sein Wert wird noch erhöht durch die Lage in dieser herrlichen Landschaft.

Träger des Heimes ist der Stadtverband Saarbrücken. Zwei Ereignisse ließen den Gedanken an den Bau eines Schullandheimes aufkommen: die Eröffnung zweier staatlicher Heime in Wochern und in dem Schloß Berg bei Nennig und das 100jährige Jubiläum der Kreissparkasse Saarbrücken. Das letztere Ereignis veranlaßte die Kreissparkasse, ihrem Gewährsträger, dem Landkreis Saarbrücken, ein besonderes Jubiläumsgeschenk zu machen. Am 22. März 1960 entschloß sich der Kreistag, dieses Geschenk anzunehmen und mit dieser Spende ein Schullandheim zu bauen. Eine Expertenkommission, der auch der Unterzeichner angehörte, entschied sich, nicht wie vorgesehen für den Pfälzer Wald, sondern für Oberthal, weil ihm dieser Ort aus verschiedenen Gründen als optimal erschien. Diesem Vorschlag stimmte der Kreisrat am 12. Dezember 1961 einmütig zu. Das in den Jahren 1963 bis 1965 erbaute Schullandheim, dessen Planung und Bauleitung in den Händen des Kreisbauamtes Saarbrücken lag, wurde am 12. Mai 1967 feierlich seiner Bestimmung übergeben.

Das Heim liegt in einer parkähnlichen Landschaft, oberhalb des Dorfes mit einem außergewöhnlich schönen Blick auf das Schaumberggebiet. Die Zufahrt erfolgt über zwei ausgebaute Ortsstraßen mit ausreichender Parkmöglichkeit vor dem Haus.

„Die Gebäudeanlage gliedert sich in drei Hauptkörper, die untereinander durch die Eingangshalle und einen Gang verbunden sind. In dem westlich der Eingangshalle quadratischen Hauptbaukörper befindet sich neben den Versorgungseinrichtungen der 100 Sitzplätze umfassende Tagesraum und Speisesaal. Durch die verglaste Eingangshalle, die den Blick auf die Landschaft mit dem Schaumberg im Hintergrund freiläßt, gelangt man in den Verbindungsgang, in dem die beiden Schlaf-, Wohn- und Unterrichtstrakte kammartig aufgereiht sind. In diesen Längstrakten befinden sich insgesamt 12 Schlafräume mit je acht Betten, zwei Einzelzimmer, zwei Doppelzimmer, zwei Wasch- und Duschräume mit je 16 Waschbecken und sechs Duschzellen, sowie WC-Anlagen. In dem Untergeschoß der Schlaf- und Wohnräume sind je ein Klassenraum mit zugehörigem Sammelungsraum, Spiel- und Bastelräume, von außen direkt zugänglich Putz- und Abstellräume und eine zusätzliche WC-Anlage untergebracht. Die beiden Längstrakte sind durch einen Gang mit vollautomatischer Kegelbahn miteinander verbunden. Zu dem Schullandheim gehört ein etwa 30000 qm großes Gelände, das größtenteils als Rasenfläche angelegt wurde. Zwischenzeitlich ist auch eine Kleinspielfeldanlage gebaut worden.“ (Stadtverband Saarbrücken)

Wie in allen anderen Schullandheimen – es gibt deren in der Bundesrepublik annähernd 400 – wird das Heim während der Schulzeit vordringlich von Schulklassen belegt. Deshalb ist das Haus im wesentlichen für deren Arbeiten und Spiele eingerichtet.

Während der Ferienzeit nimmt das Schullandheim Feriengruppen der verschiedensten Träger auf. Darunter sind auch Gäste aus dem europäischen Ausland und auch aus Übersee. In den großen Ferien sind alljährlich geistig behinderte Kinder Gäste des Heimes. An den Wochenenden finden auch Tagungen von Erwachsenengruppen im Heim statt.

Der gute Ruf des Heimes sichert ihm eine ständige Belegung während des ganzen Jahres. Nach fünfzehnjähriger Betriebsdauer „kann der Erbauer mit Genugtuung feststellen, daß das Schullandheim Oberthal seiner Zweckbestimmung vollauf gerecht wurde“.

Das Schullandheim Berschweiler

Das Schullandheim in Berschweiler ist am 24. Juni 1961 unter Teilnahme von vielen Ehrengästen und Schülern sämtlicher Mittelschulen des Saarlandes feierlich eingeweiht worden.

Das Heim hat deshalb seine besondere Eigenart, weil es ein schuleigenes Heim ist. Träger ist der Schullandheimverein der Kreisrealschule Neunkirchen, gegründet 1957, dem sich später auch die Kreisrealschule Eppelborn angeschlossen hat. Fast alle Eltern dieser Schulen sind Mitglieder des Vereins. Sie zahlen einen nicht geringen Beitrag. Ihre Kinder haben dafür bei Aufhalten im Heim einen geringeren Tagesatz zu zahlen. Da das Heim sich selbst tragen muß, ist sparsamere Bewirtschaftung geboten. Das ist nur dadurch möglich, daß der weitaus größte Teil der anfallenden Arbeit von den Mitgliedern des Vorstandes ehrenamtlich ohne jegliches Entgelt geleistet wird. Dazu gehören die Geschäftsführung des Vereins, die vielfältigen Abrechnungen, die ein solches privatwirtschaftlich geführtes Unternehmen erfordert, die Organisation notwendig gewordener Reparaturen und Neuanschaffungen, die Festlegung der Termine für Klassen und Gruppen, die ins Heim wollen, die Abrechnung der Aufenthalte und vieles andere mehr. Entlohnt wird nur das Küchen- und Reinigungspersonal.

Das Schullandheim Berschweiler hat bis heute fast 400 000 Übernachtungen zu verzeichnen.

Das Heim hat eine sehr idyllische Lage beim „Kromborre“, am Hang der Altmauer im Meulwiestal mit dem Blick über Berschweiler und den es umgebenden Hängen bis hin zum „Finkenrech“. Es liegt keine 100 Meter von einem großen Wald entfernt, der in besonderem Maße zu Spielen und Wanderungen verlockt.

Das Haus ist mit drei miteinander verbundenen Trakten eingeteilt: die Wohnung der Heimeltern mit der Heimküche, der zu unterteilende Speise- und Unterrichtssaal und der Bettentrakt. Dieser enthält 8 Achtbettzimmer, jedes davon so groß, daß es einem großen Tisch mit 8 Schubladen genügend Platz bietet für Spiel und Arbeit einer Achtergruppe. Außerdem sind in diesem Trakt ausreichende Wasch- und Toilettenräume untergebracht. Den Lehrern oder dem Aufsichtspersonal stehen zur Verfügung: 4 Einzelzimmer, Wasch- und Toilettenräume, 1 Büro mit einer Sammlung von ausgezeichneten Lehr- und Lernmitteln und ein Klubraum. Im Erdgeschoß des Bettentraktes befindet sich ein großer Werk- und Spielraum.



Schullandheim Oberthal ↑

Schullandheim Berschweiler ↓



Das Schullandheim ist leicht zu erreichen durch einen Weg, der 100 Meter vom Ortsende Berschweiler von der Straße nach Marpingen rechts abzweigt. Von dort aus beginnt gleich das Gelände, das zum Heim gehört: mehrere Morgen Rasen und ein Sportplatz.

Das Schullandheim ist eine pädagogische Einrichtung. Es ergänzt und ermöglicht den der Schule aufgetragenen Bildungsauftrag.

Auch im Schullandheim wird gelernt, nur anders als in der Schule. „Die Einbeziehung der natürlichen Umgebung eines Heimes, die Berücksichtigung der politischen und kulturellen Bedingungen seines Gebietes, sowie die vom Zeitplan der Schule losgelösten Veranstaltungen und sozialen Erfahrungen in einer Gruppe charakterisieren die weitreichenden Möglichkeiten für Unterricht während eines Heimaufenthaltes, der stets die enge Verbindung von Unterrichts- und Erziehungsarbeit gewährleistet.“ (Lemitz). Für Projektarbeiten sind Schullandheime ganz besonders geeignet, weil genügend Zeit und Ruhe vorhanden sind, um eine größere Aufgabe bis zur endgültigen Lösung durchzuführen.

Heimaufenthalte dienen aber auch der Gesundheitserziehung. Möglichkeiten sind hier: Bewegung und Abhärtung, hygienische Verhaltensweisen (beim täglichen Waschen, beim Baden, auf der Toilette, vor dem Essen, beim Essen . . .), Zahnpflege, gesunde Ernährung, gesundheitsförderndes Freizeitverhalten, Sport treiben.

Das wichtigste Ziel der Schullandheimaufenthalte gilt der Erziehung. Neben der Individualerziehung steht das soziale Lernen. Bei der Individualerziehung gilt es, die Grundbedürfnisse des Kindes zu wecken und zu pflegen, als da sind soziale Unabhängigkeit und Sicherheit, sinnvolle Betätigung und Bewegung sowie alle Formen menschlichen Kontaktes.

Das soziale Lernen ergibt sich aus dem Gruppenerlebnis, wie es heute in der Schule selten möglich ist.

Bei einem Schullandheimaufenthalt gehen die Lehrer mit ihren Klassen 8 bis 14 Tage (14 Tage ist optimal) ins Heim, leben, arbeiten, spielen, wandern, essen und plaudern als Glieder *einer* Familie, die Tag und Nacht miteinander unter einem Dach lebt. An Stelle der Schumatmosphäre tritt das Familienleben. Der Lehrer wird Bezugsperson und tritt an die Stelle von Vater und Mutter. Es ist für ihn kein Ferienaufenthalt. Er muß Tag und Nacht immer zur Stelle sein; denn er trägt die Verantwortung für 20, 30 oder noch mehr Kinder, die zum Teil außerhalb der Familie recht unbeholfen sind. Außerdem sind Schullandheime keine Inseln der Seligen. Hier treten auch Konflikte auf, nicht selten von außen hereingetragen, die nicht mit dem Klingelzeichen enden, sondern ertragen und gelöst sein wollen.

Aber ein guter Pädagoge weiß um den erzieherischen Gewinn eines solchen Aufenthaltes, der ihn zwar physisch und psychisch sehr belastet, aber ihm Einsichten und Erkenntnisse bringt, die ihm in der Schulstube versagt bleiben.

Es ist ein weites Feld, um mit Fontane zu sprechen, dieses Gebiet „Erziehung in Schule und Schullandheim“.

Und wenn es nur bei der Erfahrung bleibt, die alle Schüler und Lehrer einmütig aussprechen, nämlich: man lernt sich besser kennen, der Lehrer die Schüler, die Schüler den Lehrer und die Schüler untereinander – dann hat sich ein Schullandheimaufenthalt schon gelohnt.

Naturschutz im Landkreis St. Wendel

– Aufgabe und Herausforderung –

Von Reinhard Reis

*„Was sind das für Zeiten,
wo ein Gespräch über Bäume
fast ein Verbrechen ist . . .“*

(Berthold Brecht, An die Neugeborenen)

Die harte Konfrontation zwischen Natur und Zivilisation dauert an; und dies trotz des wachsenden Natur- und Umweltbewußtseins. Dabei ist die Zivilisation fortwährend in der Offensive, die Natur wird laufend zurückgedrängt. Viele Bürger sehen sich dieser Tatsache machtlos ausgesetzt. Viele stehen ihr gar gleichgültig gegenüber. Zahlreiche Bürger aber verspüren den Wunsch, gegen die fortschreitende Zerstörung der Natur etwas zu tun.

Naturschutzpraxis ist eng an politische Strukturen gebunden. Nach saarländischer Rechtsordnung gehört der Naturschutz auf Kreisebene in erster Linie zu den Aufgaben der Unteren Naturschutzbehörde. Dieser obliegt die Durchführung des Bundesnaturschutzgesetzes, des Saarl. Naturschutzgesetzes (SNG) und der aufgrund dieser Gesetze erlassenen Rechtsverordnungen. Sofern Rechte des Naturschutzes und der Landschaftspflege berührt werden, z. B. durch Straßenbau oder Flurbereinigung, ist die Untere Naturschutzbehörde anzuhören. Ferner hat die Untere Naturschutzbehörde Genehmigungs- und Eingriffsbefugnisse. Von Bedeutung ist dabei vor allem § 10 SNG, der den Tatbestand des Eingriffs in Natur und Landschaft näher umschreibt. Danach sind als Eingriffe u. a. anzusehen:

- Die Errichtung oder wesentliche Änderung von baulichen Anlagen, Straßen und Wegen im Außenbereich;
- Vorhaben und Maßnahmen in Naß- und Feuchtgebieten;
- Aufschüttung in Talauen;
- Ausbau und Verrohrung von Gewässern;
- das Abstellen von Wohnwagen im Außenbereich.

Liegt ein solcher Eingriff vor, so bedarf dieser der Zustimmung oder der Genehmigung der Naturschutzbehörden, in den meisten Fällen der der Unteren Naturschutzbehörde. Hier zwei Beispiele:

1. Die Errichtung einer Teichanlage bedarf der Genehmigung der Unteren Wasserbehörde. Diese entscheidet unter behördeninterner Beteiligung der Unteren Naturschutzbehörde zugleich über die naturschutzrechtliche Genehmigung mit. Versagt die Untere Naturschutzbehörde die Zustimmung aus naturschutzrechtlichen Gesichtspunkten, so muß die Untere Wasserbehörde die Genehmigung versagen.
2. Die Errichtung einer baulichen Anlage, z. B. einer Gerätehütte, im Außenbereich bis zu 10 qm umbauten Raum ist nach der Landesbauordnung genehmigungs- und anzeigefrei. Da diese Maßnahme einen Eingriff in Natur und Landschaft darstellt, bedarf sie der Genehmigung der Unteren Naturschutzbehörde.

Soweit ein Eingriff der Zustimmung oder der Genehmigung der Obersten Naturschutzbehörde bedarf, hat die Untere Naturschutzbehörde eine Stellungnahme abzugeben.

Wird ein Eingriff ohne die erforderliche Zustimmung oder Genehmigung vorgenommen, so kann die Untere Naturschutzbehörde die Fortsetzung des Eingriffs untersagen, die Wiederherstellung des früheren Zustandes anordnen, z. B. die Beseitigung baulicher Anlagen im Außenbereich, sowie Ausgleichs- oder Ersatzmaßnahmen oder eine Ausgleichsabgabe festsetzen.

Besonders strenge Maßstäbe sind bei Eingriffen in Landschaftsschutzgebieten anzulegen. Hier sind alle Handlungen verboten, die den Charakter des Gebietes verändern oder dem besonderen Schutzzweck zuwiderlaufen.

Neben den gesetzlichen Aufgaben ist die Untere Naturschutzbehörde für den Bürger Anlaufstelle für Fragen, Auskünfte, Anregungen, Vorschläge, Beschwerden, soweit sie irgendwie mit Naturschutz in Zusammenhang stehen.

Neben der Unteren Naturschutzbehörde sind die Naturschutzbeauftragten mit Naturschutz betraut. Während die Kreisnaturschutzbeauftragten bei wichtigen Planungen und Entscheidungen der Unteren Naturschutzbehörde gehört werden, haben die Beauftragten auf Gemeindeebene die Aufgabe, Natur und Landschaft zu beobachten, die zuständigen Behörden und Beauftragten auf Kreisebene über Mißstände, Veränderungen und Beschädigungen zu benachrichtigen, Anregungen zu geben und so darauf hinzuwirken, daß Schäden abgewendet werden können.

Dabei steht von vorneherein fest, daß sich die Untere Naturschutzbehörde und die Naturschutzbeauftragten nie um alle Naturschutzbelange kümmern können, insbesondere ist es ausgeschlossen, daß sie sich aller schützenswerten Objekte anzunehmen vermögen. Damit fallen den Gemeinden des Kreises wichtige Aufgaben zu. Auf sie kommt es letztlich an, daß im Bereich des Natur- und Landschaftsschutzes auch im Kleinen tatsächlich etwas passiert.

Wer die Landschaft seiner Wohngemeinde mit offenen Augen durchstreift, wird noch schützenswerte Baumgruppen, Feldgehölze, Hecken, Tümpel, Steinbrüche, Brachflächen, Ödlandplätze finden. Jede Gemeinde hat ihre naturräumlichen Eigenheiten und landschaftlichen Schönheiten. Aufgabe des lokalen Naturschutzes ist es nun, die noch vorhandene Vielfalt und Eigenart an Landschaftselementen, Tieren und Pflanzen zu schützen und wenn möglich zu vermehren. Leider wird diese Aufgabe von den Gemeinden des Kreises vernachlässigt. Da werden auch heute noch Kastanienbäume, Linden und Nußbäume, die mehrere Generationen überlebt haben, abgeholzt, weil es keine Baumsatzung gibt, die dies verbieten könnte. Da werden Feldwege und Schulhöfe wie Rennpisten mit einer Teerdecke überzogen. Da werden Feuchtgebiete, Tümpel, Hohlwege mit Aushubmassen zugedeckt und selbst kleine Bäche und Rinnale begradigt oder verrohrt.

Soweit diese Schäden in Natur und Landschaft von Privatpersonen angerichtet werden, geschieht dies oftmals nicht aus Böswilligkeit, sondern einfach aus Unkenntnis und Gedankenlosigkeit; und zwar aus Unkenntnis, die man diesen Leuten nur schwer anlasten kann. Über Verkehrsregeln werden schon die Kindergartenkinder belehrt. Grundschüler machen bereits ihren Fahrradführerschein. Aber was wird über Naturschutz und Heimatpflege in der Schule geboten? Erst recht, wie werden erwachsene Menschen informiert? Eigentlich so gut wie gar nicht. Von daher braucht man sich über vieles gar nicht zu wundern.

Es ist jedoch nicht entschuldbar, wenn sich die Gemeindebehörde auf Unkenntnis zurückzieht, wenn es um Naturschutzbelange geht. Man kann nicht von jedem Bürger erwarten, daß er die Vorschriften der Naturschutzgesetze befolgt, wenn dies noch nicht einmal von der Administration geleistet wird.

Auf der Ebene der Gemeinde spielt der private Naturschutz eine erhebliche Rolle. Die Erfahrung zeigt, daß örtliche Vereinigungen und kompetente Einzelpersonen den Naturschutz auf Gemeindeebene entscheidend zu fördern vermögen.

Die Aufgaben, die naturschützerische Vereine übernehmen können, sind vielfältig. Neben Tätigkeiten wie Exkursionen und Vorträgen, Betreuung von Nistkästen, Winterfütterung der Greifvögel, Schutz der Amphibien vor dem Straßentod, Schaffung und Unterhaltung von Kleinbiotopen und anderes mehr, sollte die Hauptaufgabe solcher Vereinigungen darin bestehen, das allgemeine Verständnis für die Ziele und Aufgaben des Naturschutzes zu wecken und zu fördern und somit die Bevölkerung wieder für ihre eigene Heimat zu interessieren. Neben den Vereinen hat auch der Einzelne in seiner Wohngemeinde Möglichkeiten, Positives für den Naturschutz zu erwirken. Praktischer Naturschutz beginnt vor der eigenen Haustür. Jeder Gartenbesitzer kann einen Teil der Sträucher und Bäume in seinem Garten durch einheimische Gehölze ersetzen, statt kurzgeschorenen Grünflächen eine Wiese mit Blumen und Kräutern anlegen, auf Chemie verzichten, sich in biologischem Gartenanbau versuchen. Den wertvollsten Beitrag für den Naturschutz leistet der Einzelne aber durch engagierte Mitarbeit in der Gemeinde. Außerdem kann jeder Einzelne mithelfen, die Einhaltung der Schutzbestimmungen zu überwachen, indem er gewisse Vorkommnisse wie z. B. die Beseitigung von Hecken und Baumgehölzen oder das Auffüllen von Feuchtgebieten aufmerksam registriert und sofort bei der Unteren Naturschutzbehörde oder den Naturschutzbeauftragten meldet.

Der Weg zu handgreiflichen Naturschutzerfolgen ist häufig hindernisreich, zeitraubend und erfordert in vielen Fällen eine tüchtige Portion Engagement. Dies soll niemanden von irgendwelchen Aktivitäten abhalten, im Hinblick auf das Ziel lohnen sich Ausdauer und Einsatz. Bei allen Bemühungen sollte man sich bewußt sein, daß der Naturschutz weder einzig die Sache des Staates noch allein die Angelegenheit von einzelnen engagierten Naturschützern ist. Staatlicher und privater Naturschutz müssen eng zusammenarbeiten. Dabei kommt Naturschutz erst dort richtig zum Tragen, wo die ortsansässige Bevölkerung die Schutzbestrebungen zu ihrem eigenen Anliegen macht.

Wohl jeder, der in Sachen Naturschutz tätig ist, macht immer wieder die Erfahrung, daß er Widerwillen und Widerstand spürt, sobald das Wort Naturschutz fällt.

Es gibt sich zwar jedermann als großer „Naturfreund“, doch nur solange er seine eigenen Ambitionen nicht berührt sieht. Nur wo offensichtlich direkte, materielle, persönliche Nachteile oder Gefahren durch Umweltzerstörungen drohen, formiert sich Widerstand.

In ihren Ansprüchen an die Natur sind die Bürger zumeist wenig aufgeklärt und darum bescheiden. Einen Fichtenstangenwald mit einer Rehfüterung darin halten sie für die reinste Natur. Motorsportveranstaltungen und Campingplätze im Landschaftsschutzgebiet werden von der Mehrheit der Bürger nicht als absurd empfunden. Autos auf den Wiesen statt Kühe, Flüsse und Bäche im Streckbett aus Beton – das alles nimmt das Auge des modernen Menschen nicht mehr als Perversion wahr. Die Natur wird als eine Ansammlung von Ruhebänken, Angelplätzen, Trimpfaden, Wander- und Reitwegen gesehen.

Vorerst also ist die Untere Naturschutzbehörde noch der Prügelknabe des sog. fortschrittlichen Bürgers.

- Wer ist schuld, wenn die Tennisplätze in Alsweiler nicht in die Talaue des Alsweilerbaches gebaut werden? Die Untere Naturschutzbehörde, denn sie ist mehr für die Erhaltung von Feuchtgebieten und unverbauten Talauen als für die Möglichkeiten sportlicher Betätigung.
- Wer ist schuld, wenn im Rahmen der Flurbereinigung auf der Gemarkung Urexweiler nicht jeder qm landwirtschaftlich genutzt wird? Die Untere Naturschutzbehörde, denn sie hat die Erhaltung von Hecken, Feldgehölzen, Streuobstanlagen und Feuchtbiotopen gefordert.
- Wer ist schuld, wenn die Oster über die Ufer tritt und die Wiesen wie seit Jahrhunderten überflutet werden? Die Untere Naturschutzbehörde, denn sie hat sich für den Bau eines Feuchtbiotops eingesetzt und das Abholzen der Ufergehölze während der Vegetations- und Brutzeit untersagt.
- Wer ist schuld, wenn der Bürger im Außenbereich ein Bienenhaus oder eine Gerätehütte nicht errichten darf? Die Untere Naturschutzbehörde, weil sie die Zustimmung zum Bau eines verdeckten Wochenendhauses nicht erteilt hat.

Man könnte diesen unvollständigen Katalog des naturschützerischen „Schwachsinn“ fortsetzen, bis das Reizwort „Arbeitsplätze“ viele. Da zieht der Naturschutz sogleich den Kopf ein. Denn wie steht man da angesichts von arbeitslosen Bürgern, wenn man dem Abbauunternehmen im Steinbruch den naturnahen Wald, der Erweiterung eines Gewerbebetriebes in der Talaue das Feuchtgebiet vorzieht? Als Mensch ohne Verantwortung, ja sogar als Zyniker, den die drängenden wirtschaftlichen Probleme unserer Zeit kalt lassen. Da fallen wir dann halt um, da mendeln wir Kompromisse heraus, denn irgendwie fühlt ja selbst ein Naturschützer sich mehr den Menschen als Schlüsselblume und Grasfrosch verwandt. „Der Mensch geht vor, von reiner Luft allein kann man nicht leben!“ sind die billigen Schlagworte, die bei Festreden den Applaus sichern. Daß man in giftiger Luft sterben kann, sagt keiner.

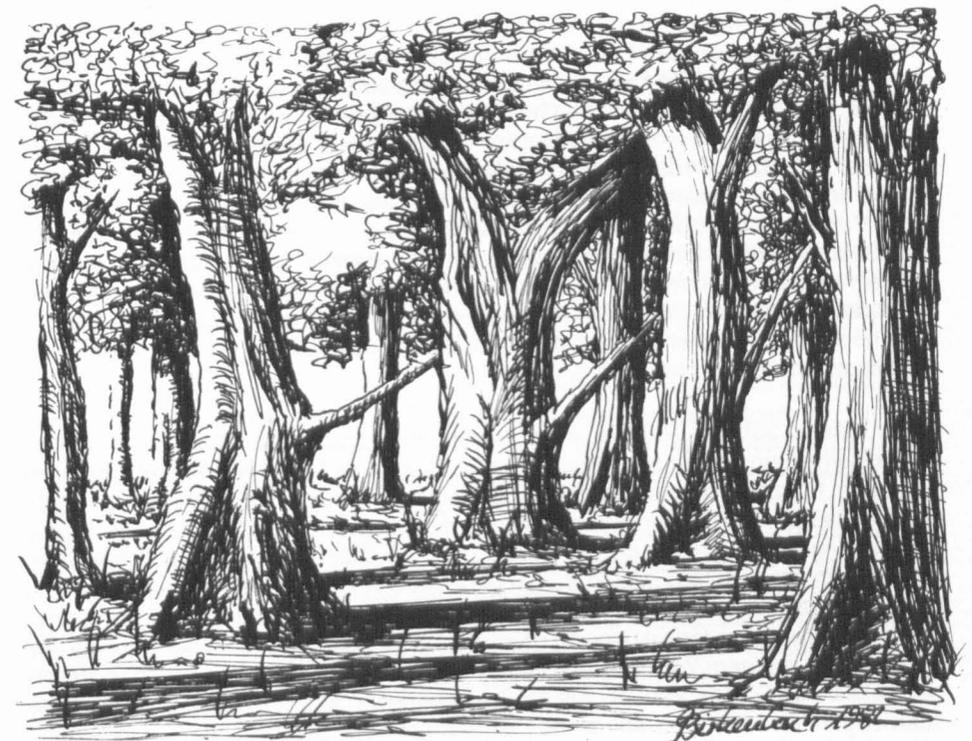
Aus dem bedingungslosen Ja zum Fortschritt resultiert Arbeitslosigkeit, nicht aus dem Nein des Naturschutzes zu einem Fortschritt, der menschenfeindlich ist, weil er den Menschen abnabelt von der Natur, deren Teil er ist. Wo immer menschliche Hände durch Maschinen und menschliche Hirne durch Computer ersetzbar sind, da schafft die Industrie den Menschen ab.

So lächerlich es klingt: Ein Politiker oder ein Beamter in unserem freiheitlich demokratischen Rechtsstaat muß tatsächlich Mut aufbringen, die Sperrung von ein paar Metern Seeufer oder das Betretungsverbot eines Waldes anzuordnen bzw. zu verantworten. Man möchte Entscheidungsträgern manchmal die Unverfrorenheit gewisser Jagdherren wünschen, die mitunter auf äußerst wackeliger oder gar fehlender Rechtsgrundlage des Wildes wegen gar nicht zimperlich lästigen Spaziergängern den Weg versperren, wenn sie nach dem Aufgang der Bockjagd oder in Zeiten der Winterfütterung Wald und Flur zu betreten wagen.

Viel von dem, was in unseren Tagen über Naturschutz geschrieben und geredet wird, ist leeres Geschwätz, sachlich unrichtig oder gar vorsätzlich gelogen. Wer Naturschutz verkündet, ohne etwas zu fordern, lügt. In die Reihe der Lügner läßt sich auch getrost derjenige stellen, der vorgibt, er werde die Sache schon in den Griff bekommen und es dabei bewenden läßt. Und da sind noch jene, die gerne etwas für die Natur täten, es aber achselzuckend geschehen lassen, daß wieder ein Feuchtgebiet verschwindet.

Andere wiederum liefern lieber geistreiche Beiträge, anstatt sich der harten Auseinandersetzung zu stellen. Oft wird Vorgartenpflege, Vogelfüttern und Beitragszahlung an einen Verband für aktiven Naturschutz ausgegeben. Harmlose Mogelei, Schwindel, Betrug, Lüge – dies alles widerfährt den im Naturschutz unserer Tage Verantwortlichen tagtäglich. Viele gutgläubige Bürger machen sich leider immer noch selbst etwas vor und auch Naturschützer, die deutlich ihre Meinung sagen oder ohne Rücksicht auf ihr persönliches Ansehen eine als sachlich richtig erkannte Meinung vertreten, sind ebenfalls noch viel zu selten.

Die Natur hat Kämpfer nötig, mehr denn je. Es ist wichtiger, die vielen Klagemauern aus Beton gar nicht erst entstehen zu lassen, als hinterher an ihnen zu weinen. Mut ist in der heutigen Anpassungsgesellschaft eine Tugend von großer Sprengkraft geworden.



Leitersweiler Buchen

Das Feuerlöschwesen

– Vom Ledereimer zum Tanklöschfahrzeug –

Von Hermann Lehne

Die Freiwilligen Feuerwehren des Landkreises St. Wendel haben bisher in den Jahrbüchern dieses Kreises keine zusammenfassende Darstellung gefunden. Dabei war im Jahre 1980 jeder einundzwanzigste männliche Bürger des Saarlandes zwischen dem 16. und 60. Lebensjahr freiwillig im Brandschutz tätig, wie sich aus der Broschüre „Sicherheit für den Bürger“ (S. 13) des saarländischen Innenministers vom März 1980 ergibt. Dieser Prozentsatz erhöht sich noch für den Landkreis St. Wendel, wo es von der oben genannten Altersgruppe insgesamt 2.100 Feuerwehrmänner gibt, d. h. jeder 10. dieser Organisation angehört.

Diese erste Darstellung der Feuerwehren des Landkreises St. Wendel kann natürlich nicht vollständig sein. Sie kann zwar den derzeitigen Stand der Wehren im Kreis St. Wendel exakt angeben, jedoch erscheint es dem Verfasser nicht nur notwendig, den Ist-Stand aufzuzeigen, sondern vor allen Dingen, wie er historisch gewachsen ist. Nach der Zielsetzung in der Überschrift will sie die Entwicklung des Feuerlöschwesens im Gebiet des Landkreises aufzeigen. Äußere Leitlinie sollen die Mittel sein, mit denen in der Vergangenheit und heute Brände bekämpft werden. Von daher bot es sich an, das älteste Feuerlöschmittel hierzulande, den Feuereimer, in Verbindung zu setzen mit dem derzeit modernsten Tanklöschfahrzeug mit der Typenbezeichnung LF 16. Die Spanne zwischen diesen beiden Löschgeräten erhellt daraus, daß eine Eimerkette höchstens 30 Eimer à 8 Liter, d. h. 240 Liter Wasser, das TLF 16 aber 2.400 Liter pro Minute an die Brandstelle fördern kann.

Hinter diesem äußeren Rahmen steht jedoch eine wesentliche innere Entwicklung. Zur Vorrathaltung des Feuereimers war jeder Einwohner früher verpflichtet, gezwungen durch Polizeiverordnungen. Heute stehen an den modernen Feuerlöschgeräten Bürger, die sich freiwillig und ehrenamtlich zu diesem Dienst verpflichtet haben. Diese Entwicklung vom polizeilich gezwungenen Untertan über den wahlberechtigten Citoyen bis zum ehrenamtlich tätigen Bürger gilt es ebenfalls aufzuzeigen. Denn erst aus dieser Darstellung erwächst Verständnis für die heutige Tätigkeit der Feuerwehren, deren Aufgabe schon längst über die übliche Brandbekämpfung hinausgewachsen ist und – wie es in einem Werbespruch einer Feuerwehr hieß – für die „Löschen längst nicht alles“ ist. Dieses Verständnis für die Feuerwehr zu stärken, die aus teilweise schwierigen Verhältnissen entstanden ist, mit sehr viel persönlichem Engagement und großen persönlichen Opfern der Feuerwehrmänner in der Vergangenheit zum heutigen Stand gewachsen ist, soll auch Aufgabe dieses Beitrages sein: Den Angehörigen der Jugendfeuerwehr kann sie das Selbstbewußtsein geben, einer Organisation anzugehören, die ihre Idee als „gemeinnützige, der Nächstenliebe dienende Einrichtung der Gemeinden“ (§ 8 Abs. 2 des Saarländischen Feuerschutzgesetzes) durch die verschiedenen staatlichen, politischen und kommunalen Änderungen des letzten Jahrhunderts verfochten und erhalten hat.

Zu danken ist den Wehrführern, Löschbezirksführern und Sachbearbeitern der Gemeinden und Städte, die der Bitte des damaligen Innenministers Alfred Wilhelm (mit Erlaß vom 27. 7. 1977) gefolgt sind und ihren Beitrag zu einer Dokumentation über Geschichte und Entwicklung der Feuerwehren im Saarland geleistet haben. Anstelle dieser vielen Helfer sei insbesondere Herr Heinrich Raßier aus Niederlinxweiler erwähnt, der für seine Gemeinde eine fast lückenlose Feuerwehrdokumentation erstellt hat, von der diese Arbeit profitiert. Viele Unterlagen sind durch Krieg und kommunale Gebietsreform verloren gegangen, aber vielleicht kann die Unvollständigkeit der folgenden Darstellung Anreiz sein, diese Lücken auszufüllen.

Das *Feuerlöschwesen bis zur Französischen Revolution* und der Besetzung und Verwaltung unseres Landes durch französische Truppen im Jahre 1794 ist geprägt von dem auf vielen anderen Rechtsgebieten bestehenden Gegensatz von Städten und Landgemeinden. In den Städten ist durch die gedrängte Bauweise bedingt der Feuerschutz schon seit der römischen Kaiserzeit organisiert durch hauptberufliche – oft militärische – Wehren, eine Organisationsform, die 1700 Jahre später Napoleon I. für die Stadt Paris aufgriff und die bis heute in dieser Form besteht. In den deutschen Städten des Mittelalters ist der Feuerschutz ein Teil des Selbstverwaltungsrechts dieser Gemeinwesen, wobei an alle Mitglieder der städtischen Gesellschaft und ihren Gemein-sinn appelliert wurde, so wie später das Allgemeine Landrecht für die Preußischen Staaten vom 1. Juni 1794 das „Feuerlöschwesen“ formulierte als „Gemeinarbeit“ (7. Tit., § 37, 13). Die Vorsteher der Städte erließen Vorschriften, wonach jeder Bürger einen Ledereimer, eine lange Leiter, Brunnenseil, Laterne und im Sommer einen Wasservorrat von acht Eimern vor der Tür haben sollte (Stadt- und Amtsordnung des Konrad von Sötern für St. Wendel, 1608). Damit war außer der Alarmierung durch Nachtwächter und Kirchenglocken lediglich der heutige vorbeugende Brandschutz geregelt. Den Feuergefahren waren daneben Bauvorschriften, z. B. über das Verbot von Strohdächern, gewidmet sowie unzählige Regelungen über den Umgang mit offenem Feuer, die bis zum Verbot von „offenen Tabakspfeifen“ reichten.

In den Landgemeinden regelten die Territorialherren Ähnliches durch Polizeiverordnungen. Für das herrschaftlich buntgemischte Gebiet des Landkreises St. Wendel vor dem Jahre 1794 gelten demnach z. B. für die Dörfer im nassau-saarbrücker Gebiet (Dörrenbach, Mainzweiler, Niederlinxweiler, Oberlinxweiler, Remmesweiler, Ur-exweiler und Werschweiler) die „Feuer-Ordnung vor die Dorffschafften der Graffschafft Saarbrücken und Herrschafft Ottweiler“ vom 10. Dezember 1760, für den Teil von Pfalz-Zweibrücken (etwa das Gebiet der heutigen Gemeinden Marpingen, Oberthal, Nohfelden und Freisen sowie des Ostertals) die Feuerlöschordnung des Pfalzgrafen Johann I. von Zweibrücken unter dem 20. Januar 1590 sowie im kurtrierischen Teil (heutige Stadt St. Wendel sowie Gemeinden Tholey und Nonnweiler) die Vorschriften des letzten Kurfürsten Clemens Wenzeslaus von Trier vom 27. November 1783 (Scotti, Sammlung, Teil III, Nr. 786).

Diesen obrigkeitlichen Regelungen ist gemeinsam, daß für jeden Haushalt ein Feuereimer angeschafft werden mußte und daß ohne dessen Nachweis bei Zuzug kein Bürgerrecht oder bei Heirat keine Erlaubnis erteilt wurde. Als weitere Löschwerkzeuge wurden Brandleitern, Brandhaken (zum Einreißen der brennenden Gebäude) und Handspritzen vorgeschrieben. Eine Besonderheit für die Gebiete von Kurtrier bildet die Pflicht zur Anlegung von Brandweihern, die teilweise in den Ortschaften dieses Gebietes noch heute zu finden sind. Zum Löschen selbst waren alle Dorfbewohner –

bei harten Strafen und oft durch Belohnung für die zuerst an der Brandstelle Erschienenen – angehalten: Frauen und Kinder zum Bilden der Eimerkette, Fuhrleute zum Wassertransport in Fässern, Handwerker (insbesondere Zimmerleute, Schornsteinfeger und Schmiede) zum Helfen an der Brandstelle. Jedoch konnte dieser Zwang auf die Untertanen keinen wirksamen Schutz gegen Brände bewirken, wie allein in der Stadt St. Wendel fünf schwere Brände im 16. Jahrhundert und sechs solche im 17. Jahrhundert zeigen. Dies führte schon 1786 in dieser Stadt zur Anschaffung einer „großen Feuerspritze“.

Die *Zeit der französischen Verwaltung* (1794 – 1815) brachte die Anfänge von wesentlichen Umgestaltungen im Feuerlöschwesen. Erstmals tritt anstelle des staatlichen Zwangs zur Löschhilfe das Element der Freiwilligkeit. Wohl unter dem Einfluß der napoleonischen Verwaltung entstand nach dem Beispiel der Stadt Metz bereits im Jahre 1811 in der Stadt Saarlouis die erste freiwillige Feuerwehr im deutschsprachigen Raum als „Compagnie de Pompiers“. Die wesentliche Neuerung dieser Einrichtung bestand darin, daß sich Bürger ehrenamtlich, ohne behördlichen Zwang zusammenfanden, um für den Brandfall in einer festen Organisation und mit Übungen, Uniformen gerüstet zu sein. Bis es auch an anderen Orten des Saarlandes ca. 50 Jahre später zu ähnlichen Gründungen kam, waren viele Regelungen von seiten der Behörden notwendig. Vielleicht hat gerade die Vielzahl dieser Vorschriften das erwachende Bürgerbewußtsein im Gemeindebereich so sehr angeregt, daß die Institution der Freiwilligen Feuerwehr kommen mußte. Ein erster Schritt hierzu waren einheitliche Regelungen des Feuerschutzes für das Gebiet des heutigen Saarlandes durch den Präfekten des Saardepartements am 4. November 1803. Dieser Regelung lag das Gesetz der Pariser Nationalversammlung vom 22. Juli 1791 zugrunde, wonach jedem Bürger (citoyen) der Dienst in der Feuerwehr zur Pflicht gemacht wurde. Auf dieser Grundlage erließ z. B. der damalige Maire Charles Cetto von St. Wendel bereits am 11. April 1803 eine „Brandverordnung“, in der Bürger namentlich und mit ihrer Funktion aufgeführt sind, die sie im Brandfalle einnehmen sollten: die „Rottenmeister“ zur Aufsicht über das Gerät und die Eimerketten, die „Layendecker“ als Leiterträger, die Zimmerleute mit Äxten und Haken sowie die Pumpen- und Rettungsmannschaften (Stadtarchiv St. Wendel C 2/139).

Nach Beendigung dieser französischen Verwaltung folgten im Raum St. Wendel die herzoglich sachsen-coburgische Landeskommission und Regierung des Fürstentums Lichtenberg (9./11. September 1816 – 31. Mai 1834) diesem Beispiel, wie aus einer Anschaffungsgenehmigung von Feuerlöschgeräten für die Gemeinden Alsweiler, Winterbruch und Niederlinxweiler vom 12. November 1816 hervorgeht (Stadtarchiv St. Wendel C/2). Einheitlich für den damals preußischen Teil des Saarlandes regelte sodann detailliert die Feuer-Ordnung für den Regierungsbezirk Trier am 14. Juni 1837 (Amtsbl. der Reg. zu Trier S. 311) den gesamten Brandschutz, angefangen von „Maßregeln zur Verhütung der Feuersgefahr“ wie Dach-, Backöfen-, Brandmauern- und Schornsteinbau, die notwendigen Feuerlöschgeräte wie Spritzen und Eimer und ihre Unterhaltung, die „Hülfeleistung“ für Nachbargemeinden samt Entgelt dafür und schließlich die Errichtung von „Brandcorps“. Diese bestanden für jede Bürgermeisterei (Ämter) in der damaligen Zeit und gliederten sich in je eine „Feuerlösch-Compagnie“ (bestehend aus 28 Mann, darunter Spritzenmeister, Röhrführer, 12 Pompiers oder Drucker und Leitermeistern) und eine „Rettungs-Compagnie“. Unter dem Bürgermeister als „Chef des Brandcorps“ werden vom Gemeinderat unter den männlichen Einwohnern vom 16. bis zum 60. Lebensjahr dessen Mitglieder „gewählt“

für mindestens drei Jahre, „da es an und für sich Pflicht eines jeden Staatsbürgers ist, seinen Mitbürgern . . . zu Hülfe zu eilen“. Damit kommt zum erstenmal das ehrenamtliche Element und – da man nach den o. g. drei Jahren im Brandcorps bleiben konnte – das freiwillige Element des heutigen Feuerwehrdienstes zum Vorschein. Doch erst im Jahre 1846 kommt es in Berlin auf Betreiben des Magistrats zu einer Trennung des Löschwesens von der unmittelbaren Staatsverwaltung (Polizei), eine Entwicklung, die sich in der Gründung eines „Pompiers-Corps“ aus Freiwilligen im gleichen Jahre in Durlach fortsetzt. Dennoch dauert es in unserem Gebiet, bis diese von den Gemeindebürgern her entstandene Organisationsform den behördlichen Segen erhält durch eine Polizei-Verordnung vom 5. Juni 1886 (Amtsbl. Reg. Trier, S. 211), so daß neben den Brand-Corps auch „Freiwillige Feuerwehren“ errichtet werden dürfen durch „Statut“, d. h. Satzung der Gemeinde, die vom Landrat zu genehmigen war bei „Übernahme der entsprechenden Verpflichtungen und (Nachweis) ihrer militärischen Organisation“. Wie weit und wie schnell von diesem „Dürfen“ Gebrauch gemacht wurde, soll bei den Angaben zu den einzelnen Gemeinden des Landkreises St. Wendel aufgezeigt werden. Jedoch scheinen solche Bestrebungen nicht überall in den preußischen Ländern entstanden zu sein, da mit Gesetz vom 21. Dezember 1904 (GS S. 291) die rechtliche Möglichkeit der Gründung von „Pflichtfeuerwehren“ durch Polizeiverordnung gegeben wurde, falls keine freiwillige Feuerwehr bestehe. Die solchermaßen „anerkannten“ freiwilligen Feuerwehren bestimmten in ihren Satzungen, daß sie „öffentliche Einrichtungen der Gemeinde“ und „bei Ausübung des Feuerwehrdienstes ausführendes Organ der Polizeibehörde“ sind, ihre Uniformierung, regelmäßige Übungen, die Wahlen der „Brandmeister“ (Wehrführer), die Ausrüstung, die Unfallversicherung und den Zusammenschluß zu Feuerwehrverbänden. Beim ersten Verbandstag der Feuerwehren des Kreises St. Wendel am 24. Juli 1927 traten diesem Verband neun Freiwillige Feuerwehren (St. Wendel, Oberlinxweiler, Niederlinxweiler, Alsweiler, Bliesen, Gronig, Gudesweiler, Marpingen und Oberthal) bei sowie fünf Pflichtwehren (Urexweiler, Balterweiler, Hofeld, Namborn und Urweiler).

In der sogenannten *Saargebietszeit* (1919 – 1935) erfolgten keine Veränderungen in Organisation und Bestand der Feuerwehren. Als Beispiel dafür, wie schon damals die Männer der Wehren politischen Einflüssen mit starkem Selbstbewußtsein trotzten, sei der Beschluß aller saarländischen Wehrführer vom 19. Dezember 1922 erwähnt, worin eine Entnationalisierung der Wehrführerhelme durch Weglassen der Helmspitze, Kokarde und des Adlers abgelehnt wurde, weil sie sich diesen Helm „selbst geschaffen haben“.

Nach der *Rückgliederung des Saarlandes* am 1. März 1935 wurde in den preußischen Teilen unseres Landes das Gesetz über das Feuerlöschwesen vom 15. Dezember 1933 (GS, Nr. 79) eingeführt, das erstmals zwischen Berufs-, Freiwilligen- und Pflichtfeuerwehren unterschied, wobei die – in erster Linie anzustrebenden – freiwilligen Feuerwehren bezeichnet wurden als „Vereine, deren Vereinszweck in der Bekämpfung der Feuersgefahren besteht“ (§ 5 Abs. 1) und die der Anerkennung der Polizeiaufsichtsbehörde bedurfte. Daneben begann der Einfluß der damaligen Staatspartei auf die Angehörigen und die Organisation der Wehren: Stadtbaurat Karl Kassemeyer aus St. Wendel wurde Landesfeuerwehrführer im „Führerrat“ des saarländischen Landesfeuerwehrverbandes (Amtsbl. Regierungskommissar 1935, S. 399), die Wehrführer mußten vom Reichskommissar „bestätigt“ werden, neue Uniformen und Rangabzeichen wurden eingeführt, und bei SA-Leuten hatte der Dienst in dieser Organisa-

tion dem Feuerwehrdienst vorzugehen. Dennoch war der Trend zur Bildung von Freiwilligen Wehren nicht aufzuhalten, nach Balle (in Festschrift zum Kreisfeuerwehrtag Merzig-Wadern 1962) war die Sollstärke der Feuerwehren im Gebiet des heutigen Saarlandes mit 12.656 Mann im Jahre 1939 „zufriedenstellend“.

Doch schon ein Jahr zuvor hatte das *Reichsgesetz über das Feuerlöschwesen* vom 23. November 1938 (RGBl. I, S. 1662) der langsam in Jahrzehnten gewachsenen Idee der freiwilligen, vom Bürger- und Gemeinssinn getragenen Wehren einen schweren Rückschlag versetzt. „Die wachsende Bedeutung . . . vor allem für den Luftschutz“ sowie „die Schaffung einer straff organisierten, vom Führerprinzip geleiteten . . . Polizei- (Hilfspolizei-)truppe unter staatlicher Aufsicht“ waren laut Gesetzeseinleitung Motive und Ziele. Unter dem Polizeibegriff wurden reichseinheitlich Uniformen, Rangabzeichen, Dienstgrade militarisiert, die Feuerwehrvereine und -verbände aufgelöst, die staatlichen Regelungen und der staatliche Einfluß vermehrt. Als Polizeiaufgabe waren im Saarland die Wehren gemäß den Ortspolizeibezirken (Ämter) organisiert, so daß von daher der Begriff der „Amtswehr“ datiert und die bisherigen Wehren in den Gemeinden zu Lösch- oder Halbzügen degradiert wurden. Im Kriege selbst bestanden jedoch diese „Wehren“ ihre härteste Bewährungsprobe. Oft personell unterbesetzt, die Lücken ausgefüllt mit Notdienstverpflichteten und Frauen sowie – ab 1942 – mit Angehörigen der Hitlerjugend (d. h. ab dem 14. Lebensjahr), haben sie Brandeinsätze von in Friedenszeiten unvorstellbaren Ausmaßen bewältigt.

Diese Militarisierung und Politisierung der freiwilligen Feuerwehren haben den Wiederaufbau auf diesem Gebiet *nach dem Kriegsende* sehr erschwert. Einerseits war für die aus dem Kriegseinsatz zurückgekehrten Männer die Abneigung gegen Uniformen und Tätigkeit in einer Organisation allzu leicht verständlich, andererseits hatte die Militärregierung des Saargebietes mit Erlaß vom 22. Mai 1946 die Sollstärke der saarländischen Wehren auf die Hälfte, d. h. 6.000 Mann verringert. Doch schon mit Beschluß des saarländischen Ministerrates vom 12. Oktober 1948 wurde diese Sollstärke erhöht, so für den Kreis St. Wendel auf 2.100 Mann, wobei die „kleinen Gemeinden“ mindestens 18 Mann haben sollten. Noch unter der Geltung des – allerdings von NS-Gedankengut bereinigten – Feuerlöschgesetzes von 1938 beschränkten sich staatliche Regelungen im wesentlichen auf die Förderung der Wiederorganisation und der Ausstattung der Feuerwehren. Unter der Leitung des „Landesfeuerwehramtes“, das von 1941 bis 1946 in der Stadt St. Wendel seinen Sitz hatte und bis zum Jahre 1965 bestand, wurde neues Gerät beschafft, „Spritzenhäuser“ gebaut, wiederum neue Bekleidungs Vorschriften („Skimütze“) erlassen und die Ausbildung – seit dem Jahre 1950 – an der Feuerweherschule des Saarlandes aufgenommen.

Von 1947 bis 1967 war Heinrich Dämmgen Kreisbrandmeister. Sein besonderer Verdienst war der Aufbau des Feuerlöschwesens nach dem 2. Weltkrieg und in vielen Orten die Gründung von freiwilligen Wehren.

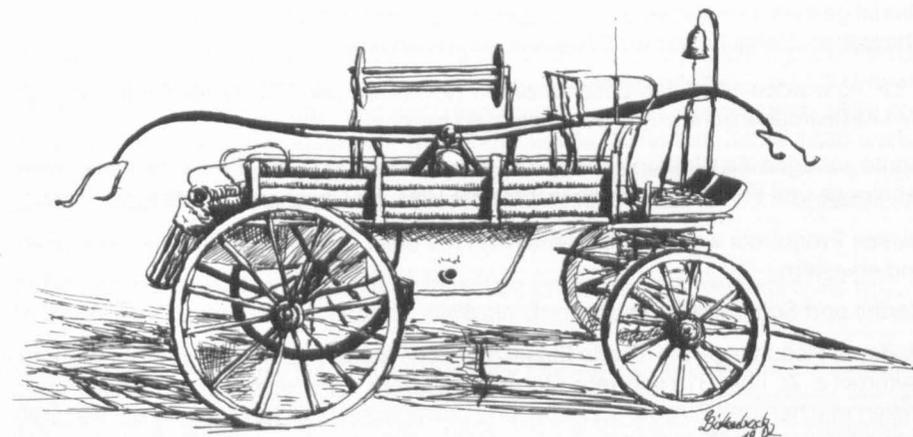
Eine neue, zeitgemäße und – nach dem politischen Anschluß an die Bundesrepublik zum 1. Januar 1957 – demokratische Organisation hat das Feuerwehrwesen durch das Gesetz über den Feuerschutz im Saarland vom 28. Juni 1967 (Amtsbl. S. 630). Die Verhütung und Bekämpfung von Bränden, die Technische Hilfe bei Unglücksfällen und bei friedensmäßigen öffentlichen Notständen ist Aufgabe des Feuerschutzes, der von den Gemeinden und den Landkreisen zu gewährleisten ist. Zwar geschieht dies „im Auftrag des Landes“ und mit seiner finanziellen Unterstützung, jedoch ist der Dienst auf freiwilliger und ehrenamtlicher Grundlage. Damit war nach fast 100

Jahren für die freiwilligen Feuerwehren der Stand erkämpft, durchgestanden trotz aller Eingriffsversuche und erreicht, in dem wir „unsere Feuerwehr“ heute kennen. Der 1967 gewählte und heute noch amtierende Brandinspekteur Peter Klein hat in Zusammenarbeit mit seinen Führungskräften für den zeitgerechten Ausbau der Feuerwehren des Kreises einen Organisationsplan mit einem mittel- und langfristigen Finanzplan erstellt. Modernes Gerät wurde beschafft, ein Fahrzeug-, Gerätehaus- und Ausbildungs-Programm erarbeitet und mit der Gründung von Jugendwehren begonnen.

Diese Feuerwehr ist aus dem Gemeinschaftsleben unserer Dörfer nicht mehr wegzu-denken. Ihrer Hauptaufgabe, dem Löschen von Feuer, haben sich vielfältige andere Pflichten hinzugesellt: neben der technischen Hilfe tritt in neuerer Zeit der Umweltschutz hinzu bei Bekämpfung von Wald- und Wiesenbränden, bei Beseitigung von Ölschäden auf Straßen und Gewässern und beim Einsatz in Hochwasserzeiten.

Wenn von sonstigen Vereinen und Verbänden das fehlende Engagement der Jugendlichen oft beklagt wird, trifft dies kaum für die Jugendfeuerwehren (Jugendliche von 12 bis 16 Jahren) zu, die dort für den späteren Dienst in der Feuerwehr ausgebildet werden. Daneben finden für die Jugend Zeltlager, Schulungsübungen, Sportturniere etc. statt.

Selbst die kommunale Gebietsreform des Jahres 1974, bei der im Landkreis St. Wendel 72 frühere Gemeinden aufgelöst und aus ihnen acht Einheitsgemeinden gebildet wurden, haben die freiwilligen Feuerwehren überstanden. Sie sind „vor Ort“ und „im Ort“ geblieben – die organisatorische Umwandlung von Gemeindefeuerwehren in „Löschbezirke“ hat sie nicht beeinträchtigt.



Pferdebespannte Feuerspritze der Fa. Gustav Ewald GmbH, Cüstrin/Neustadt, Bj. 1924.

Die Feuerwehr heute

Ein Auszug aus dem Brandschutzbericht am Kreisfeuerwehrtag 1982 mag die besondere Stellung der Feuerwehren im Landkreis verdeutlichen:

Die Mannschaft

Heute zählen wir in den 8 Gemeindefeuerwehren mit 70 Löschbezirken 2100 aktive Feuerwehrmänner und in 41 Jugendwehren 526 Jugendlichen im Alter zwischen 12 und 16 Jahren. Eine große Zahl Jugendwehrmänner wurde in den beiden letzten Jahren in die aktiven Reihen aufgenommen.

Neben der Ausbildung an der Landesfeuerwehrschule wurden 1980 und 1981 21 Lehrgänge der Fachbereiche Atemschutz, Ölwehr, Sprechfunk und Gerätekunde durchgeführt, wobei 314 Wehrmänner eine zusätzliche Ausbildung erhielten.

Neue Gerätehäuser

Zur Unterbringung der Fahrzeuge und Geräte, aber auch zur Schulung der Mannschaft wurde das Gerätehausprogramm fortgesetzt. Über die Hälfte aller Gerätehäuser wurden neu gebaut oder durch Umbau funktionsfähiger.

Neuzeitliche Gerätehäuser werden 1982 fertiggestellt in Selbach, Gehweiler, Eitzweiler, Güdesweiler, Bergweiler und Tholey. Weitere Gerätehäuser wurden umgebaut und renoviert. Projektpläne sind erstellt für Reitscheid, Bliesen, Haupersweiler, Grüngelborn, Nohfelden, Otzenhausen, Schwarzenbach und Osterbrücken.

Die Fahrzeuge

Im Berichtszeitraum wurden 8 Tragkraftspritzenfahrzeuge, 2 LF 16 und 1 TLF 8 in Dienst gestellt. Der zweite Gerätewagen wurde dem Autobahnstützpunkt Bergweiler übergeben. Damit haben wir 5 Rüstwagen im Landkreis.

2 LF 16 wurden 1982 den Löschbezirken Nohfelden und Theley als Ergänzung für den Katastrophenschutz aus Bundesmitteln beschafft.

Heute verfügen die Wehren des Kreises über 42 TSF, 39 LF 8, 7 LF 16, 15 Tanklöschfahrzeuge und Fahrzeuge für die technische Hilfe, für Ölwehr und Rettungseinsatz.

Dieses Programm werden die Gemeinden mit einer langfristigen Planung ergänzen und erweitern.

Geräte und Schutzkleidung

Moderne Rettungsgeräte für alle Einsatzbereiche stehen zur Verfügung. Die Wehren verfügen z. Zt. über 318 schwere Atemschutzgeräte. Eine feste und 94 mobile Funkstellen machen den Einsatz schneller und beweglicher. Die Ausstattung mit weiterer Schutzkleidung hat begonnen.

Im Rahmen der technischen Hilfe wurden 5 Rettungssätze, bestehend aus Rettungsschere, Spreitzer und Hebekissen, beschafft. Dieses Programm hat sich bei vielen Einsätzen bewährt und wird 1982 erweitert.

An dieser Stelle möchte ich dem Land für die Zuschußgewährung und der Bereitschaft der Gemeinderäte und dem Kreistag für die Durchführung aller Beschaffungsmaßnahmen ein herzliches Dankeswort sagen.

Moderne Alarmierungstechnik

Im Bereich der Notruftechnik 73 haben wir für ein modernes Alarmierungs- und Nachrichtensystem bei der Feuerwache St. Wendel eine Nebenstelle der Notrufabfrage 112 eingebaut. Dadurch erreichen wir die Voraussetzung für die Beschaffung von Funkalarm-Empfängern in allen Kreisgemeinden.

Die Einsätze

Im Berichtszeitraum wurden die Wehren des Kreises zu über 400 Einsätzen gerufen. Dabei konnten Menschen vor dem Feuertod bewahrt und zahlreiche Personen bei Straßenverkehrsunfällen geborgen werden. Sachwerte konnten durch schnelle und wirkungsvolle Einsätze erhalten und Schäden reduziert werden. Ich denke dabei auch an die Hochwassereinsätze, wo unsere Wehren in Gemeinsamkeit mit THW und DRK Vorbildliches geleistet haben.

Diese bis hierher aufgezeigte allgemeine Entwicklung des Feuerwehrwesens wäre von nur theoretischem Interesse, wenn ihr nicht die Entstehung der Wehren in den einzelnen – früheren und jetzigen – Gemeinden des Landkreises St. Wendel folgen würde. Sie kann jedoch an dieser Stelle nur skizzenhaft und notwendigerweise unvollständig sein, soll aber die wichtigsten Daten der Gründung enthalten, die Gründer und ihre Arbeit würdigen sowie Besonderheiten festhalten.

Kreisstadt St. Wendel

Schon im Jahre 1786 beschaffte der Magistrat der Stadt die erste „große Feuerspritze“, 1818 eine zweite, dazu vier Feuerhaken, vier Feuerleitern und 100 Feuer-eimer. Feuerlöschordnungen sind noch vorhanden aus den Jahren 1803, 1831 und 1865, als eine Art Pflichtfeuerwehr gegründet wurde. Schon im Jahre 1883 wurde erstmals eine freiwillige Feuerwehr mit Johann Karl Kockler als „Kommandeur“ gegründet (Max Müller, Geschichte der Stadt St. Wendel, 1927, S. 727 ff), die jedoch von 1893 – 1901 durch eine Pflichtfeuerwehr ersetzt wurde.

In *Bliesen* wurde am 9. Mai 1926 eine freiwillige Feuerwehr mit Nikolaus Kunz als „1. Brandmeister“ gegründet, die bereits 1928 ein Gerätehaus erhielt.

In *Leitersweiler* wurde die bis 1930 bestehende Pflichtfeuerwehr erstmals in eine freiwillige Wehr mit 28 Mitgliedern unter Brandmeister Otto Blinn umgewandelt, die Wehr bis 1946 führte. Ein Gerätehaus wurde 1953 eingeweiht, eine Tragkraftspritze 1959 und ein Fahrzeug hierzu 1964 angeschafft.

Als im Jahre 1932 in *Niederlinxweiler* ein Kreisfeuerwehrtag stattfand, konnte die freiwillige Feuerwehr bereits ihr 25jähriges Stiftungsfest (Herbst 1907 unter dem „Corpsführer“ Karl Seresse) feiern und mit dem Festerlös das erste motorisierte Löschfahrzeug anschaffen. Schon einige Jahre vorher war ein „Spritzenhaus“ erbaut worden und bestanden innerhalb der Wehr eine Sanitätskolonne und eine Feuerwehrkapelle.

Nachdem für die Pflichtfeuerwehr in *Oberlinxweiler* von der Gemeinde eine fahrbare Feuerspritze mit Handbedienung angeschafft worden war und 1919 einem Großbrand zwei Häuser zum Opfer fielen, kam es im Januar 1920 zur Gründung einer Wehr mit 80 Freiwilligen unter dem Brandmeister Johann L'Hoste. Die Uniformen bezahlten diese zum Teil „aus eigener Tasche“. Aus dieser Wehr ist der erste Kreisbrandmeister des Kreises St. Wendel, Erich Rohr (1927 – 1935) hervorgegangen. Im Zweiten Weltkrieg war die Wehr – mit Unterstützung von Jugendlichen (FW-HJ) – mit dem Feuerwehrfahrzeug nach Bombenangriffen in Neunkirchen und Saarbrücken im Einsatz. Eine Jugendfeuerwehr besteht seit dem Jahre 1972.

Eine freiwillige Wehr wurde in *Dörrenbach* erst 1934 gegründet, die 1936 ein Gerätehaus und 1942 eine Motorspritze erhielt. Schon im Protokoll der ersten Generalversammlung am 3. 2. 1935 ist die Feuerwehrsitte festgehalten, daß der Bürgermeister als „Cheff der Wehr uns etwas Gutes spendete“.

Zur Gründung einer freiwilligen Wehr in *Urweiler* kam es auf Anregung des Gemeinderates am 19. März 1927 unter dem Brandmeister Jakob Marx-Baltes, nachdem ein Gerätehaus erbaut worden war und bald eine fahrbare Drehleiter beschafft wurde.

Unter dem Amtswehrführer St. Wendel-Land, Ernst Ulrich, wurde am 1. Oktober 1933 in *Werschweiler* die freiwillige Feuerwehr beschlossen, die bereits 1934 ein Gerätehaus und 1935 eine Pumpe erhielt.

In *Winterbach* wurde 1927 die Pflichtwehr durch eine freiwillige Wehr ersetzt unter Brandmeister Wilhelm Dewes, die 1929 ein Gerätehaus erhielt.

In den *Ostertalgemeinden*, die erst 1947 zum Landkreis St. Wendel kamen, bestanden bis dahin nur Pflichtwehren. Freiwillige Wehren wurden danach auf Anregung des Kreisbrandmeisters Heinrich Dämmgen gegründet in Bubach (28. April 1951 unter Wehrführer Hermann Müller), in Hoof (24. Juli 1952 unter Artur Knoop), in Marth (1952), in Niederkirchen (1952), in Saal (1952 unter Werner Drumm) und in Osterbrücken (1953).

Gemeinde Freisen

Eine Darstellung der Geschichte der heutigen Löschbezirke dieser Gemeinde leidet durch das politische Schicksal dieses Raumes: von 1816 bis 1835 zum Fürstentum Lichtenberg gehörend, kam es nach 1920 zum sogenannten Restkreis St. Wendel-Baumholder, ab 1937 zu Kreis Birkenfeld und erst ab 1946 zum Saarland.

In *Freisen* löste 1927 die unter Brandmeister Nikolaus Morbacher freiwillige Wehr die bisherige Pflichtfeuerwehr ab. Die ersten Uniformen sollen die Wehrmänner sich durch Theaterspielen verdient haben. Für das selbstbewußte Behaupten dieser Wehr gegenüber dem NS-Regime spricht der Ausschluß der Wehrmänner aus der Feuerwehr, die am Fronleichnamstag 1937 „entgegen dem Verbot an der Prozession in Uniform teilgenommen haben“ (Verfügung des Kreiswehrführers Idar-Oberstein vom 12. Juli 1937), worauf es zur Gründung einer Pflichtfeuerwehr kam.

In *Oberkirchen* wurde am 11. August 1927 eine freiwillige Wehr unter Brandmeister Jakob Scheid geschaffen.

Gemeinde Marpingen

Ein schwerer Haus- und Autobrand waren Anlaß, am 1. Februar 1923 in *Marpingen* eine freiwillige Feuerwehr samt Spielmannszug zu bilden. Diese richtete 1928 das Kreisverbandsfest im Ort aus, erhielt 1930 ein Feuerwehrgerätehaus und 1937 das erste Motorlöschfahrzeug.

In *Alsweiler* wurde am 22. März 1925 eine freiwillige Wehr gebildet, die aber erst laut Beschluß des Gemeinderates vom 5. April 1933 anerkannt wurde als „vollwertiger Ersatz für eine Pflichtfeuerwehr“. Seit 1973 wird der Nachwuchs in einer Jugendfeuerwehr herangebildet.

In *Berschweiler* soll die Feuerwehr seit 1929 bestehen, während sie in *Urexweiler* am 30. Juli 1927 gebildet wurde (Brandmeister Robert Guthörl) anstelle der seit 1907 bestehenden Pflichtwehr. Diesen war bereits laut Beschluß des Gemeinderates vom 15. Oktober 1922 für die Feuerwehrübungen pro Jahr „50 Liter Bier“ bewilligt.

Gemeinde Namborn

In der früheren Gemeinde *Namborn* wurden nachweislich bereits 1865 „Feuerleitern“ beschafft und 1891 lehnte der Gemeinderat eine Spende der „Rheinischen Provinzial-Feuer-Societät“ (= Feuerversicherung) für eine neue Spritze ab, weil die Gemeinde bereits „Miteigentümerin der in dem . . . Ort Hofeld vorhandenen vierrädrigen Spritze“ sei. Zur Gründung einer Pflichtfeuerwehr kam es am 8. August 1806, die am 3. April 1927 durch eine freiwillige Wehr unter Brandmeister Jakob Gref abgelöst wurde und erst 1937 die erste fahrbare Motorspritze erhielt. Eine Jugendfeuerwehr besteht seit dem Jahre 1972.

Die gleiche Entwicklung finden wir in *Baltersweiler*, wo es unter Brandmeister Jakob Naumann 1927 zu einer freiwilligen Feuerwehr kam, die 1929 eine mechanische Leiter erhielt und 1930 das Kreisfeuerwehrfest (Baumholder) ausrichtete.

Im Mai 1926 wurde in *Hofeld-Mauschbach* eine freiwillige Wehr gebildet unter Brandmeister Peter Hasstenteufel, die auch für das Gebiet der Gemeinden *Eisweiler* und *Pinsweiler* tätig war. Letztere schloß sich 1952 der Wehr von *Hirstein* an, Eisweiler wurde 1953 eine selbständige Wehr.

Ebenfalls 1927 wurde in *Furschweiler* mit Johann Sartorius als Brandmeister eine Wehr gebildet; die ersten Geräte wurden durch den Gemeinderat, „der zum überwiegenden Teil aus Mitgliedern der Wehr bestand“ beschafft. Nach dem Kriege erst 1948 wiedergegründet, hatte die Wehr bereits 1964 eine Jugendwehr.

Die Wehr in *Gehweiler* soll seit 1931 bestehen, die in *Heisterberg* wurde 1956 selbständig, nachdem sie vorher ab 1933 als Löschzug Namborn-Heisterberg fungierte wie auch der sogenannte Halblöschzug *Roschberg*.

Gemeinde Nohfelden

Die spärlichen Nachrichten aus diesem Raum haben ihre Ursache wohl in der früheren Zugehörigkeit des Amtes (Bürgermeisterei) Nohfelden bis 1937 zum Landesteil Birkenfeld des Herzogtums (Freistaates) Oldenburg und bis 1946 zum Landkreis Birkenfeld. In dieser Zeit wurden bereits um 1890 in Schwarzenbach, Neunkirchen/Nahe, Selbach und Nohfelden fahrbare Feuerspritzen beschafft. Wiedergründungen der freiwilligen Feuerwehren erfolgten in *Eiweiler* 1952 und *Sötern* vor 1956. Die Wehr von *Walhausen* besteht seit 1924 und die von *Wolfersweiler* seit 1932.

Gemeinde Nonnweiler

Auch hier fehlen durch die Kriegereignisse Unterlagen über die Tätigkeit der Feuerwehr bis 1945. Für die Gemeinden des Amtes *Nonnweiler* wurde mit Polizeiverordnung vom 20. Januar 1947 eine Pflichtfeuerwehr vorgeschrieben und nach der Gründung von freiwilligen Wehren in den Jahren von 1950 bis 1958 in den amtsangehörigen Gemeinden Gerätehäuser gebaut und Löschfahrzeuge beschafft. Bekannt sind die Nachkriegsbildung von freiwilligen Feuerwehren in *Otzenhausen* 1952 (Wehrführer Ernst Mörsdorf), in *Schwarzenbach* 1952 (Wehrführer Karl Wortmann) und in *Primstal* 1951 (Wehrführer Johann Becker), wo 1970 der Kreisfeuerwehrtag St. Wendel stattfand und seit 1974 (wie in Nonnweiler 1975) eine Jugendwehr besteht.

Gemeinde Oberthal

Am 20. September 1925 wurde in *Oberthal* „endgültig“ laut Beschlußbuch eine freiwillige Feuerwehr gegründet unter dem Brandmeister Bollinger. Zur Beschaffung der Helme und Gürtel trug jeder Feuerwehrmann einen Betrag von 20,- Franken – damals mehr als ein Bergmannsschichtlohn – bei. 1926 verpflichteten sie sich sogar, die Uniformröcke selbst zu bezahlen. Ein wichtiger Teil der Ausbildung war laut der oben genannten Quelle das häufige „Fußexerzieren auf dem Schulhof“, der Spielmannszug, der bis 1939 bestand, und eine Sanitätsabteilung. Kreisfeuerwehrtage wurden 1935 und 1976 in Oberthal abgehalten. 1930 wurde das Feuerwehrgerätehaus errichtet und 1935 das erste Fahrzeug angeschafft.

In *Gronig* kam es am 26. Juli 1926 zur Bildung einer Wehr unter Brandmeister Johann Schohl, die bald mit „schwarzen Arbeitsröcken und -mützen“ ausgestattet wurde und als erste Ausrüstung eine „Hand- und Druckspritze“ erhielt.

Unter dem Brandmeister Johann Buschauer war am 1. Januar 1925 in *Güdesweiler* ebenfalls eine freiwillige Wehr beschlossen worden.

Von *Steinberg-Deckenhardt* wissen wir nur, daß der Bürgermeister dieser Gemeinde sich 1889 gegen einen von der großherzoglichen Regierung in Birkenfeld vorgeschriebenen Brandwehler wehrte, weil die Gemeinde schon zur Löschwasserversorgung einen „10.000 Liter fassenden gußeisernen Brunnenrog für 250 Thaler“ beschafft hatte.

Gemeinde Tholey

Aus dem Beschlußbuch der freiwilligen Feuerwehr der früheren Gemeinde *Tholey* ergibt sich, daß dort am 12. Dezember 1875 „zum Hauptmann Johann Kunrath, zum Feldwebel Peter Dedas und zum Brandmeister Josef Bard“ gewählt wurden und diese Wehr somit die älteste im Landkreis St. Wendel ist. Sie wurde 1884 reorganisiert, hatte aber zu diesem Zeitpunkt bereits eine Druckspritze mit der Aufschrift „Stadt Tholey Nr. 1“. Schon 1933 erhielt die Wehr eine fahrbare Motorspritze, die auf die im Jahre 1935 gebildete Amtsfeuerwehr Tholey übergang. Der 1941 angeschaffte Mannschaftswagen (LF 8) war 1944 – 1945 zu schweren Einsätzen in Kaiserslautern, Mannheim-Ludwigshafen und Frankenthal.

In *Bergweiler* bestand seit 1860 zusammen mit *Sotzweiler* eine Pflichtfeuerwehr mit einem gemeinsamen „Feuerspritzenhaus“ (lt. Beschluß des Gemeinderates vom 11. April 1859). Im Jahre 1925 wurden diese durch eine gemeinsame freiwillige Feuerwehr unter Brandmeister Nikolaus Backes abgelöst und 1931 in jeder Gemeinde eine eigene Wehr gegründet. In Bergweiler kaufte 1956 die Wehr „aus eigenen Mitteln“ einen gebrauchten PKW, um ihn zu einem Feuerwehrfahrzeug umzubauen.

Unter dem Wehrführer Mathias Scheid wurde in *Hasborn-Dautweiler* im Jahre 1920 eine freiwillige Wehr gebildet, die 1959 ein Gerätehaus und 1962 ein Löschfahrzeug und 1973 eine Jugendfeuerwehr erhielt.

In *Scheuern* war eine „Freiwillige Feuerwehr Bohnental“ bereits 1908 gebildet worden unter dem Brandmeister Michael Scherer, aus der sich 1961 die Wehr von *Lindscheid* und 1946 die von *Überroth-Niederhofen* selbständig machten.

Die Geschichte der Wehr in *Theley* ist ein Beispiel für die wachsenden Einflüsse auf den Bestand und den Charakter der Feuerwehr in den letzten hundert Jahren: 1882 als (Pflicht-)Feuerwehrcorps gegründet, wird daraus 1884 eine freiwillige Wehr, die bis 1907 besteht. Der daraufhin gegründeten Pflichtfeuerwehr folgt ab 1912 wiederum eine freiwillige Wehr unter dem Brandmeister Peter Stork I., die 1945 wiederbegründet wurde.

löschen

schützen



retten

bergen

Der derzeitige Stand der Wehren des Landkreises St. Wendel
(siehe Tabelle auf der folgenden Seite)

Gemeinde/ Stadt	Anzahl der Löschbezirke	Feuerwehrlaute/ Jugendfeuerwehr	Fahrzeuge	Einsätze 1981
St. Wendel Kreisstadt	16	615 / 55	1 GTLF 3 LF 16 TS 1 TLF 16 3 TLF 8 7 LF 8 9 TSF 1 TSF-MW 1 SW-2000 1 DL 1 RKW 1 GW-Öl 1 GW	85
			25 Löschfahrzeuge	
			3 Rüst- und Gerätewagen 1 Schlauchwagen	
			1 Drehleiter	
Freisen Gemeinde	8	309 / 80	1 TLF 16 1 TLF 8 6 LF 8 2 TSF 1 GW 1 SW 1000	16
			10 Löschfahrzeuge	
			1 Gerätewagen 1 Schlauchwagen	
Marpingen Gemeinde	4	339 / 50	1 TLF 16 4 LF 8 1 SW 1000	9
			5 Löschfahrzeuge	
			1 Schlauchwagen	
Namborn Gemeinde	9	256 / 89	1 TLF 16 5 LF 8 4 TSF 1 SW 1000 1 MW	14
			10 Löschfahrzeuge	
			1 Schlauchwagen 1 Mannschafts- transportwagen	
Nohfelden Gemeinde	13	361 / 84	1 TLF 16 1 TLF 8 2 LF 16 TS 3 LF 8 9 TSF 1 SW 1000	29
			16 Löschfahrzeuge	
			1 Schlauchwagen	
Nonnweiler Gemeinde	8	270 / 59	1 TLF 16 2 TSF 7 LF 8 1 SW 1000 1 GW	29
			10 Löschfahrzeuge	
			1 Schlauchwagen 1 Gerätewagen	
Oberthal Gemeinde	4	145 / 20	1 TLF 16 3 TSF 1 LF 8 1 SW 1000	2
			5 Löschfahrzeuge	
			1 Schlauchwagen	
Tholey Gemeinde	8	318 / 89	1 TLF 16 2 LF 16 TS 4 TSF 3 LF 8 1 TLF 8 1 SW 2000 1 GW	28
			11 Löschfahrzeuge	
			1 Schlauchwagen 1 Gerätewagen	
<i>insgesamt:</i>			92 Löschfahrzeuge 1 Drehleiter 8 Schlauchwagen 6 Rüst- und Gerätewagen 1 Mannschaftstransportwagen	

Die Wasserversorgung

– Vom Ziehbrunnen zur Ringleitung –

Von Paul Brück

Es gibt viele Dinge in unserem modernen Leben, die uns so selbstverständlich geworden sind, daß wir ihrer gar nicht mehr bewußt werden. Eines davon ist die Wasserversorgung. Wir drehen an einer Armatur, und Wasser fließt aus der Wand. So einfach ist das. Dies war nicht immer so. Die Zeiten, in denen Wasser in Eimern und Kübeln herbeigeschafft werden mußte, da Ziehbrunnen und im günstigsten Fall Laufbrunnen für die Versorgung von Mensch und Vieh dienten, die Zeiten, in denen Frauen am Bach die Wäsche waschen mußten, sind älteren Mitbürgerinnen und Mitbürgern von ihrer Kindheit her noch in wenig angenehmer Erinnerung. Wie vieles, so gehört auch dies der Vergangenheit an, der alten Zeit, die von manchen als die „gute alte Zeit“ bezeichnet worden ist.

Diese „gute alte Zeit“ hat es bis Ende des vergangenen und Anfang unseres Jahrhunderts hinsichtlich der Wasserversorgung bei uns in allen Dörfern und in der Stadt St. Wendel gegeben. Erst seitdem gibt es zentrale Wasserversorgungen im Kreis St. Wendel; die letzten Dörfer wurden erst in den 30er Jahren unseres Jahrhunderts von Ziehbrunnen, Pützen und Bächen unabhängig. Allerdings waren diese Anlagen in der Regel jeweils nur für eine Gemeinde bestimmt und die damaligen Verantwortlichen bestrebt, in erster Linie vorhandene Quellen nutzbar zu machen. Sie teufte daher nur dann Brunnen nieder, wenn Quellzuflüsse nicht vorhanden waren oder die Schüttung nicht ausreichte. Alle diese Klein- und Kleinstwasserwerke waren im wesentlichen Mitte bis Ende der 40er Jahre, also nach dem Zweiten Weltkrieg, noch in dem ursprünglichen, mittlerweile schon sehr veralteten Zustand.

Gegen Ende der 40er Jahre, besonders aber im Laufe der 50er Jahre, wuchsen fast alle damaligen Gemeinden sehr rasch. Eine rege Bautätigkeit war deswegen nicht mehr nur auf die Talauen beschränkt, wie dies früher weitgehend der Fall war. Die Nachkriegsbaugelände fingen an, die Hänge der Hügel hinaufzuwachsen, weil wegen der Topographie unserer Landschaft der Platz für weitere Siedlungsgebiete in den Niederungen nicht mehr ausreichte. Dies führte in vielen Fällen dazu, daß früher genutzte Quellen und dementsprechend gebaute Versorgungseinrichtungen, wie Hochbehälter usw., nunmehr unterhalb der neuen Siedlungsgebiete lagen und deswegen nicht mehr oder in manchen Fällen nur noch bedingt genutzt werden konnten. Hinzu kam, daß die rasch wachsende Bevölkerung, die sich zunehmend neuzeitlicher Einrichtungen (Sanitäre Anlagen, Waschmaschinen, Spülmaschinen usw.) bediente, weitaus mehr Wasser verbrauchte, als ursprünglich voraussehbar war, so daß die vorhandenen Einrichtungen sowieso nicht mehr ausreichen konnten. Da ohnehin das Grundwasserdargebot in einigen Gemeinden zu gering war, wurden nun Zweckverbände als Wassergewinnungs- und Wasserbeschaffungsverbände gegründet. Der Landkreis St. Wendel unterstützte mit erheblichen finanziellen Mitteln das Bemühen der neu entstandenen übergemeindlichen Einrichtungen um die Wassersicherstellung der Bevölkerung. So wurden im Laufe der Jahre im Bereich des gesamten Kreis-

gebietes aufgrund geologischer Gutachten insgesamt ca. 70 Versuchsbohrungen niedergeteuft, von denen 11 als Wassergewinnungsanlagen mittlerweile ausgebaut worden sind.

Als sich Ende der 60er Jahre, spätestens aber Anfang der 70er Jahre die Gebiets- und Verwaltungsreform im Saarland abzuzeichnen begann, rückte die Möglichkeit, die Versorgungssicherheit noch großräumiger zu gewährleisten und zu einer Wasserversorgung auf Kreisebene zu kommen, stärker in den Vordergrund. Die Reform trat am 1. 1. 1974 in Kraft, und im Laufe des Jahres 1974 liefen dann die erforderlichen Gespräche, Verhandlungen und Sitzungen der zuständigen Gremien mit dem Ziel, jetzt rasch die vorgesehene Konzeption zu verwirklichen, was dann auch zum 1. 1. 1975 durch die Gründung der Wasserversorgung Kreis St. Wendel GmbH, in Kurzform WVW genannt, geschehen ist. Diese Gesellschaft wurde vom Landkreis St. Wendel, der Stadt St. Wendel, den Gemeinden Freisen, Marpingen, Nohfelden, Oberthal sowie Tholey gegründet; die Gemeinden Namborn und Nonweiler sind der Kreiswasserversorgung, wie sie oft genannt wird, noch nicht beigetreten.

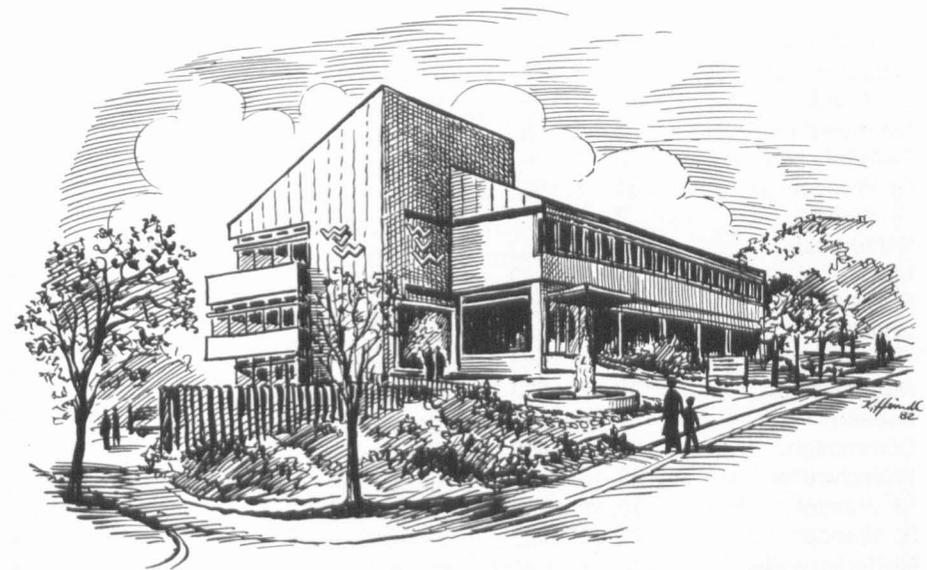
Wie wichtig und notwendig der Schritt zum Zusammenschluß gewesen ist, zeigte sich sehr rasch und zwar schon im Sommer 1976, der wegen seiner extremen Trockenheit und lang andauernden Hitze sich als ein „Jahrhundertsommer“ einen Namen gemacht hat. Es gelang der neu gegründeten WVW, ohne behördliche Nutzungsbeschränkungen die Wasserversorgung zu jeder Zeit sicherzustellen und zwar auch in Gebieten, in denen noch wenige Jahre zuvor sogar in feuchten Sommern zum Teil erheblicher Wassermangel zu verzeichnen war. Dies wurde dadurch möglich, weil das vorhandene Dargebot optimal verteilt werden konnte und eine über die Presse, dank der guten Zusammenarbeit, über die jeweilige Entwicklung gut informierte Bevölkerung sich als mündig erwies und mit dem kostbaren Naß auf freiwilliger Basis sorgfältig umging.

Es ist begreiflich, daß die ehemals über 70 selbständigen Gemeinden in einer Größenordnung von zum Teil kaum mehr als 100 Einwohner von ihrer Finanzkraft her nicht in der Lage waren, in der Wasserwirtschaft stark zu investieren und damit weitreichend zukunftsorientiert zu planen, wie dies bei einem großen Wasserversorgungsunternehmen wie der WVW möglich ist. Hieraus ergibt sich, daß zwangsläufig ein sehr großes Investitionsvolumen für die WVW vonnöten war und noch notwendig sein wird, die Wasserversorgung im Kreis St. Wendel für jetzt und die nächsten Jahrzehnte sicherzustellen. Rund 30 Mio. DM sind deshalb seit Gründung der WVW im Jahre 1975 bis Ende 1981 für örtliche und überörtliche Baumaßnahmen bereitgestellt worden, um dieses Ziel zu erreichen. Diese 30 Mio. DM gliedern sich wie folgt:

Gemeinde Freisen	rd. 1 490 000 DM
Gemeinde Marpingen	rd. 1 260 000 DM
Gemeinde Nohfelden	rd. 3 220 000 DM
Gemeinde Oberthal	rd. 1 235 000 DM
Stadt St. Wendel	rd. 5 860 000 DM
Gemeinde Tholey	rd. 2 255 000 DM
	<u>rd. 15 320 000 DM</u>

Die restlichen rd. 15 Mio. DM sind für überörtliche Maßnahmen aufgewandt worden, wie z. B.

- Hochbehälter Reitscheid, Inhalt 2000 cbm
- Steuerungsanlage Johann-Adams-Mühle in Theley
- Steuerung Großraum St. Wendel
- Verbindungsleitung Bosen-Sötern
- Verteilerbauwerk Bosen und überörtliche Maßnahmen im Raume Bosen
- Hochbehälter Blasiusberg bei Bergweiler, Inhalt 500 cbm
- Verbindungsleitung Werschweiler-Dörrenbach
- und anderes mehr.



Verwaltungsgebäude der WVW in der Werkstraße.

Die WVW versorgt heute über ca. 720 km Hauptwasserleitungen fast 75 000 Einwohner des Landkreises St. Wendel über rd. 21 000 Hausanschlüsse und viele Industrie- und Gewerbebetriebe sowie Freizeiteinrichtungen, wie Schwimmbäder, Sportanlagen usw. mit Trinkwasser. Noch viele Millionen DM werden notwendig sein, damit der Wasserabnehmer im Jahre 2000 oder 2010 auch in trockenen Sommerzeiten das notwendige Trinkwasser zur Verfügung haben wird und darüber hinaus Schwimmbäder und andere Freizeiteinrichtungen uneingeschränkt zur Verfügung stehen können.

Kirmesfeste und Märkte im Landkreis St. Wendel 1983

Von Friedel Schön

Kreisstadt St. Wendel

Stadtteil Ortsteil	Datum	Art	Dauer (Tage)
St. Wendel	donnerstags	Gemüse- und Obstmarkt	1
St. Wendel	3. 2. 1983	Lichtmeßmarkt	1
St. Wendel	24. 3. 1983	Palmmarkt	1
Hoof	24. 4. 1983	Kirchweih	3
Niederkirchen	8. 5. 1983	Kirchweih	3
Niederkirchen	9. 5. 1983	Jahrmarkt	1
St. Wendel	19. 5. 1983	Pfingstmarkt	1
Leitersweiler	23. 5. 1983	Kirmes	2
Osterbrücken	29. 5. 1983	Kirchweih	3
St. Wendel	31. 7. 1983	Annenkirmes	3
St. Wendel	2. 8. 1983	Annenmarkt	1
Winterbach	7. 8. 1983	Kirmes	3
Marth	21. 8. 1983	Kirchweih	3
Bliesen	28. 8. 1983	Kirmes	3
Urweiler	18. 9. 1983	Kirmes	3
Niederkirchen	25. 9. 1983	Kirchweih	3
Niederkirchen	26. 9. 1983	Jahrmarkt	1
Bubach	9. 10. 1983	Kirmes	3
Dörrenbach	23. 10. 1983	Kirmes	3
Werschweiler	23. 10. 1983	Kirmes	3
St. Wendel	23. 10. 1983	Wendelskirmes	8
St. Wendel	25. 10. 1983	Wendelsmarkt	1
Niederlinxweiler	6. 11. 1983	Kirmes	3
Oberlinxweiler	6. 11. 1983	Kirmes	3
Remmesweiler	6. 11. 1983	Kirmes	3
Saal	6. 11. 1983	Kirmes	3
St. Wendel	1. 12. 1983	Nikolausmarkt	1

Gemeinde Freisen

Ortsteil

Oberkirchen	2. 5. 1983	Frühjahrsmarkt	1
Freisen	10. 5. 1983	Frühjahrsmarkt	1
Schwarzerden	10. 7. 1983	Kirmes	2
Eitzweiler	31. 7. 1983	Kirmes	2
Oberkirchen	21. 8. 1983	Kirmes	2
Hauipersweiler	11. 9. 1983	Kirmes	2
Asweiler	25. 9. 1983	Kirmes	2
Freisen	2. 10. 1983	Kirmes	2

Stadtteil Ortsteil	Datum	Art	Dauer (Tage)
Freisen	4. 10. 1983	Herbstmarkt	1
Grügelborn	9. 10. 1983	Kirmes	2
Reitscheid	13. 11. 1983	Kirmes	2

Gemeinde Marpingen

Ortsteil

Marpingen	14. 8. 1983	Kirmes	2
Alsweiler	25. 9. 1983	Kirmes	2
Urexweiler	9. 10. 1983	Kirmes	2
Berschweiler	23. 10. 1983	Kirmes	2

Gemeinde Namborn

Ortsteil

Baltersweiler	8. 5. 1983	Kirmes	2
Hofeld-Mauschbach	3. 7. 1983	Kirmes	2
Hirstein	17. 7. 1983	Kirmes	2
Furschweiler	24. 7. 1983	Kirmes	2
Eisweiler	7. 8. 1983	Kirmes	2
Heisterberg	14. 8. 1983	Kirmes	2
Namborn	14. 8. 1983	Kirmes	2
Roschberg	4. 9. 1983	Kirmes	2
Gehweiler	25. 9. 1983	Kirmes	2
Pinsweiler	16. 10. 1983	Kirmes	2

Gemeinde Nohfelden

Ortsteil

Wolfersweiler	16. 3. 1983	Jahrmarkt	1
Eiweiler	1. 5. 1983	Kirmes	2
Wolfersweiler	3. 5. 1983	Jahrmarkt	1
Mosberg-Richweiler	21. 5. 1983	Kirmes	4
Gonnesweiler	21. 5. 1983	Kirmes	4
Selbach	4. 6. 1983	Kirmes	3
Wolfersweiler	23. 6. 1983	Jahrmarkt	1
Eisen	9. 7. 1983	Kirmes	3
Neunkirchen	17. 7. 1983	Kirmes	2
Sötern	31. 7. 1983	Kirmes	3
Türkismühle	6. 8. 1983	Kirmes	3
Walhausen	6. 8. 1983	Kirmes	3
Wolfersweiler	13. 8. 1983	Kirmes	4
Wolfersweiler	16. 8. 1983	Laurentiusmarkt	1
Bosen	21. 8. 1983	Kirmes	2
Bosen	22. 8. 1983	Kram- und Viehmarkt	1
Nohfelden	1. 10. 1983	Kirmes	4
Nohfelden	4. 10. 1983	Jahrmarkt	1
Wolfersweiler	14. 10. 1983	Jahrmarkt	1

Stadtteil Ortsteil	Datum	Art	Dauer (Tage)
Eckelhausen	8. 11. 1983	Kirmes	2
Neunkirchen	11. 11. 1983	Kirchweih	2
Selbach	25. 11. 1983	Katharinenkirmes	1
Wolfersweiler	25. 11. 1983	Jahrmarkt	1
<i>Gemeinde Nonnweiler</i>			
<i>Ortsteil</i>			
Sitzerath	15. 5. 1983	Kirmes	2
Nonnweiler	19. 6. 1983	Kirmes	2
Schwarzenbach	17. 7. 1983	Kirmes	2
Braunshausen	7. 8. 1983	Kirmes	2
Otzenhausen	14. 8. 1983	Kirmes	2
Bierfeld	21. 8. 1983	Kirmes	2
Kastel	4. 9. 1983	Kirmes	2
Primstal	18. 9. 1983	Kirmes	2
<i>Gemeinde Oberthal</i>			
<i>Ortsteil</i>			
Gronig	10. 7. 1983	Kirmes	3
Güdesweiler	31. 7. 1983	Kirmes	3
Oberthal	11. 9. 1983	Kirmes	3
Steinberg-Deckenhardt	18. 9. 1983	Kirmes	3
<i>Gemeinde Tholey</i>			
<i>Ortsteil</i>			
Tholey	27. 5. 1983	Pfingstmarkt	1
Theley	25. 6. 1983	Kirmes	3
Scheuern	3. 7. 1983	Kirmes	2
Lindscheid	3. 7. 1983	Kirmes	2
Neipel	3. 7. 1983	Kirmes	2
Überroth-Ndh.	3. 7. 1983	Kirmes	2
Hasborn-Dtw.	28. 8. 1983	Kirmes	2
Tholey	24. 9. 1983	Kirmes	4
Sotzweiler	25. 9. 1983	Kirmes	2
Bergweiler	25. 9. 1983	Kirmes	2
Tholey	11. 11. 1983	Herbstmarkt	1

2

Aus unseren Tagen



Das Olga-Schwind-Museum in Tholey

Von Theo Kraemer

Die Casa Pineta zu Ronco am Lago Maggiore war bis zum Tode der bekannten Künstlerin Olga Schwind das Mekka für die Liebhaber antiker Musik aus der ganzen Welt.

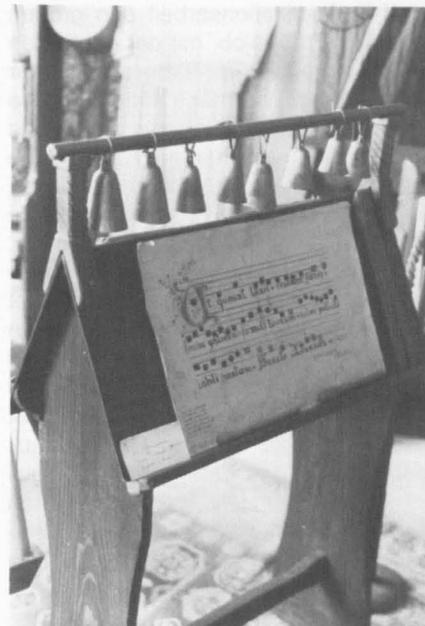
Bei Kerzenlicht, gekleidet in mittelalterliche Gewänder, in einem mit schlichten alten Möbeln ausgestatteten Musikzimmer, gab Olga Schwind in Ronco ihre Hauskonzerte. Besucher aus allen Erdteilen fanden sich ständig ein. Verzaubert lauschten sie den Klängen antiker Instrumente und dem aller Erdschwere entbundenen Jubilieren der begnadeten Künstlerin. Olga Schwind war über mehrere Jahrzehnte begehrtter Gast der europäischen Fürstenhöfe. Sie spielte und sang in den alten Domen, historischen Rathäusern und den ältesten Universitäten Europas.

Im hohen Alter von 92 Jahren verstarb Olga Schwind am 12. Mai 1979 in ihrer Wahlheimat Ronco. Die Einrichtung ihres Musikzimmers mit einer Büste der Künstlerin und den wertvollen mittelalterlichen Instrumenten befindet sich heute in Tholey.

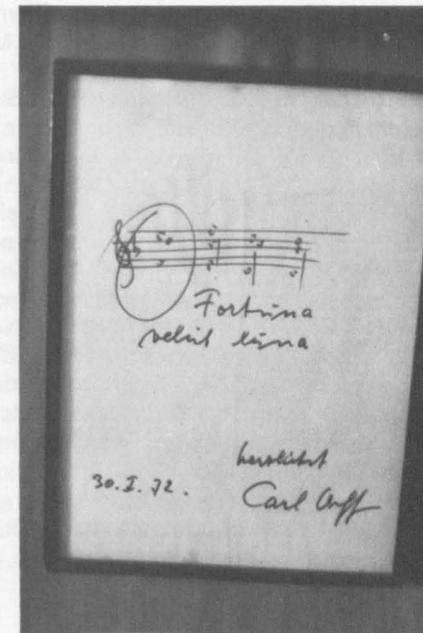
Wer war Olga Schwind und warum befindet sich ihr Nachlaß in dem kleinen Ort am Schaumberg?

Olga Schwinds Großvater väterlicherseits hatte in Berlin Jura studiert, nahm als Lützoer Jäger an den Befreiungskriegen teil und wurde, nachdem der größte Teil des heutigen Saarlandes im Zweiten Pariser Frieden preußisch geworden war, Richter in Tholey. Als Wohnhaus erwarb er das Refektorium der alten Benediktinerabtei. Sein Sohn Theodor ehelichte eine Tochter aus der nahegelegenen Posthalterei und wurde Richter in Saarbrücken. So wurde deren Tochter Olga am 8. 5. 1887 in Saarbrücken geboren. Den größten Teil ihrer Kindheit verbrachte sie bei ihren Großeltern in Tholey. Hier konnte sie in den Klostergärten und Ruinen nach Herzenslust spielen. Laut ihrer eigenen Aussage weckten die alten Klosterräume und besonders die ehrwürdige Abteikirche schon in dem Kinde die Liebe zum Mittelalter. In ihren Memoiren heißt es: „Mein Kindheitsparadies war Tholey“ – „Auf dieses Paradies der Kindheit sah, uralt und ehrwürdig, die große Vergangenheit hernieder: die alte Abteikirche von Tholey. Sollte mich eines Tages wirklich die Lust anwandeln, jenes Kindheitsparadies wiederzusehen, dann würde mich eines willkommen heißen, eines wieder umarmen, uralt und ehrwürdig: die Abteikirche von Tholey, jenes Mittelalter, das über meinem Leben und meiner Kunst geleuchtet hat“.

Der Vater ließ das musikalisch hochbegabte Mädchen von den bekanntesten deutschen Lautenspielern ausbilden. Bald übertraf sie ihre Lehrmeister, und die Lautenspielerin Olga Schwind füllte die deutschen Konzertsäle. Auf ihren Tournéeen interessierte sie sich sehr für Skulpturen mittelalterlicher Bildhauer in den gotischen Domen, für Bilder alter Meister, auf denen die Maler den dargestellten Engeln Musikinstrumente in die Hand gegeben hatten, die vollkommen unbekannt waren. Die Künstlerin sagte sich: „Wenn die Maler und Bildhauer des Mittelalters den dargestellten Engeln diese Instrumente in den Arm legten, dann muß es zu dieser Zeit diese Instrumente gegeben haben“. Sie faßte den Entschluß, diese Instrumente nachzubauen und zum Klingen zu bringen.



Notenständer mit Glockenspiel



Widmung v. Carl Orff

Portativorgel



Renaissance-Baßlaute



Die Osnabrücker Künstlerin Lotte Klemm schuf in Applikationsarbeit den großen Wandbehang, ein Bild von Heinrich v. Meissen, gen. Frauenlob, mit der gestickten Aufschrift: „In Gotes Namen varen wir“. Von der Künstlerin Dora Trimm stammt der Froschkönig mit der goldenen Krone. Sie schnitzte auch die schöne mittelalterliche Schrift in die Orgelwand: „Wenn du den Balg ziehst, durch die Rohren got ein Wind oben in die Linden wo die Vogelein sind“. Königin aller Instrumente wird die Harfe genannt. Sie ist schon auf altägyptischen Reliefs und auf Reliefs des Zweistromlandes zu sehen. Als große Konzertharfe war sie noch im Gebrauch. Die im Arm gehaltene Minnesängerharfe war jedoch vergessen. Nur ein einziges Stück, die Tristanharfe, befand sich im Dubliner Museum. Mit Genehmigung der englischen Regierung durfte sie für Olga Schwind ein einziges mal nachgebaut werden. Auch diese Harfe befindet sich unter den Ausstellungsstücken. Ein anderes sehr altes Instrument, das in jedem Konzert erklang, ist die Radleyer. Ein Saiteninstrument, das noch keinen Hals und Bogen hat. Ein Rad, mit einer Kurbel gedreht, läßt die Bardensaiten ertönen, während die Melodiensaite mit Hilfe kleiner Tasten von den Fingern der linken Hand bedient wird. Viele andere besondere Dokumente verdienen die Aufmerksamkeit der Besucher. Carl Orff widmete Olga Schwind in Wort und Noten den Anfang seiner so berühmt gewordenen Oper „Carmina burana“. Nicht zu vergessen zwei Zeichnungen von Richard Seewald, freundlichst geschaffen zu Balladen Olga Schwinds, einer Sage von den tausend englischen Jungfrauen, derer drei in Basel ihre letzte Einsiedlerstätte fanden.

Wenn heute in Konzertsälen und sogar im Fernsehen mittelalterliche Musik auf nachgebauten alten Instrumenten zu hören ist, ist das das alleinige Verdienst von Olga Schwind. Sie war die Wiederentdeckerin. Das Mittelalter hat gelebt, aber nicht nur in seiner religiösen Inbrunst der religiösen Musik, sondern auch in der Weltfreude und im Minnedienst des adligen Rittertums.

Niemand vermochte das Leben und Werk der großen Künstlerin Olga Schwind der Nachwelt besser zum Ausdruck zu bringen als ihre langjährige Freundin Dr. Ilse Reicke von Hülsen. Sie schrieb:

„Was jahrhundertlang klang, was jahrhundertlang schwieg –
 Seele der Zeiten ward wieder Musik!
 Was davon geronnen, wie Wasser verrauscht,
 das Echo des Einst hat sie wieder erlauscht,
 ihr Ohr empfieng,
 was allen verging.
 Verschollnes ward Schall, es ahnet und weht,
 was immer erklang und nimmer vergeht.
 Den greifenden Fingern, der streichenden Hand
 sind sehrende Saiten und Bogen gespannt,
 sie haucht ihren Odem in Flöten von Rohr
 und die einsamen Weiten singen empor,
 ihre Stimme, in überirdischem Hall
 lobsingt Marien und wandert ins All. –
 Wer sagt, was es ist? – Wer ahnt, was sie war?
 Ewige Seele, – als Klang offenbar! –“



Wandbehang mit Stickereien



Italienischer Hausaltar aus dem Mittelalter

Persönliche Erinnerungsstücke



Knickgeige



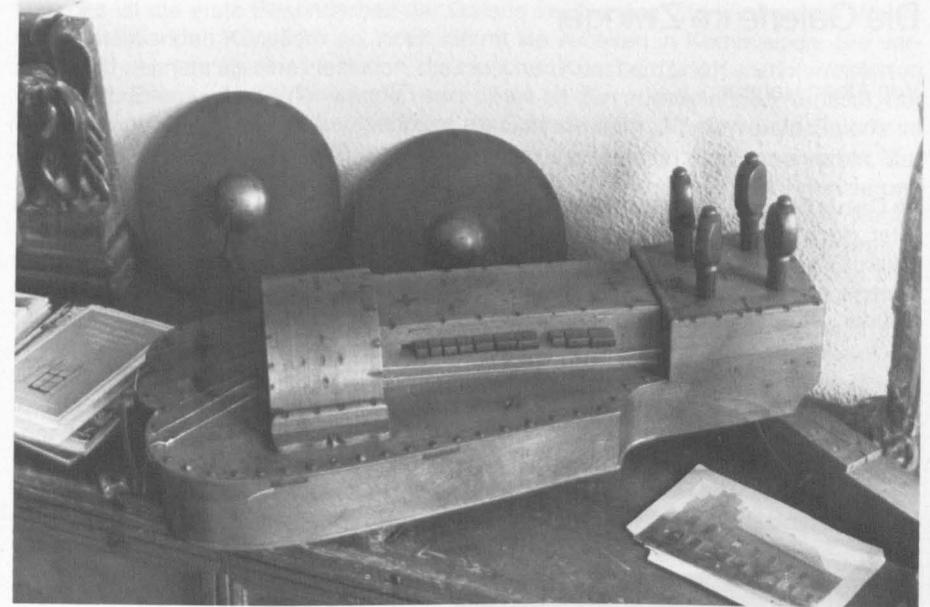
Warum, so sagte sie sich, sollte man nicht so musizieren können wie es in den Niederlanden geschah im XIV. Jahrhundert zur Zeit Guillaume Dufay's, wie es zur Zeit Dantes in Florenz üblich war, wie spanische Ritter um 1500 sangen, oder was Blondel de Nesle von Burg zu Burg trug, um Richard Löwenherz zu suchen, oder was Walther von der Vogelweide sang von der Pilgerfahrt zum Heiligen Lande. – Sie wollte die Instrumente wieder spielen, die Fra Angelico, Melozzo da Forli, Hans Memling, Stephan Lochner und Matthias Grünewald in die Hand der Engel gaben. In ihrem Streben wurde sie von dem bekannten Instrumentenbauer Peter Harlan unterstützt. In Museen und alten Archiven suchte sie nach Noten und Texten. Fehlende Teile mußten stilvoll ergänzt werden. So entwickelte sich die Lautensängerin Olga Schwind zur Poetin, zur Instrumentenbauerin und Historikerin. Nach vieler Mühe erklangen unter ihren Händen Fiedeln, wie sie in den Armen der „Primitiven“ zu sehen sind, – kleinste Portativorgeln, aus deren Pfeifen und Rohren allerälteste englische Orgelmusik erwacht, sie sang zur Radleyer, wie man sie auf Skulpturen des IX. Jahrhunderts sieht.

Ihr Bekanntheitsgrad, ihre Wertschätzung und Beliebtheit ist daran zu erkennen, daß sie sowohl vor der kaiserlichen Familie im Schloß Doorn wie im Vatikan vor Papst Pius XII. gastierte. Sie spielte und sang aber auch vor den Bergleuten ihrer geliebten Saarheimat. Hochbetagt wollte sie noch einmal Tholey besuchen. Mündlich und schriftlich hatte sie bestätigt, wie sehr sie sich auf den Besuch Tholeys freute.

Ihre Freundin, die bekannte Poetin und Schriftstellerin Ilse Reicke (Dr. Ilse Reicke von Hülsen) lebte seit 25 Jahren mit Olga Schwind zusammen in der Casa Pineta. Diese teilte dann im Mai 1979 dem Verkehrsverein Tholey mit, daß sich der Herzenswunsch ihrer Freundin Olga nicht erfülle, da die Künstlerin am 12. Mai, wenige Tage nach ihrem 92. Geburtstag, ohne Krankheit und ohne Kampf sanft entschlafen sei. Frau von Hülsen übereignete dem Ort Tholey die Büste der Künstlerin und die meisten Einrichtungstücke des Musikzimmers. Große Gönner der Künstlerin waren die Fürstinnen zu Wied, der große Kunstliebhaber Erwin O. Haberfeld aus Zürich und die Familie Becker aus Saarbrücken. (Echte Kunst war fast zu allen Zeiten eine brotlose Sache.) Schon zu Lebzeiten Olga Schwinds war Erwin Haberfeld Eigentümer ihrer vier Hauptinstrumente: Portativorgel, Laute, Harfe und Radleyer. Nach ihrem Tode ließ er diese Instrumente in sein Haus nach Zürich bringen. Für den Besitz hatte er der Künstlerin eine Leibrente gezahlt. Nachdem er dann von Frau von Hülsen erfuhr, daß in Tholey eine Gedenkstätte Olga Schwind entstehe, erklärte er sich spontan bereit, diese wertvollen Instrumente dem Ort Tholey zu übereignen.

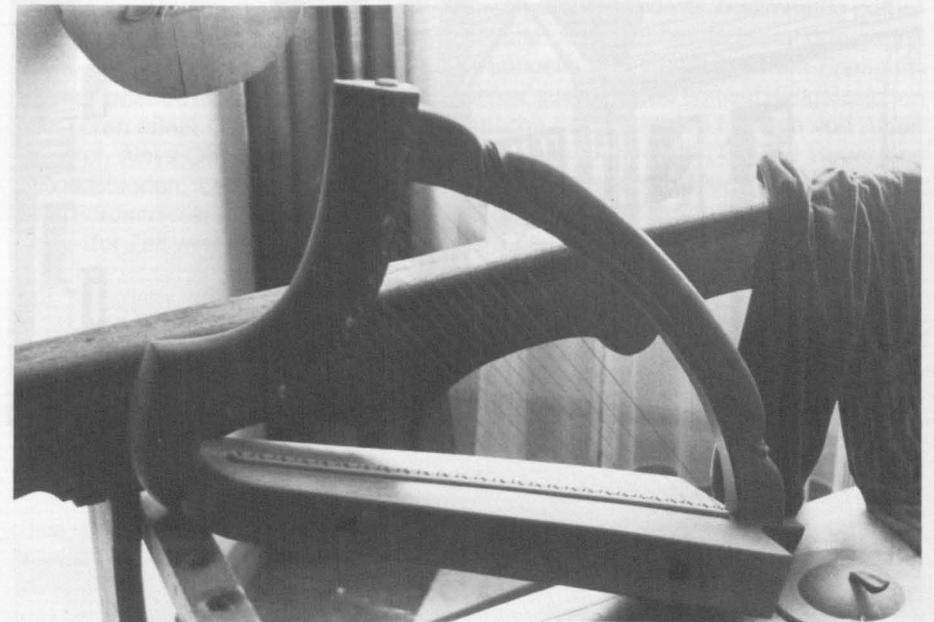
So fühlt sich heute der Besucher dieser einzigartigen Ausstellung zurückversetzt in die vergangenen Jahrhunderte. Die Ausstellung bildet den erhaltenen und bleibenden Widerhall eines besonders gelebten Lebens, eines besonderen Künstlertums, eines Künstlerlebens, das sich durch ganz Europa auswirkte als Wiederentdeckerin der Musikseele des Mittelalters.

Auf einer Säule steht die Büste der Künstlerin und davor liegt ihr erstes großes Instrument, eine Renaissance-Baßlaute, mit der sie immer ihre berühmten Hauskonzerte eröffnete. Im Mittelpunkt des Raumes befindet sich der nach mittelalterlichem Vorbild geschaffene Notenständer mit dem Glockenspiel und den schönen alten Notenblättern, die Olga Schwind nach geschichtlichen Vorbildern in großer Zahl geschrieben hat. Daneben stehen Kerzenhalter, denn die Konzerte konnten nicht bei elektrischem Licht stattfinden, sondern im warmen belebenden und geheimnisvollen Schein von Kerzen. Viele Ausstellungsstücke sind Zeugnisse lebender Künstlerfreundschaften.



Radleyer

Minnesängerharfe



Die Galerie im Zwinger

Von Albert Haberer

Im Dezember 1981 feierte die Galerie im Zwinger ihr 5jähriges Bestehen. Kein hohes Alter, doch angesichts der Struktur, des Programms und des Standorts dieser kulturellen Einrichtung eine beachtliche Zeit. Die Idee zu dieser etwas ungewöhnlichen Galerie entstand als Ergebnis von Begegnungen und Gesprächen zwischen Axel Büttner, Albert Haberer, Leo Kornbrust und Aloys Ohlmann im Denkmalschutzjahr 1975. Die Absicht war, den Provinzialismus im Bereich der Bildenden Kunst abzubauen, die Bevölkerung der Stadt und der Region mit Gegenwartskunst in ihren vielfältigen Tendenzen vertraut zu machen. Nach längeren Verhandlungen mit der Stadt St. Wendel konnte das im Rahmen der Bundesförderung renovierte „Türmchen-Haus“ in der Grabenstraße zu relativ günstigen Bedingungen angemietet werden. Einzige Auflage: Die Räumlichkeiten dürfen nicht kommerziell genutzt werden.



Rückfront der Galerie mit Turm.

Und das ist die erste Besonderheit der Galerie im Zwinger. Sie kauft weder Werke von ausstellenden Künstlern an, noch nimmt sie Arbeiten in Kommission. Sie versteht sich vielmehr als eine Institution, die zwischen Künstlern und Kunstinteressierten vermittelt. Eventuelle Käufer wenden sich direkt an den ausstellenden Künstler, der einen geringen Teil des Verkaufserlöses als Spende dem „Förderverein Galerie im Zwinger e. V.“ zukommen läßt. 2. Besonderheit der Galerie, der Förderverein. Zur Zeit 150 Mitglieder stark, trägt er die Unterhaltskosten des Hauses, die Finanzierung der Ausstellungen und die sonstigen Aktivitäten der Galerie. 3. Spezialität: Neben Kunstausstellungen bietet die Galerie literarische, kunstpädagogische und gelegentlich auch musikalische Veranstaltungen, die in vielen Fällen auf das jeweilige bildkünstlerische Programm abgestimmt sind. 4. Spezialität: Die künstlerische Leitung (Aufstellung und Durchführung des künstlerischen Programms) liegt ausschließlich in den Händen der Galeristen, die selbst Künstler sind und ihre galleristische Arbeit ganz uneigennützig als Beitrag zur Belebung und zur Hebung des künstlerischen Prestiges einer Stadt einsetzen, die so stolz auf ihre kulturelle Vergangenheit ist.

Über die bisherigen künstlerischen, literarischen und kunstpädagogischen Aktivitäten der Galerie informiert eine Dokumentation, die durch finanzielle Unterstützung des Ministers für Kultus, Bildung und Sport sowie einiger St. Wendeler Geldinstitute ermöglicht wurde. Diese Dokumentation ist in der Galerie im Zwinger erhältlich.

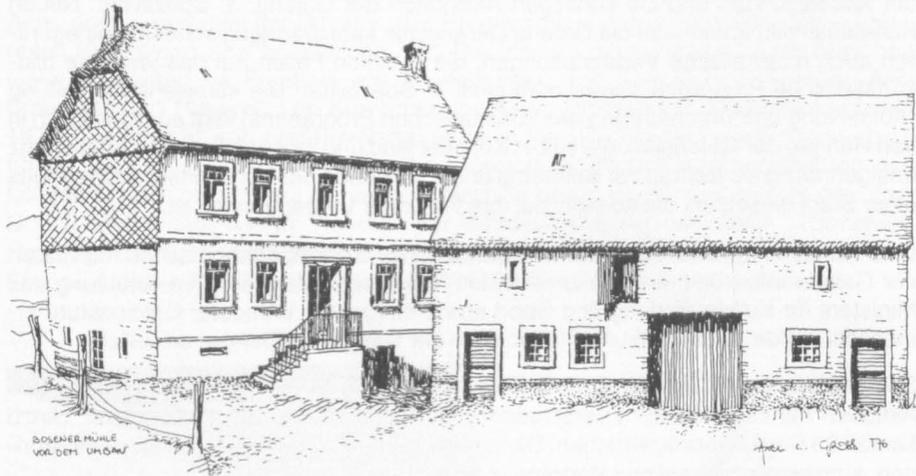
Seit Eröffnung der Galerie, am 12. Dezember 1976, fanden 42 Ausstellungen und Aktionen mit 280 Künstlern verschiedener Nationalität und Stilrichtung statt. Hinzu kamen 23 Begleitveranstaltungen: Dichterlesungen, Rezitationen, Theateraufführungen, kunstwissenschaftliche Vorträge u. a.

Das künstlereigene Forum Galerie im Zwinger hat sich mit ihrem abwechslungsreichen und auf die Tolerierung aller Stilrichtungen abgestimmten Programm über die saarländischen Grenzen hinweg einen Namen gemacht und viel Zustimmung gefunden. Selbstverständlich gibt es auch Vorbehalte und ablehnende Haltungen gegen diese nicht konventionelle Einrichtung, die übrigens aus grundsätzlichen Erwägungen nur lebende Maler, Bildhauer und Graphiker ausstellt, und erst auf Klingelzeichen ihre Türen öffnet. Zur Zeit liegt die künstlerische Leitung in den Händen von Albert Haberer, Aloys Ohlmann und Heinz Oliberius. (Axel Büttner und Oranne Heuel sind ausgeschieden, Leo Kornbrust ist durch seine Professur in München gebunden). Dem Förderverein standen vor von 76 – 78 Dr. Peter Schölzel, von 78 – 81 Klaus Peter Tonn. Zur Zeit wird der Verein von Dr. Eduard Zenz geleitet.

Bosener Mühle

– Mahlen und Malen oder Kunst in der Mühle –

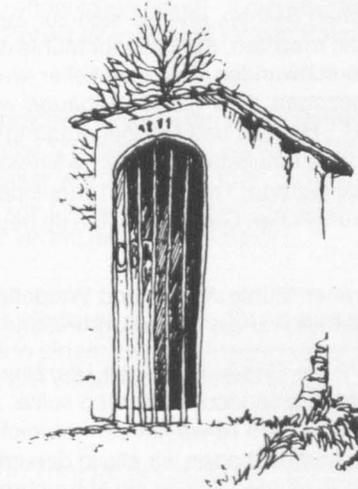
Von Axel Gross



Bosener Mühle vor dem Umbau

Die Bosener Mühle ist die erste Malmühle im Kreis St. Wendel. Aus Müllern wurden Maler und in der Scheune, wo die Katze Mäuse jagte, folgen heute Kinder dem Spiel vom „Gestiefelten Kater“. Zu der Zeit, als die Gebrüder Grimm die Geschichte vom Müllerburschen und seinem schlaun Erbstück niederschrieben, hatte die Bosener Mühle schon lange bestanden, jedenfalls bekam sie damals ihren Namen. Sie lag näher nach Bosen – etwa dort, wo heute der Wegweiser zum Kunstzentrum Bosener Mühle zeigt. Auf Dauer brachte der Bosbach aber zu wenig Wasser, um das Mühlrad zu treiben. So wählte der Müller Veit einen neuen Standort am Ende des flachen Brühls. Man schrieb das Jahr 1840, eine in unserer Gegend verhältnismäßig friedliche Zeit, reif für einen verheißungsvollen Neubeginn. Vor allem machte sich der Müller mit seiner umweltfreundlichen Energiequelle unabhängig, da er den Mühlteich aufstaute und das Wasser nach Bedarf am Mühlgraben „abrufen“ konnte. Wer aufmerksam die Gegend um die Mühle betrachtet, kann heute noch den Verlauf des Grabens im Gelände erkennen. Das Wasser traf an der Westseite des heutigen Wohngebäudes „oberschlächting“ auf das Mühlrad, das sich in einem tiefen Graben drehte (vgl. Wasserrad an der Mühle Alt in Obersötern). Die Antriebswelle traf unterhalb des heutigen Kellerbodens auf das Gestänge und trieb das Mahlwerk, das sich heute noch halb verschüttet im Mahlkeller befindet. Jedenfalls haben sich die heutigen „Betreiber“ der Mühle die Möglichkeit erhalten, späteren Generationen den Mahlvorgang zu veranschaulichen.

Das ehemalige Gebäude hatte also zwei übereinanderliegende Keller, darüber erhob sich ein schlichtes Mühlenhaus, vergleichbar mit den Schleifereien in den Hunsrück-tälern. 30 Jahre später kam eine Scheune dazu, weil zum Mühlenbetrieb eine kleine Landwirtschaft kam. Jakob Veit erfüllte 1871 ein Gelübde und errichtete das Heiligenhäuschen am Eingang zum Mühlengelände. Diese steingewordene Dankbarkeit eines Heimkehrers aus dem Deutsch-Französischen Krieg wäre mehr als 100 Jahre später beinahe der Wegführung am Bostalsee geopfert worden.



Heiligenhäuschen

Gottlob hat der Förderverein Bosener Mühle im Zuge der Renovierung dieses Denkmal erneuern und festigen lassen; eine bäuerliche Madonna des Bildhauers Helmut Horras lassen dieses Symbol der Frömmigkeit zu einem echten „Denkmal“ werden.

1925 vergrößerte der Müller Peter Veit das Mühlengebäude zu dem heutigen Volumen, denn er baute an in Richtung Norden und setzte ein zweites Stockwerk auf. Es entstand Platz für zwei Familien; aus dem kleinbäuerlichen Mühlenbetrieb wurde eine Hofanlage, da das Wohnhaus auf die kleine alte Scheune zugewachsen war und den Hofraum zur nördlichen Talseite hin abschloß.

Früher hatte fast jedes Dorf seine Mühle. Schade, daß sie bis auf einige wenige verschwunden sind. Allein in der Gemeinde Nohfelden existierten so viele Mühlen, wie es heute Ortsteile gibt. Meist lagen sie weitab vom Dorf, ein Grund, den Müllerfamilien allerlei nachzusagen und den Mühlen Schauplätze von Spukgeschichten und Märchen zuzuweisen. Kaum eine Mühle, von der nicht eine Sage erzählt wurde. Ende der zwanziger Jahre setzte dann in unserer Landschaft das große Mühlensterben ein. Die Mahlmethode hatten sich verfeinert, und jeder bevorzugte plötzlich das feine, weiße Mehl. Die Hausbacköfen blieben kalt, man kaufte das Brot vom „Weißbäcker“. Aber noch schwerwiegender waren die neuen Transportmethoden. Fuhr der Bauer mit seinem Kuh- oder Pferdegespann zur nahen Mühle am Bach, so kamen clevere Müller plötzlich mit einem Lastwagen ins Dorf, um das Getreide selbst abzuholen. Der Mahlbetrieb konzentrierte sich auf einige große Mühlenbetriebe in anderen Gegen-

den. Das langsame Aussterben eines ganzen Berufszweiges und der „sagenhaften“ Mühlen hatte begonnen und erlebte nur in den Notzeiten nach dem Zweiten Weltkrieg eine kurze Wiederbelebung. In der Gemeinde Nohfelden hat keine Mühle überlebt, von den romantischen Mühlen der Umgebung arbeitete bis Ende Juni 1982 nur noch die Fettigmühle in Brücken im Kreis Birkenfeld mehr oder weniger nostalgisch. Wer die Welt von Max und Moritz oder Meister Böcks Mühlengraben noch einmal sehen möchte, sollte sich beeilen. Das leise Vibrieren, das Ächzen und Knarren des Mahlwerks ist auch in der Fettigmühle einem musealen Dämmerzustand gewichen.

Seit 1931 stand das Mühlrad in Bosen still. Die Eigentümer, Familie Didas, lebten inzwischen von ihrem landwirtschaftlichen Betrieb, ehe sie sich zur Zeit des aufkeimenden Wirtschaftswunders 1954 daran machten, die Bosener Mühle der neuen Zeit anzupassen. Mühlrad und -graben verschwanden, der Mahlkeller wurde mit Bauschutt aufgefüllt und eine Decke eingezogen. Das ganze Gebäude wurde armiert, Sandsteingewände wurden „abgespitzt“, Haustür und Treppenaufgang erhielten eine Terrazzomaske. Auch die Scheune wurde umgestaltet, im Schweinestall installierte man Betonfenster, der Pferdestall wurde Garage. Tore wurden verkleinert, Türen vermauert, aber nur so, daß man die ursprünglichen Gegebenheiten im heutigen Scheunengebäude wiederherstellen konnte.

Schließlich und endlich verlor die Bosener Mühle Acker- und Weideflächen an den Bostalsee, dem landwirtschaftlichen Betrieb war die Existenzgrundlage entzogen.

Der Landkreis St. Wendel erwarb 1972 die Gebäude, da die Uferzone am See auf einer Breite von 300 Metern von privaten Gebäuden freibleiben sollte. Nachdem die letzten Besitzer ausgezogen waren, drohte dem Anwesen der natürliche Verfall und die mutwillige Zerstörung. Was danach kommt, haben wir alle in den letzten „fetten“ Jahren allzuoft erleben müssen. Für die Behörden war es ein abbruchreifes Haus, für die Saubermänner ein Schandfleck, für Eltern und Erzieher ein Gefahrenherd. Es war nur noch eine Frage der Zeit, bis der Bagger kommen würde.

Es ist ein seltsamer Widerspruch, daß Ereignisse und Erlebnisse, Gefühle und Erinnerungen, die man mit einem Ort, zudem einem so „mystischen“ Platz wie einer Mühle verbindet, nichts bedeuten gegenüber dem sogenannten Allgemeininteresse, vorgebracht von allerlei öffentlichen Institutionen.

Eine Ausnahme bildete der Bosener Ortsvorsteher Hans-Georg Raab, der sich nicht vorstellen konnte, daß die Bosener Mühle verschwinden sollte. Die Zeit drängte, da kam es im Lehrerzimmer des Schulzentrums Türkismühle zu einem kurzen Gespräch mit dem Kollegen Axel C. Gross, dem die Erhaltung charakteristischer Bausubstanz in unseren Dörfern schon lange Zeit am Herzen lag. Die Idee, aus der Mahlmühle eine Malmühle zu machen, entwickelte sich blitzschnell. Einige Stunden später nahmen sie das Gebäude in Augenschein und es zeigte sich, daß die phantastischen Vorstellungen eines Malers mit dem Anliegen eines Ortsvorstehers in den vorhandenen Gebäuden zu realisieren waren. Mit Maßband und Notizblock wurde der Bestand notiert. Axel C. Gross legte bald eine Zeichnung vor, die ein Vorschlag für die spätere Verwendung darstellte. Die Gebäude in ihrer jeweiligen Anlage eigneten sich für ein notwendiges Kultur- und Kunstzentrum – ein Ruhepunkt am Bostalsee! Da es für eine solche Einrichtung kein Vorbild gab, mußte das Konzept entwickelt werden. Axel C. Gross fertigte dazu eine Arbeitsgrundlage an, die folgende Forderungen und Möglichkeiten zusammenfaßte: Künstler und ihre Angehörige aus verschiedenen Ländern können

in der Mühle eine gewisse Zeit wohnen und arbeiten. Sie verpflichten sich, ihre Werke oder die in der Mühle entstandenen Arbeiten dem Publikum zugänglich zu machen in Form einer Ausstellung, Lesung, Aufführung usw. Bei dieser Gelegenheit wird das Kunstzentrum eine Begegnungsstätte zwischen den Künstlern und den Besuchern des Bostalsees bzw. der Bewohner dieser Region. Das Kunstzentrum würde also die vielfältigen Angebote für Magen und Muskeln durch einen „Kunstgenuß“ verfeinern. Axel C. Gross setzte mit diesem Vorschlag alle Hebel in Bewegung; und das Mühlrad sollte wieder in Schwung kommen, als Ende Sept. 74 der Kreistag St. Wendel „vor Ort“ zum ersten Mal davon offiziell Kenntnis nahm. Dieser ungewöhnliche Vorschlag von „Kunst im öffentlichen Raum“ interessierte Landrat Dr. Marnier und die Fraktionsvorsitzenden Robert Wagner und Helwin Peter.

In vielen Gesprächen und Briefen sagten weitere Politiker und Künstlerkollegen ihre Unterstützung zu. Zu den Malern kommen die Bildhauer, vertreten durch Leo Kornbrust, die Musiker werden durch Prof. Robert Leonardy und Prof. W. Müller-Blattau repräsentiert. Die Literaten schicken Felicitas Frischmuth und Klaus Bernarding, Brigitte Dryander vertritt die Sparte Theater.

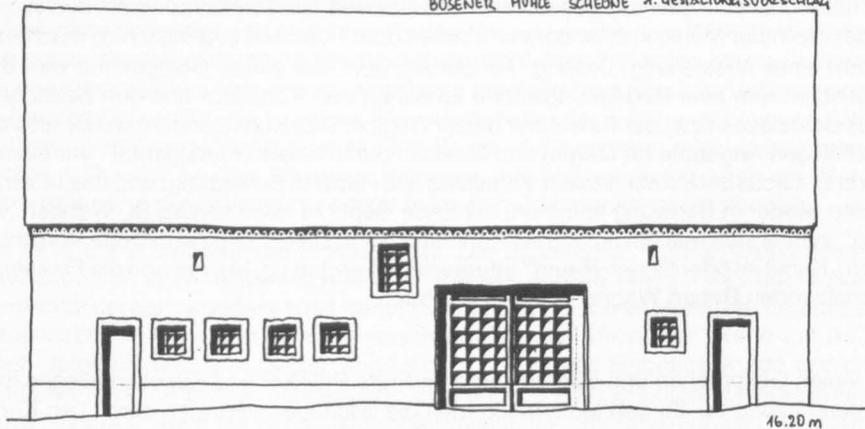
Nachdem das Konzept mit allen Vertretern abgestimmt und verfeinert war, stellte Axel C. Gross in einem zweiten Arbeitspapier Projekt und Umbauvorschläge vor, die bis heute fast alle verwirklicht worden sind.

Am 21. Juni 1977 wurde der „Förderverein Kunstzentrum Bosener Mühle e. V.“ gegründet, der alle vorbereitenden Arbeiten koordiniert und die Einrichtung des Kunstzentrums als Partner des Kreises St. Wendel vorantreiben konnte. Rolf Schneider, Türkismühle, Hans-Georg Raab und Horst Volz, Bosen, gehören als Männer der 1. Stunde heute noch dem Vorstand an, Josef Mailänder steht seither dem Verein als Geschäftsführer und Axel Gross als Beirat zur Verfügung.

Die Nutzung der Gebäude wurde zwischen dem Förderverein und dem Eigentümer Kreis St. Wendel vertraglich geregelt und läuft reibungslos. Der Umbau des Mühlengebäudes zu einem 4-Appartement-Haus ging zügig über die Bühne. Die Scheune mußte wegen ihrer schlechten Fundamente eingerissen und neugebaut werden. Dabei wurde aber die Grundgestalt wiederhergestellt und die Proportionen und Innengestaltung dem alten Gebäude nachempfunden. Schon am 12. Dezember 1980 konnte Richtfest gefeiert werden und am 20. April 1981 war es endlich soweit: Das Kunstzentrum Bosener Mühle wurde eingeweiht!

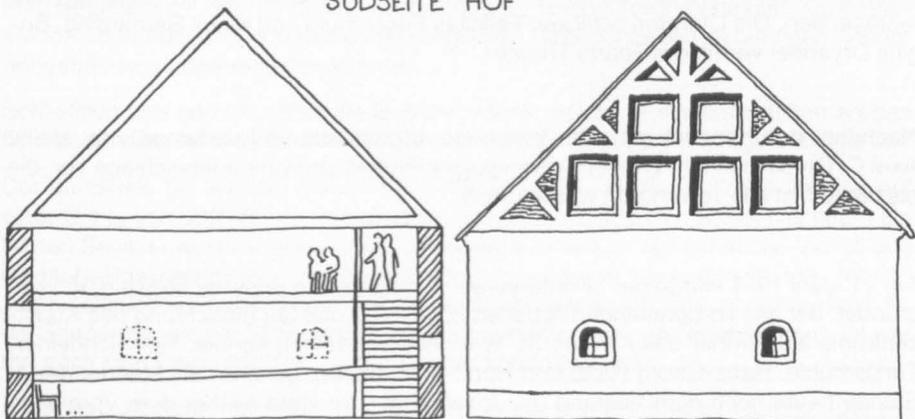
Schon am 1. Wochenende riß der Besucherstrom nicht ab, denn das Programm war so vielfältig, wie es sich die Initiatoren von Anfang an gewünscht hatten. Die Künstlergruppe „apropos“ stellte Grafik, Malerei, Fotografie und Plastiken aus, ein Klavierkonzert mit Prof. Leonardy begeisterte das Publikum nicht zuletzt auch durch die hervorragende Akustik in der Scheune. Das Kindertheater des Theatervereins Winterbach riß die großen und kleinen Zuschauer von den Stühlen.

BOSENER MÜHLE SCHEUNE 1. GESTALTUNGSVORSCHLAG



SÜDSEITE HOF

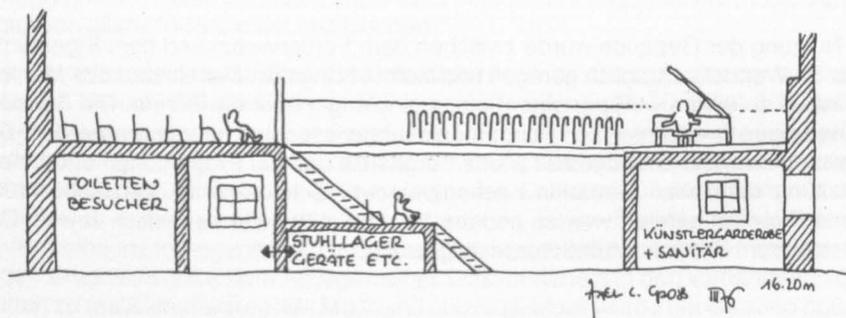
16.20 m



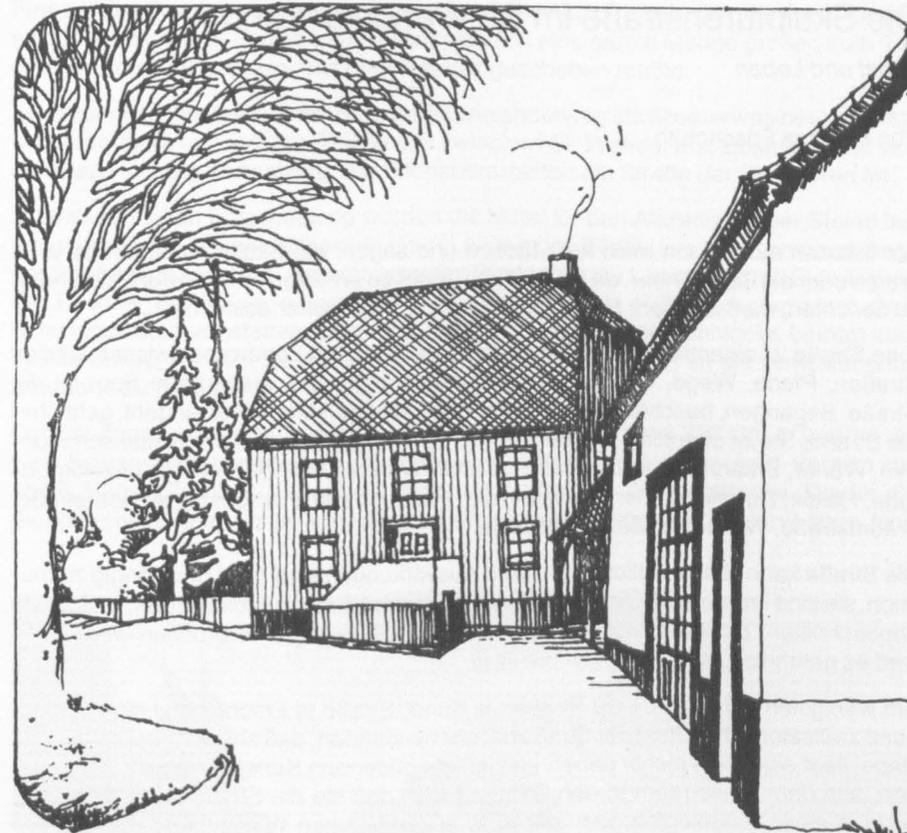
QUERSCHNITT NORD - SÜD

SEESEITE OSTEN

9.00 m



Plan der Scheune.



Das Kunstzentrum Bosener Mühle

Die Bosener Mühle ist als kulturelle Einrichtung nicht mehr wegzudenken. Seit ihrer Eröffnung fanden sehenswerte Ausstellungen statt, gab es großartige Konzerte, interessante Lesungen und eindrucksvolles Theater. Die Künstler kommen wirklich aus aller Herren Länder, sie fühlen sich wohl, weil sie dieses Haus zum Wohnen und Arbeiten großartig finden, weil ihnen Besucher und Nachbarn Interesse und Verständnis entgegenbringen. An manchen Tagen kommen 300 Besucher in die Ausstellungen, oft ist es „Laufkundschaft“, d. h. Leute, die um den See wandern und – viele zum erstenmal – ohne Schwellenangst eine Ausstellung betrachten. Das Programm bietet etwas für Kinder und Erwachsene, Barockkonzert oder Jazz-live, Gebrüder Grimm oder Sartre, Jugendbuch oder Heimatliteratur, Op-art oder Landschaftsfotos. Es ist nach 2 Jahren noch zu früh, eine künstlerische Bilanz zu ziehen, doch freue ich mich über den regen Zuspruch bei unseren Veranstaltungen und über Leute, wie den jungen Mann aus dem Ruhrgebiet, der zum Surfen kam, Geschmack fand an der ausgezeichneten Küche seines Bosener Hotels, am Abend in die Mühle spazierte und nach einem Rundgang durch die Ausstellung spontan ein Bild kaufte und mitnahm.

Die Skulpturenstraße im St. Wendeler Land

Kunst und Leben

Von Felicitas Frischmuth

Am liebsten möchte ich mich kurz fassen und sagen, die Skulpturenstraße ist eine Blume oder ein Baum. Aber, da ich vorhabe, mehr zu erzählen und von der Entstehung zu berichten, muß ich mehr Sätze machen und etwas weiter ausholen.

Eine Straße ist eigentlich nichts Besonderes. Seit wir von Lebewesen wissen, gibt es Straßen, Pfade, Wege, Spuren, Verbindungsstränge. Die wiederholte Spur ist die Straße. Begangen, beschritten, befahren. Alles, was den Menschen angeht, geht über die Straße. Sie ist öffentlich. Sie transportiert Lebensgewohnheiten, Weltanschauungen, Wörter, Erkenntnisse, Zivilisation, Kultur, Waren. Das heißt also gleichzeitig Unruhe, Hektik, Durcheinander. Kaiserstraße, Prachtstraße, Paradesstraße, Heerstraße, Traumstraße, Wasserstraße, Milchstraße.

Die Straße kann alles mögliche sein, ihre Auswirkungen sind nicht rückgängig zu machen, sie sind irreparabel. Das Schlimmste, was der Straße zustoßen kann, ist, daß sie abgeschnitten, blockiert, verbarrikadiert oder anderweitig unterbrochen wird. Dann wird es gefährlich, dann stagniert die Welt.

Am wenigsten tritt bis jetzt die Straße als Kunst-Straße in Erscheinung. Der vorwiegend zivilisatorische Effekt der Straße hat eher verhindert, daß auf ihr Kunst stattfindet. Dabei liegt eigentlich nichts näher, als daß die bildenden Künstler nach draußen gehen, aus dem Atelierraum in den Straßenraum, daß sie die Straße miteinbeziehen. Nicht in einer festgelegten oder stilistisch ausgerichteten Weise, nicht zur Verherrlichung von Reichtum, Macht und Gewalt, sondern zur Ausweitung und Intensivierung des allgemeinen und öffentlichen Erlebnisraums. Das heißt auch: Formung der Umgebung.

Die letzten Jahrzehnte in der Wirkungsgeschichte von Werken und Aktivitäten im Bereich bildender Kunst zeigen etwas von diesem neuen Umwelt-Verständnis, von dem Gestaltungswillen, der in das alltägliche Leben eingreift und die Dinge um uns herum neu ordnet, der auch kritisch auf schon Vorhandenes reagiert.

Die Skulpturenstraße im Kreis St. Wendel ist herausgewachsen aus dem St. Wendeler Bildhauersymposium 1971/72, an dem insgesamt 16 Bildhauer aus verschiedenen Ländern teilgenommen haben. (Hierzu gibt die Dokumentation „Internationales Steinbildhauersymposium St. Wendel 1971/72“ in Bild und Text Auskunft.)

Der erste Schritt auf die Straße war aber eigentlich schon der große, acht Meter lange Fuß des japanischen Bildhauers Y. Hashimoto, den er 1977 noch im Bereich des ersten Symposiums gestaltet hat. Sein Merkmal ist bereits das gleiche wie auf der Skulpturenstraße, gelber Sandstein aus St. Wendel.

Dieses Material kam sozusagen überraschend als ein „Geschenk der Natur“ für den Symposiumsverein, man kann sagen, im richtigen Moment, als eine St. Wendeler

Firma beim Erweiterungsbau am Hang auf diese Steine stieß. Gerade recht kamen sie für die Bildhauer und so gab es also plötzlich eine ganze Menge großer, zum Teil riesiger Sandsteinbrocken, mit denen etwas geschehen mußte.

Etwa zur gleichen Zeit war der Saarlandrundwanderweg als Spazierweg neu angelegt und ausgebaut worden. Die Teilstrecke zwischen St. Wendel und Bostalsee bot sich geradezu für eine Fortsetzung der Bildhauerarbeiten als Straße der Skulpturen an.

In einer schnellen Entscheidung wurden die Mittel für den Abtransport der Steine bewilligt und diese in einer Blitzaktion unter Leitung des Bildhauers Leo Kornbrust längs der Straße an markanten und interessanten Punkten in der Landschaft mit Einwilligung der Besitzer der Felder aufgestellt. Das war im Herbst 1978 und ging nicht ohne Schwierigkeiten vonstatten, denn das einzelne Gewicht der Rohblöcke beträgt zum Teil an die 60 Tonnen. Es war schwierig, mit den Fahrzeugen an die verschiedenen Standorte zu gelangen.

Der Saarlandrundwanderweg hat eine Gesamtlänge von etwa 250 km, er berührt die verschiedenen Regionen des Saarlandes. Eine Broschüre des Saarwald-Vereins von Jodok Hügel gibt nähere Auskunft über diese attraktive Wanderstrecke. Die für die Skulpturenstraße in Frage kommende Teilstrecke von ungefähr 25 km Länge führt



Hiromi Akiyama, Tokio, (1981)
Skulptur „Rahmen in der Landschaft“ (3 m hoch) am Saarland-Rundwanderweg,
Abzweigung Wackenborner Mühle
Foto: Hiromi Akiyama



Shelomo Selinger, Paris, (1980) bei der Arbeit
 Skulptur „Requiem für die Juden“ (Steinhöhe 5,30 m) am Bostalsee (Römerhof)
 Foto: Martin Oberhauser

durch eine sanft gehügelte, abwechslungsreiche Wald- und Wiesenlandschaft, streift Ortschaften und Dörfer und bietet dem Wanderer lauschige Pfade oder weite Ausblicke ins Land.

Die Straße verläuft vom Bildhauersymposion über Baltersweiler, die alte trierische Landstraße, die Römerstraße, über den Grauen Dorn, das schwarze Kreuz, Güdesweiler, Teufelskanzel, Nohmühle, Eltzenberger Mühle bis an den Bostalsee durch Bosen hinauf zum Peterberg und wieder hinunter nach Braunshausen.

Die Bildhauer wollen auch hier wieder an Ort und Stelle im Freien arbeiten, der aufmerksame Betrachter kann wahrnehmen, wie eine Skulptur entsteht. Von Anfang an war hierbei klar, daß es sich um ein Langzeitprogramm handeln würde, daß die Arbeit an der Straße und ihre Fortsetzung viel Geduld, Bereitschaft und Ausdauer erfordern würde, nicht allein von den Künstlern, sondern von allen, die daran beteiligt sind, sei es privat oder öffentlich. Kreis, Stadt und Land gaben ihr Einverständnis für das weiterführende Konzept der Straße, der Symposionsverein unterstützt die Kontinuität, die ruhige Entfaltung und Entstehung der künstlerischen Arbeit.

Die Beteiligung soll regional und international sein, zur Pflege der Nachbarschaften und der Völkerverbindung, im engeren und weiteren Sinn, dem Symbol der Straße folgend, ein friedlicher Verbindungsstrang, wie es auch andernorts schon einmal gedacht, geträumt und geplant worden ist. Während der Vorbereitungen zur Straße stellte sich heraus, daß es gedanklich schon lange vorher Ansätze für eine Straße der Skulpturen bei dem Maler und Bildhauer Otto Freundlich im Paris der zwanziger Jahre gegeben hatte.

„La voie de la fraternité“ und „la voie de la solidarité humaine“, so nannte er sie. Sie sind nie zur Ausführung gelangt. Er spricht davon, daß eines Tages die Gemeinden sich selber Skulpturen bauen. Otto Freundlich ist im KZ Maidanek umgekommen. In seinen letzten Aufzeichnungen steht: „Das Werk des Künstlers ist eine Summe konstruktiver Akte. Künstlerische Kultur ist und war immer dasselbe – Vorbereitung für die Zukunft.“

In Mexiko gibt es bereits eine Teilstrecke der Skulpturenstraße, the route of friendship, Straße der Freundschaft, die ebenfalls an die Ideen von O. Freundlich anknüpft, und im Jahr 1965 spricht der tschechoslowakische Bildhauer Milos Chlupac von einem Netz von Wegen, von einer Skulpturenstraße. Die saarländische Skulpturenstraße ist 1979 mit Franz X. Ölzant und Leo Kornbrust eröffnet worden. Inzwischen haben weitere sechs Bildhauer hier gearbeitet. 1980 Shelomo Selinger aus Paris, 1981 Hiromi Akiyama, Japan, Bruno Kleber aus Frankfurt/M., drei junge Bildhauer aus Bayern, Christian Mayer, Gerd Ammann, Martin Schneider. 1982 im Sommer werden voraussichtlich der französische Bildhauer Avoscan aus Burgund und H. J. Breuste aus Hannover hier tätig sein.

Die Finanzierung ist wie immer improvisiert, Spenden kommen aus privater und aus öffentlicher Hand. Die Kunst gehört zum Leben. Wir kommen nicht ohne sie aus, sie läßt sich nicht in eine Schublade zwingen. Da, wo die Kunst unterdrückt wird, werden auch die Menschen unterdrückt. Das hat sich vielerorts bitter gezeigt.

Wer sich hier mit einer Arbeit einschreibt, schreibt sich mit seinem Leben ein, hat neulich jemand gesagt, so ist die Skulpturenstraße, wie ich anfangs meinte, doch so etwas wie eine Blume oder ein Baum, etwas, mit dem wir alle leben.



Franz Xaver Ölzant, Wien, (1979)
Skulptur in gelbem Sandstein (6 m hoch) am Schwarzen Kreuz

Foto: Martin Oberhauser

Die Europäische Akademie Otzenhausen

Von Dr. Heiner Timmermann

1. Der geographische, historische und politische Raum

Otzenhausen liegt in der schönen Landschaft des Südwestflügels des Rheinischen Schiefergebirges, dem Hunsrück, zwischen Mosel und Nahe, der linksrheinischen Fortsetzung des Taunus bis zur Saar. In einem Ausläufer schmiegt sich dieser Ort bis zu 500 m Höhe an die sanften Hänge des Schwarzwälder Hochwaldes im nördlichen Saarland mit Blick auf das Ski- und Sommerfreizeitgelände Peterberg.

Die Akademiegebäude befinden sich in unmittelbarer Nähe des Mischwaldes zwischen zwei Wällen, dem Ringwall von Otzenhausen – im Volksmund auch Hunnenring genannt – und der zweiten Linie des Westwalls.

Unter den Landschaftsdenkmälern Deutschlands nimmt der Ringwall von Otzenhausen einen bevorzugten Platz ein. Er wird wegen seiner imponierenden Größe, wegen der Mächtigkeit seiner Steinwälle und seiner eindrucksvollen Lage in der Landschaft von vielen Ausflüglern besucht und hat im volkstümlichen Schrifttum und in der wissenschaftlichen Fachliteratur eine gebührende Würdigung erfahren.

Die Summe der hierbei gewonnenen Erkenntnisse mündet in der Feststellung, daß der Ringwall als eine stark befestigte Höhensiedlung von den im Moseltal wohnenden keltischen Treverern in der Zeit der gallischen Freiheitskriege (ca. 60 – 50 v. Ch.) gegen die Römer errichtet wurde.

Der andere Wall ist Teil eines vom Mai 1938 bis August 1939 erbauten Befestigungsgürtels an der deutschen Westgrenze, der nördlich von Aachen begann und bis zur Schweizer Grenze reichte.

Zwischen diesen steinernen Monumenten einer friedlosen Welt wurde 1954 das Europa Haus Otzenhausen als eine Begegnungsstätte der europäischen Jugend erstellt.

2. Gründung und Entwicklung

Diese Begegnungsstätte, von der Europa Union Saar errichtet, wurde am 22. Mai 1954 in Betrieb genommen. Nach der Ablehnung des Saarstatuts, für dessen Annahme sich die damalige Europa Union eingesetzt hatte, geriet das Europa Haus in finanzielle Schwierigkeiten. Es mußte zeitweise an das Jugendherbergswerk vermietet werden.

Im Oktober 1959 wurde für das Haus ein Trägerverein gegründet, womit es zu einer Stätte der politischen Bildung und deutsch-französischen Zusammenarbeit wurde.

In den folgenden Jahren konnte die Programm- und Bildungsarbeit kontinuierlich entwickelt und fortgesetzt werden, so daß wegen der großen Nachfrage nach Bildungsveranstaltungen ein zweites Haus errichtet und im September 1963 eingeweiht werden konnte.

Damit waren die räumlichen Voraussetzungen geschaffen, um die vielen Nachfragen nach einer unabhängigen europäischen Bildungsarbeit zu befriedigen. Im weiteren

Verlauf der Zeit wurde die Zahl der hauptamtlichen pädagogischen Mitarbeiter ausgedehnt, das Programm erweitert und neue Studienfelder in Angriff genommen. Die Organe des Europa Hauses Otzenhausen nahmen daher im Oktober 1968 die Umwandlung in eine „Europäische Akademie Otzenhausen e.V. – Institut für Grundfragen der europäischen Einigung, politischen Bildung und deutsch-französischen Zusammenarbeit“ vor.

Mit der Übernahme des Namens „Akademie“ wurde zugleich der Zusammenhang mit einer größeren Tradition gegeben. Der Name „Akademie“ stammt bekanntlich von dem dem gottähnlichen Heros Akedemos geweihten Hain bei Athen, der zugleich der Lieblingsaufenthalt Platons und seiner Schüler war. Daraus erwuchs die „Akademie“, die als platonische Denkerschule von 387 v. Ch. bis in die Zeit Justinians (6. Jahrhundert n. Ch.) bestand. In der Mitte des 15. Jahrhunderts wurde die platonische Akademie erneuert. Der Entwicklung der Wissenschaften entsprechend, wurden aus den neuzeitlichen Akademien Forschungsanstalten, wissenschaftliche Ausbildungsstätten und Bildungsinstitutionen.

Im Zusammenhang mit der Umwandlung wurde ein „Institut für Rhetorik und Methodik in der politischen Bildung“ eingerichtet, welches neue und effektivere Methoden politischer Bildungsarbeit anbietet.

Zu Beginn der 70iger Jahre entschloß man sich auf Grund der steigenden Nachfrage nach Bildungsveranstaltungen zum Bau eines dritten Gebäudes, welches im Mai in Anwesenheit des saarländischen Ministerpräsidenten und zahlreicher Bundespolitiker eingeweiht wurde.

Das Silberjubiläum im Mai 1979 feierten mehr als 2.000 Menschen aus dem Saarland, der Bundesrepublik Deutschland und den angrenzenden Ländern. Die letzten Baumaßnahmen fanden statt im Dezember 1980/Januar 1981 mit der Modernisierung des 1963 errichteten Hauses.

Somit wurden die in den letzten Jahren gewachsenen Ansprüche der Teilnehmer befriedigt, und die Akademie kann von der Ausstattung ihrer Zimmer und Räumlichkeiten den nächsten 20 Jahren beruhigt entgegensehen.

3. Rechtsform, Trägerschaft, Ziele, Schwerpunkte

Die Akademie ist ein überparteiliches und überkonfessionelles Institut für Grundfragen der europäischen Einigung, politischen Bildung und deutsch-französischen Zusammenarbeit. Ihr Träger ist ein eingetragener Verein. Zweck des Vereins ist es, durch Bildungs- und Forschungsarbeit im Bereich von Gesellschaft und Politik die Einigung Europas auf föderativer Grundlage zu fördern.

Dieses Ziel wird auf drei Ebenen zu erreichen versucht:

- a) Durchführung von Bildungsmaßnahmen (Vorträge, Seminare, Kolloquien),
- b) Durchführung eigener Studien- und Forschungsarbeit (z. B. Herausgabe einer eigenen Schriftenreihe „Dokumente und Schriften der Europäischen Akademie Otzenhausen“, regelmäßige Publikationen der pädagogischen Mitarbeiter der Akademie),
- c) Durchführung der Aus- und Fortbildungsarbeit für politische Bildner in der nationalen und europäischen Bildung.

Hierzu einige Bemerkungen:

Schwerpunkte der Bildungsmaßnahmen sind:

- Allgemeine Fragen der politischen Bildung,
- Gesellschaftspolitische Probleme,
- Demokratieverständnis in Ost und West,
- Probleme der westeuropäischen Integration,
- Europa und das Verhältnis zu anderen Staaten,
- Ost-West-Problematik,
- Nord-Süd-Problematik,
- Schul- und Städtepartnerschaften in Europa.

Die Zielgruppen der Veranstaltungen geben ein Spiegelbild der gesamten Bevölkerung wieder:

- Schüler und Senioren,
- Arbeitnehmer und Arbeitgeber,
- Mitarbeiter von Verbänden und Organisationen,
- Soldaten,
- Freie Berufe,
- Pädagogen,
- Politiker,
- Beamte und Angestellte,
- Junge Arbeitnehmer und Studenten,
- Journalisten,
- Arbeitslose.

Mit ihrer Arbeit will und wollte die Akademie den mehr als 100.000 in den letzten 25 Jahren an Bildungsveranstaltungen teilnehmenden Personen Wege der verschiedenen politischen Bereiche zeigen, wie man zu begründbaren Urteilen über Politik kommen, wie man politisches Verhalten und Handeln durchdenken und begründen, wie man Handlungsmöglichkeiten erkennen und wahrnehmen kann.

Zwar braucht politisches Urteilen und Handeln gesicherte Informationen, aber politische Fragen sind, auch wenn es manchmal um schwierige Sachfragen geht, letztlich Fragen menschlicher Betroffenheit, Fragen unterschiedlicher Interessen, Absichten, Ziele, Wertungen. Die Akademie als ein traditioneller Ort reflektierter, disziplinierter, aber bewußt konfliktorientierter Auseinandersetzung mit Problemen unserer Gesellschaft stellt mit ihren Bildungsmaßnahmen Möglichkeiten dar, Menschen zu befähigen, politisch verantwortlich zu urteilen und wirksam handeln zu können, sich in Kontroversen zu orientieren, Alternativen abzuwägen, mögliche Folgen zu bedenken und die Maßstäbe eigener Wertung zu begründen.

In 150 Seminaren, davon ein Drittel mit internationaler Teilnehmerzusammensetzung, machen rund 5.000 Personen jährlich von diesem pluralen Bildungsangebot Gebrauch.

Die Akademie dient nicht nur der Vermittlung, Erarbeitung und Verbreitung von Kenntnissen und Erkenntnissen, sondern bemüht sich auch um Klärung einschlägiger Probleme durch eine eigene Schriftenreihe und durch Publikationen ihrer pädagogischen Mitarbeiter. Ferner ist sie Mitglied des Instituts für Europäische Politik mit Sitz in Bonn, in dem zu vielen Gebieten der Politik, insbesondere der westeuropäischen Integration, fundierte wissenschaftliche Beiträge erscheinen.

Auch auf dem Gebiet der nationalen und internationalen Aus- und Fortbildungsarbeit leistet die Akademie seit vielen Jahren einen hervorragenden Beitrag. Auf nationaler Ebene sind 14 Europa Häuser bzw. Europäische Akademien zusammengeschlossen, dessen Geschäftsführende Vorstandsarbeiten von ihr wahrgenommen werden.

Auf internationaler Ebene stellt sie das Generalsekretariat der Internationalen Föderation der Europa Häuser, einem Zusammenschluß von 54 Einrichtungen der europäischen Bildung in 15 Ländern. Wenigstens zweimal im Jahr – in der Regel im Frühjahr und Herbst – treffen sich die pädagogischen Mitarbeiter der nationalen und internationalen Vereinigung der Europa Häuser in Otzenhausen, um neueste Entwicklungen in der Politik und in der europäischen Bildung aufzuarbeiten. Durch diese Arbeit ist die Europäische Akademie Otzenhausen zum Flaggschiff der außerschulischen politischen europäischen Bildung geworden.

4. Technische Ausstattung und pädagogische Hilfsmittel

Auch eine umfassendere und intensivere politische Bildung in den Schulen, als sie derzeit geschieht, könnte politische Erwachsenenbildung nicht ersetzen. Dasselbe gilt für das Verhältnis von Erwachsenenbildung zur außerschulischen Jugendbildung. Weder die Schule noch die außerschulische Jugendbildung können Erfahrungssituationen des Erwachsenenalters vorwegnehmen, in denen sich Umweltbedingungen, Bedürfnisse und Handlungsmöglichkeiten anders darstellen. Darüber hinaus gilt die heute allgemeine Notwendigkeit des lebenslangen Lernens nicht nur für die beruflichen Tätigkeiten.

Es gibt Lernprozesse der Praxis, die durch institutionalisierte Bildung nicht ersetzt werden können. Es gibt aber auch Lernprozesse, die nur in Distanz zur Praxis möglich sind. Dazu bedarf es nach Erkenntnis der Erfahrung und Forschung eines breiten Angebots von technischen Geräten und pädagogischen Hilfsmitteln. Neben Simultandolmetschanlagen in den Lehrsälen – eine für vier, eine für zwei Sprachen – stehen eine Reihe mobiler Geräte technischer Art zur Verfügung:

Zwei Filmgeräte, zwei Videoanlagen, ein Diaprojektor, ein Epidiaskop, mehrere Tonbandgeräte, zwei Tageslichtschreiber, ein Fotokopiergerät.

Eine Bibliothek mit ca. 6.000 Bänden und diversen Karten- und Anschauungsmaterialien zu den verschiedenen Politikfeldern sind zusätzliche Informationsangebote an die Teilnehmer.

Seminare, Tagungen und Kolloquien verlangen auch eine besondere Ausstattung der Bildungsstätte mit Räumlichkeiten. In den drei Gebäuden der Akademie stehen zur Verfügung:

- Ein Lehrsaal für bis zu 80 Personen mit Dolmetsch- und Filmvorführcabinen,
- ein Lehrsaal für bis zu 40 Personen mit Dolmetsch- und Filmvorführcabinen,
- ein Lehrsaal für bis zu 25 Personen,
- sieben Arbeitsgruppenräume für von 12 bis 20 Personen,
- drei Fernsehräume,
- ein Zeitungsleseraum,
- zwei Tagesaufenthaltsräume.

5. Unterbringung und Verpflegung, Freizeitmöglichkeiten

Die Teilnehmer an Bildungsveranstaltungen werden in den Gebäuden der Akademie untergebracht. Die Unterbringung erfolgt in Einzel- und Doppelzimmern (90 Betten insgesamt). Den Teilnehmergruppen stehen drei Speiseräume zur Verfügung, und zwar für 60, 30 und 20 Personen.

Abends ist eine Kellerbar mit zwei Kegelbahnen für die Seminaristen geöffnet und dient dem inoffiziellen Meinungsaustausch, der ein wichtiger Bestandteil von Seminaren sein kann und meistens auch ist. Zwei Tischtennisplatten, Ball- und Brettspiele bieten weitere Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung. In die Außenanlagen sind eine Feuerstelle und ein Platz für Boulespiele eingefügt.

Auch die unmittelbare Umgebung der Akademie mit Hallenbad, Freibad, Wellenhallenbad, Tennishalle, Turnhalle, Skilift, Schalenrutschbahn, Bostalsee mit Wassersportmöglichkeiten bieten Teilnehmern längerfristiger Seminare Abwechslung.

6. Perspektiven der Akademie

Die Europäische Akademie Otzenhausen hat als eine der ältesten Erwachsenenbildungseinrichtungen des Saarlandes in den 28 Jahren ihres Bestehens rund 100.000 Personen zu längerfristigen Bildungsmaßnahmen beherbergt. Damit ist sie nicht nur für das Saarland, sondern darüber hinaus für die Bundesrepublik Deutschland und vielleicht sogar für das westliche Europa eine der führenden Erwachsenenbildungsstätten geworden.

Alle Mitarbeiter der Akademie – ca. 35 an der Zahl – sind sich einig darin, daß dieses Ansehen Genugtuung schafft und zugleich Verpflichtung ist. Da das Ziel der Akademie, die Einigung Europas auf föderativer Grundlage zu erreichen, noch lange nicht erreicht sein wird, wird sie ständig an diesem Ziel in Bildungsveranstaltungen weiterarbeiten. Und sollte das Ziel eines Tages erreicht sein, dann ist der Bildungsauftrag damit nicht erloschen; denn Politik betrifft alle Menschen. Deshalb ist Politik keine Sache, die man Berufspolitikern allein überlassen sollte. In einer Demokratie sollen zudem alle Bürger die Chance haben, mit ihren Meinungen und Urteilen und durch ihr Verhalten die praktische Politik zu beeinflussen. Dazu ist politische Bildung erforderlich, dazu bleibt die Europäische Akademie Otzenhausen notwendig.



Das Segelfluggzentrum in Marpingen

Von Helmut Reichmann

Wer am Wochenende bei schönem Wetter den Schaumbergturm besteigt, hat sie sicher schon gesehen. Nicht nur die weite abwechslungsreiche gesunde Landschaft, sondern hoch darüber die weißen, schlanken Segelflugzeuge, die lautlos wie Vögel kreisend im Aufwind steigen, um von hoch oben gleitend fernen Zielen und neuen Aufwinden entgegen zu fliegen. Kein Motor, nur die Kraft der Natur, die Sonnenenergie, verleiht ihnen diese Leichtigkeit, von Wolke zu Wolke die Luft zu durchmessen. Vom Schaumberg aus kann man beobachten, wo sie herkommen: Blickt man nach Süden, so zeigt sich westlich des Ortes Marpingen ein langgezogener Bergrücken, auf dem harmonisch in die Landschaft eingebettet, ein weites grünes Wiesenfeld eine ebene Fläche bildet. Dies ist das Mekka der Segelflieger. Hier sind die Flieger des Kreises St. Wendel, sowie Saarbrücker und Dudweiler Segelflieger zu Hause und schulen in unermüdlicher, ehrenamtlicher Sportbegeisterung ihren Nachwuchs, der nach harter Winter-Werkstatt-Arbeit im Frühjahr die ersten Sonnenstrahlen kaum erwarten kann. Hier ist aber auch die Heimat der Streckenflieger aus den anderen saarländischen Ortsvereinen (es gibt insgesamt zwölf), die sich öfters zu gemeinsamen Trainingsflügen in Marpingen treffen.

So manchem Saarländer noch kaum bekannt, hat Marpingen darüber hinaus in Sportkreisen einen berühmten, in Segelfliegerkreisen sogar einen weltbekannten Namen: Das Gelände „auf der Sang“ ist Deutschlands bedeutendstes Trainingszentrum für den Streckensegelflug! Für die Segelflieger des In- und Auslandes bietet es ein Beispiel dafür, wie mit begrenzten Mitteln durch gute Planung und Kooperation auf allen Ebenen eine Trainingsstätte entstehen kann, welche sportlich und technisch allen Anforderungen genügt, ohne – wie dies bei manchen anderen Sportzentren leider der Fall ist – mit seinen Folgekosten Sport und Sportler zu erdrücken. Offiziell ist das Segelfluggzentrum Marpingen ein „Landesleistungszentrum mit Bundesnutzung“.

Doch nun erst einmal Einiges zum Sport selbst: Mit ihren hocheleganten Segelflugzeugen, deren ästhetische Form und aerodynamische Qualität selbst die besten Sportwagen wie ungehobelte Bremsklötze erscheinen lassen, werden die Piloten, die sich in ihrem maßgeschneiderten Cockpit halb liegend angeschnallt haben, entweder mit einer Seilwinde drachengleich steil auf 250 – 400 m emporgezogen oder an einem Verbindungsseil eingeklingt von einem Motorflugzeug 600 – 800 m hoch unmittelbar in die Nähe von Aufwinden geschleppt. Der Windenstart ist wirtschaftlicher, der Flugzeugschlepp jedoch für längere Flüge und insbesondere für Streckenflüge besser geeignet. Segelflieger nutzen die thermischen Aufwinde, die bei gutem Wetter Warmluft nach oben befördern und die charakteristischen, kleinen, kompakten Schönwetterwolken bilden. Eng kreisend, wie man es von den Raubvögeln her kennt, und oft auch tatsächlich gemeinsam mit ihnen schrauben sich die Flieger hoch. Moderne Segelflugzeuge fliegen schneller als es dem Beobachter von unten erscheint, beim Kreisen mit 70 – 90 km/h, beim Geradeausflug bis über 250 km/h! Dabei können bei gutem Wetter Strecken über mehrere hundert km zurückgelegt werden. Segelfluggwettbewerbe sind regelrechte Luftrennen auf vorgegebenen Kursen.



Segelflugzeuge über Marpingen.

Wer das Fluggelände besuchen möchte, sollte sich hierfür einen Wochenend- oder Ferientag (Schulferien) vornehmen, an dem die Sonne scheint und vielleicht einige Wolken am Himmel stehen – dann ist in Marpingen volles Fliegerleben! Trainingslager und vor allem Wettbewerbe, wie sie hier von Zeit zu Zeit stattfinden, bieten natürlich ganz besondere Attraktionen. Vom Ort Marpingen kommend fährt man den Schildern nach, kann unmittelbar vor Erreichen der Gebäude am Straßenrand parken, im Hallenbereich die Flugzeuge „hautnah“ unter die Lupe nehmen und den Start- und Landebetrieb beobachten. Wer's ganz genau wissen will, kann auch mal mitfliegen. Wenn nicht gerade Hochbetrieb herrscht, führen die Vereine Passagierflüge im Doppelsitzer durch und geben auch gerne jede gewünschte Auskunft. Wer dies alles einmal erlebt hat, weiß, warum die Marpinger Bürger stolz auf ihren Segelflugplatz, die herrliche Aussicht von oben und diese unvergleichliche Sportart sind.

Segelfliegen ist übrigens heute nicht gefährlicher als Autofahren, trotzdem liegt in dem Passagierflug eine Gefahr: So mancher war danach so begeistert, daß ihn die Segelfliegerei nicht mehr los ließ! Gott sei Dank ist dieser Sport nicht übermäßig teuer, eher billiger als Skilaufen oder Tennis beispielsweise, erfordert jedoch sehr viel Idealismus und ehrenamtliche Arbeitsbereitschaft. Die Flieger sind deshalb aber auch ein ganz besonderes Völkchen: Wer mal so richtig die Atmosphäre bei Ernst's Schwenkbraten oder Josefa's herzlich-deftige Art im Clubheim am Platz erlebt hat, wird es so bald nicht vergessen!

Der Dörrenbacher Pfingstquak

Von Reimund Benoist

In den frühen Morgenstunden des Pfingstmontag fahren die Dörrenbacher Neubürger – nennen wir sie Helmut und Hilde – erschreckt aus dem Schlaf hoch.

Was ist das für ein Summen und Brummen, ein Pfeifen und Tirilieren, ein vielstimmiges und dennoch monotones Gedröhne ???

Dazwischen kurze Kommandos: „Halt“ – „Blasen“ – „Drehen“ – „Verbeugen“ – „Drehen“ – „Weiter“.

Der Schrecken wandelt sich in Erstaunen, als sie bei einem Blick durchs Fenster eine Schar Schulkinder sehen, die in seltsam aussehende Instrumente blasen und dazu ein mehr als mannshohes, sich bewegendes, drehendes und verbeugendes, überreich mit Blumen geschmücktes „Gebilde“ erblicken.



Taratschen blasende Dorfbuben mit dem Pfingstquak am Dorfbrunnen. Die Mädchen haben das Krönchen bereits aufgestellt. (1954)

Wenige Stunden später kommen die Schulkinder wieder, frohgelaunt, je zwei und zwei einen geschmückten Korb tragend. Sie sammeln „Eier, Speck on Mähl for de Pengschtquak“.

Dabei erfahren unsere Neubürger. Dieses mit Blumen verzierte „Objekt“ war der Dörrenbacher Pfingstquak. Nun ist ihre Neugierde erst recht geweckt. Bei einem Besuch im Dörrenbacher Heimatmuseum erfahren sie mehr darüber:

Seit Menschengedenken wird in der Nacht vom Pfingstsonntag auf Montag von der Dörrenbacher Schuljugend der Pfingstquak durchs Dorf getragen. Gleichzeitig werden von den Schulmädchen mit bunten Bändern behangene Birkenbäumchen an den Dorfbrunnen aufgestellt und die schönen altbekannten Frühlingslieder gesungen.

Mit diesem Brauch haben sich in Dörrenbach die Kenntnisse über die Herstellung des Quakes selbst und der zugehörigen Blasinstrumente wie Taratsche, Huppert und Pfeife über unzählige Generationen „vererbt“ und bis zum heutigen Tag erhalten.

Vorbereitung

Am Sonntag nach Ostern eines jeden Jahres treffen sich die Dörrenbacher Schuljungen und gehen gemeinsam „enn die Hongerheck Stecke schneire“.

Die schnurgeraden, fingerdicken, 120 cm langen Haselnußstöcke werden für die Herstellung des Quakes benötigt. 28 Stück werden geschnitten, je 14 Laub- und 14 Blumenstöcke. Wohlverwahrt liegen diese dann bis zum Feiertag Christi Himmelfahrt bei dem Schuljungen, in dessen Elternhaus „de Quak gemacht werd“.

An diesem Feiertag zieht die Schuljugend dann einen Handwagen, beladen mit allen Quak-Utensilien, in den gemeindeeigenen Wald.

Dort wird zunächst das Quak-Gestell aufgebaut. Dabei werden die Laubstöcke mit der einen Seite in das „Rad“ gesteckt und mit der anderen Seite an einem Reifen (65 cm Durchmesser) befestigt. Unter dem Begriff „Rad“ verstehen die Dörrenbacher eine Holzscheibe von 3 cm Dicke und 30 cm Durchmesser, die mit je 14 Bohrungen (10 mm Durchmesser) zur Aufnahme der Laubstöcke (235 mm Lochkreisdurchmesser) und der Blumenstöcke (260 mm Lochkreisdurchmesser) versehen ist. In der Scheibenmitte ist außerdem noch eine Bohrung von 18 mm Durchmesser zur Aufnahme des Krönchens angebracht.

Inzwischen ist die Jugend ausgeschwärmt, um in dem nahen Buchenwald die dünnen Zweige mit dem frühlingfrischen Laub abzureißen und bündelweise beizuschleppen. Diese werden dann um die Laubstöcke geflochten. Der fertige Quak-Korpus wird schließlich in das Dorf zurückgebracht und bis Pfingsten an einem geeigneten Ort zum Trocknen abgestellt.

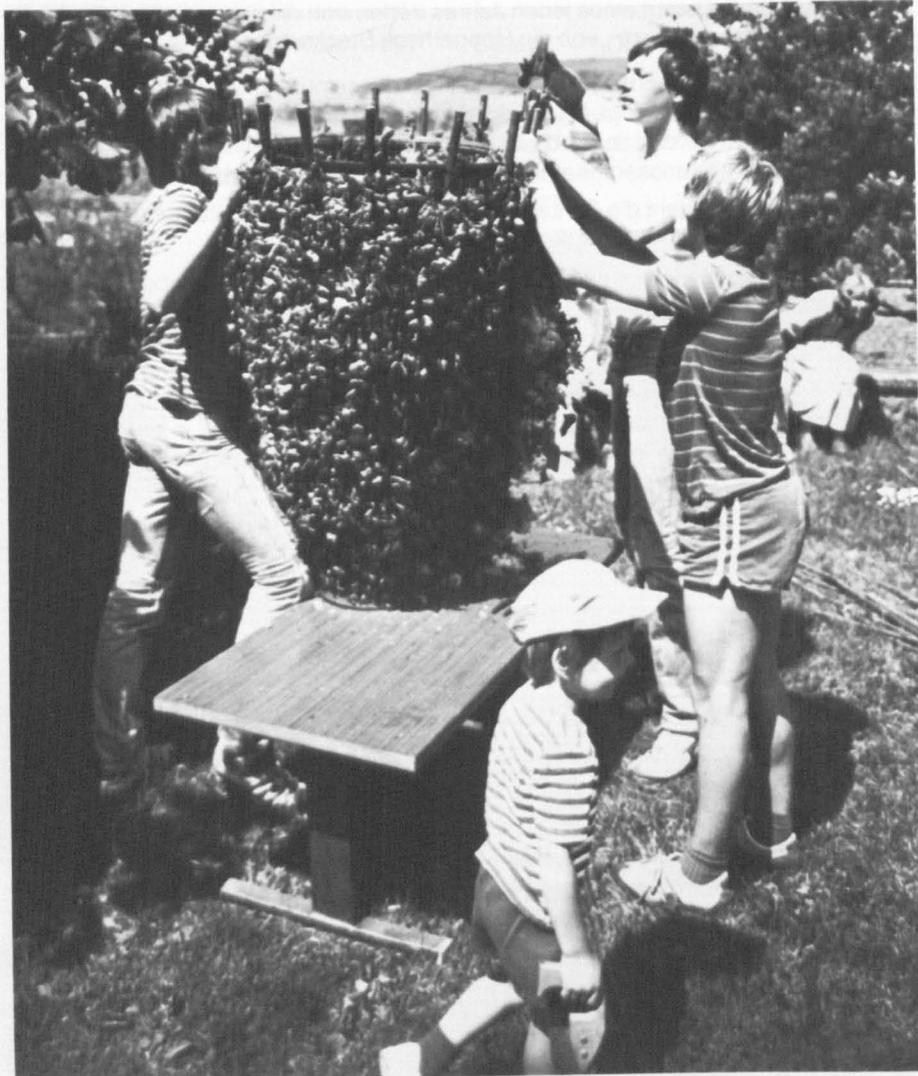


Der Quak wird geflochten.

Blumen sammeln – Blumen binden

Pfingst-Samstag ist die Jugend wieder unterwegs, um Feld- und Wiesenblumen zu suchen; am Pfingstsonntag gehen sie von Haus zu Haus, um Gartenblumen und Fliedersträube einzusammeln.

Ein buntes Treiben herrscht im wahrsten Sinne des Wortes am Hause des Quak-Ältesten, wenn anschließend die Blumen um die bereitliegenden (Blumen-)Stöcke gebunden und diese wiederum an den Quak festgemacht werden.



Alle helfen mit, die Blumenstöcke an den (umgedrehten) Quak anzubringen (1982).

„Taratschen machen“

Am besten geeignet sind gerade, ca. 1 m lange und 5 cm dicke Aststücke. Spiralförmig wird die Rinde mit einem scharfen Messer über die gesamte Länge eingeschnitten, vorsichtig abgeschält und dann trichterförmig aufgewickelt. Die letzte Wicklung wird durch einen quergesteckten Holzspieß gesichert.

„Huppe, huppe Weire . . .“

Zu einer Taratsche gehört der „Huppert“, wie das Mundstück zur Trompete. Mit dem Huppert werden die Töne erzeugt, die Taratsche verstärkt diese und läßt sie je nach Bauart heller oder dunkler ertönen.

Die Herstellung ist einfach und wird von der hierin erfahrenen Dorfjugend im Handumdrehen durchgeführt.

Ein ca. 10 mm dicker Ahorn- oder Weidenzweig wird am dünneren Ende glatt abgeschnitten und die Rinde 50 mm von dieser Stelle entfernt in Umfangrichtung eingeschnitten. Mit dem Messergriff wird die Rinde danach mit leichten Schlägen losgeklopft. Dabei sagen die Jungen auch heute noch den gleichen Spruch wie ihre Vorfahren vor 50, 100 oder noch mehr Jahren:

„Huppe, huppe Weire,
mei Messer well net schneire“

Anschließend wird das rohrförmige Rindenstück vorsichtig abgezogen. Viel Geschick und ein scharfes Messer sind notwendig, um die ca. 1 mm dicke Rinde an einem Ende auf eine Länge von ca. 10 mm zu halbieren. Hierzu wird die Rindenhülse an dieser Stelle zwischen Daumen und Zeigefinger plattgedrückt, so daß nur zwei Schnitte notwendig sind. Beim Durchblasen vibriert später die verbleibende Rinde, wodurch wiederum die geschilderten Töne erzeugt werden . . .

Alle Jahre wieder?

Viel Zeit verbleibt unseren Jungens nicht. Wenn die Blasinstrumente fertig sind, belädt sich die Mannschaft mit Schlafsäcken, um im Hause des Ältesten „beim Quak zu wachen“.

Früh um fünf Uhr beginnt dann der Marsch durchs Dorf. Anschließend wird der Quak auf den Aussiedlerhöfen vorgeführt (bis zum Beginn des 2. Weltkrieges auch noch in Wetschhausen – heute zum Stadtteil Ottweiler-Steinbach gehörend).

Als Lohn für alle Mühe und Arbeit werden zur Mittagszeit des Pfingstmontag im Hause des Quakältesten die zuvor gesammelten Naturalien verzehrt, trefflich zubereitet als Rühreier oder Pfannkuchen.

Die Mädchen haben bei Sonnenaufgang ihre buntgeschmückten Birkenbäumchen (Krönchen) am Dorfbrunnen und an den Stellen, wo früher einmal ein Dorfbrunnen sprudelte, aufgestellt. Anschließend gehen sie ebenfalls mit buntgeschmückten Körben sammeln zu einem zünftigen Mittagsmahl.

Die alteingessenen Dörrenbacher sind stolz darauf, daß sich der wunderschöne Brauch des Pfingstquakes bis zum heutigen Tag in diesem stillen Ostertaldorf erhalten hat und daß die Schuljugend auch heute noch weiß, wie ein Quak gebaut und eine Taratsche hergestellt wird.

Zum Abschluß wird noch ein mit bunten Bändern geschmücktes, ca. 50 cm hohes Birkenbäumchen in die Radscheibe eingesteckt, der Pfingstquak ist fertig. Noch aber sind nicht alle Vorbereitungsarbeiten abgeschlossen. Es gilt, aus den Rinden der frisch im Saft stehenden Ahorn-, Weiden- oder Erlenbäumen die Blasinstrumente für die kommende Nacht herzustellen.



Taratschen machen



Dörrenbacher Mädchen beim Sammeln von „Eier, Speck und Mehl“ im Jahre 1953.

Leider läßt unsere schnellebige, an diesen Dingen häufig uninteressierte Gesellschaft befürchten, daß auch in Dörrenbach einmal der (Pfingst-)Tag kommt, an dem kein Quak mehr durchs Dorf getragen und keine Taratsche mehr ertönen wird.

Diese Befürchtung war ein gewichtiger Grund, in dem vorstehenden Beitrag den schönen Brauch des Pfingstquakes und die Herstellung der dazu notwendigen Geräte ausführlich zu beschreiben.

Gebe Gott, daß diese Befürchtungen unnötig sind und die Dorfbuben in den kommenden Generationen auch noch wissen, wie man einen Quak baut oder eine Taratsche herstellt –, ohne in ein Buch schauen zu müssen.

Bildernachweis: Bild 1 u. 6: Ewald Klaes – Bild 2, 3, 4, 5: Reimund Benoist.

Das Männerchorwesen im Kreis St. Wendel

Vom Sängergau zum Sängerkreis

Von Gerhard Berg

Im Jahre 1920 entstand innerhalb der Grenzen des ehemaligen Saargebietes der erste Saar-Sänger-Bund. (Eine frühere Gründung eines Saar-Sänger-Bundes im Jahre 1876 ging von der „Merziger Liedertafel“ aus! Aber als 1878 der Bund ein Kassendefizit aufwies, war dies der Anfang vom Ende.) Bundesvorsitzender war der Saarbrücker Stadtschulrat Hans Bongard.

Unterteilt war der damalige Saar-Sänger-Bund in 21 Sängergaue. Im damals kleinen Kreis St. Wendel (die Bereiche Ostertal, Freisen, Nohfelden und Nonnweiler gehörten zum „Reich“) bestanden die Sängergaue St. Wendel und Tholey.

Eine Statistik im Bundesbuch des Saar-Sänger-Bundes aus dem Jahre 1925 enthält für die beiden Gaue des Kreises St. Wendel umfassende Angaben; lediglich für den Gesangverein „Eintracht“ Namborn ist kein Chorleiter genannt. Es könnte auch durchaus sein, daß nicht alle bestehenden Vereine zugleich Mitglied der Sängergaue und des Sängerbundes waren, weshalb sie in den Aufstellungen auch nicht enthalten sein können. Die originale Schreibweise im Bundesbuch wurde beibehalten, obwohl in manchen Fällen Zweifel an der Richtigkeit begründet erscheinen, z. B. Orpheo statt Orphea – Gasthaus Burgumium statt Bourguignon.

Sängergau St. Wendel (1925)

Dr. Flory, St. Wendel, 1. Vorsitzender

J. Caspers, St. Wendel, 2. Vorsitzender

M. Blum, St. Wendel, 1. Schriftführer

O. Gebel, St. Wendel, 2. Schriftführer

H. Neuberger, St. Wendel, 1. Kassierer

Franz Blum, St. Wendel, 2. Kassierer

Vertreter im Bundesvorstand: Dr. Flory, St. Wendel; M. Blum, St. Wendel

Vertreter im Schlichtungsausschuß: Felix Warken, St. Wendel; Rektor Scheer, St. Wendel

Vertreter im Musikausschuß: Willibrord Endres, St. Wendel; Eugen Berl, St. Wendel

Name	Ort	Gründung	Vereins-lokal	Vorsitzender	Schriftführer	Dirigent	akt. Mitgl.	pass. Mitgl.
1 GV Orpheo	St. Wendel	1867	Kath. Ges.-Haus	Franz Gerber Hospitalstr.	Peter Braun	Rektor Scheer	70	62
2 Städt. MG	St. Wendel	1845	Hotel Knoll	H. Neuberger	Joh. Riotte	Franz Veith	47	65
3 MG	St. Wendel	1902	Hotel Knoll	August Savelkous	Otto Gebel	Eugen Berl	44	–
4 Quartett Rheingold	St. Wendel	1910	Gasthaus Lindenau	Leopold Kuhlmann	Max Keßler	Albert Stuber	25	–
5 Quartett Lambert	St. Wendel	1921	Gasthaus H. Noß	Karl Altmayer	Hermann Haßdenteufel	Felix Warken	17	–

6 M'Quartett Saargold	Alsfassen-Breiten	1920	Gasthaus J. Schmitt	Peter Klees	Nikolaus Wagner	Johann Schmitt	28	–
7 Liederkranz	Urweiler	1892	Gasthaus Vollmann	Karl Brausch	Jakob Marx	Felix Warken	58	40
8 Frohsinn	Oberlinxweiler	1886	Gasthaus Bleymehl	Johann Schmelzer	Karl Mittermüller	Albert Stuber	54	33
9 Liederkranz	Winterbach	1909	Gasthaus Scheid	Nikolaus Backes	Wilhelm Recktenwald	Adolf Stroh	50	28
10 Eintracht	Namborn	1912	Gasthaus Simon	Nikolaus Seiler I	W. Naumann		45	40
11 Eintracht	Remmesweiler	1921	Gasthaus Schäfer	Jakob Krämer	Rudolph Hell	Ludwig Fuchs	37	8
12 Erholung	Baltersweiler	1893	Gasthaus Funk	Johann Naumann I	Johann Ost	Alfred Reichhardt	32	12
13 Frohsinn	Hofeld-Mauschbach	1892	Gasthaus Rammacher	Mathias Andres	Johann Bick	Wendel Gillen	20	5
14 MG	Marpingen	1883	Gasthaus Tome	Friedrich Schorr	Berthold Recktenwald	Johann Welter	47	88
15 MG	Alsfassen	1891	Gasthaus Schmitt	Kaspar Kloos	Fritz Kiefer	Felix Warken	60	38

Sängergau Tholey (1925)

Heinrich Jansen, Theley, 1. Vorsitzender

Johann Schuh, Tholey, 2. Vorsitzender

Reinhold Dewes, Theley, 1. Schriftführer

Lehrer Lauk, Hasborn, 2. Schriftführer

Lehrer Jonton, Tholey, 1. Kassierer

Peter Stock, Theley, 2. Kassierer

Vertreter im Bundesvorstand: Heinrich Jansen, Theley

Vertreter im Schlichtungsausschuß: Heinrich Jansen, Theley; Nikolaus Schäfer, Theley

Vertreter im Musikausschuß: Rektor Gemmel, Theley; Rektor Warken, Hasborn

Name	Ort	Gründung	Vereins-lokal	Vorsitzender	Schriftführer	Dirigent	akt. Mitgl.	pass. Mitgl.
1 Liederkranz	Theley	1875	Gasthaus Bard	Schäfer	Dewes	Lehrer Felth	70	170
2 Eintracht	Theley	1903	Gasthaus Hömmer	Jansen	Dewes	Rektor Gemmel	70	110
3 MG	Tholey	1883	Gasthaus Burgumium	Adam Eckert	Jakob Schlarb	Lehrer Aceihack	64	76
4 Rose vom Schaumberg	Tholey	1920	Gasthaus zur Post	Schuh	Weller	Keßler	16	26
5 Harmonie	Hasborn	1904	Gasthaus Lauk-Finkler	Backes	Becker	Rektor Warken	70	15
6 Harmonie	Gronig	1920	Gasthaus Wagner	Scheidt	Scholl	Lehrer Müller	47	13
7 Cäcilia	Güdesweiler	1890	Gasthaus Klees	Backes	Scheid	Marx	45	35
8 Liedertafel	Dautweiler	1906	Gasthaus Finkler	Brachmann	Scheid	Thomas	53	7

Nach dem 2. Weltkrieg wurden 1946/47 die ersten Chorvereine zugelassen und wiedergegründet. 1952 folgte die Gründung der Sängerkreise, am 9. März für St. Wendel. 1953 entstand aus den Sängerkreisen der Saar-Sänger-Bund, ganz bewußt nur als Interessenvertretung und Koordinationsorganisation der Chöre und Sängerkreise im Saarland, nicht mehr mit der „Führungs- und Richtlinienkompetenz“ versehen, wie

ehedem. Der Zusammenschluß sollte nicht in das Eigenleben der Vereine eingreifen, die Demokratie wollte sich auch im Chorwesen bestätigen.

Der Sängerkreis St. Wendel im Spiegel der Statistik

Jahr	Vereine	Singende Mitglieder	Fördernde Mitglieder	Summe der Mitglieder
1957	49	1.978	2.779	4.757
1958	48	2.238	3.283	5.521
1959	52	1.998	3.234	5.232
1960	53	2.067	3.322	5.389
1961	53	2.041	3.226	5.267
1962	53	1.956	3.104	5.060
1963	53	1.835	3.237	5.172
1964	52	1.817	3.043	4.860
1965	52	1.814	2.984	4.798
1966	54	1.879	3.016	4.895
1967	53	1.855	3.227	5.082
1968	54	1.955	3.386	5.341
1969	55	1.980	3.270	5.250
1970	56	1.939	3.086	5.025
1971	57	1.954	3.463	5.417
1972	57	2.019	3.546	5.565
1973	56	2.027	3.592	5.619
1974	57	2.159	3.592	5.751
1975	58	2.414	3.766	6.180
1976	56	2.369	3.655	6.024
1977	58	2.311	3.601	5.912
1978	56	2.241	3.666	5.907
1979	56	2.300	3.661	5.961
1980	55	2.281	3.753	6.034
1981	55	2.189	3.680	5.869
1982	56	2.252	3.562	5.814

Die 58 Vereine des Sängerkreises verteilten sich 1977 auf 51 Vereinsorte. In den Vereinen wurden folgende Chorgattungen gepflegt: 44 x Männerchor, 1 x Frauenchor, 16 x Gemischter Chor, 6 x Jugendchor, 7 x Kinderchor.

Die 56 Vereine des Sängerkreises verteilten sich 1982 auf 50 Vereinsorte. In den Vereinen wurden folgende Chorgattungen gepflegt: 43 x Männerchor, kein Frauenchor, 16 x Gemischter Chor, 3 x Jugendchor, 5 x Kinderchor.

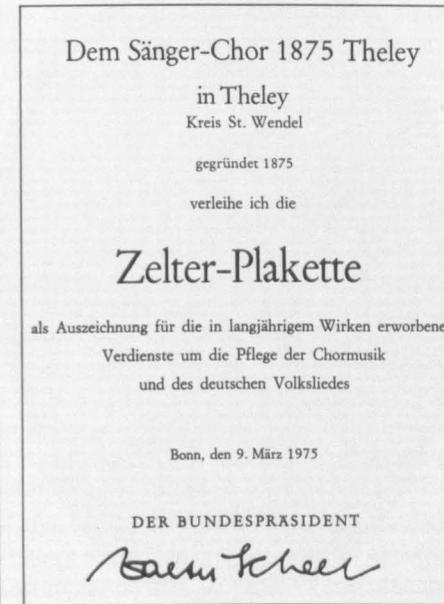
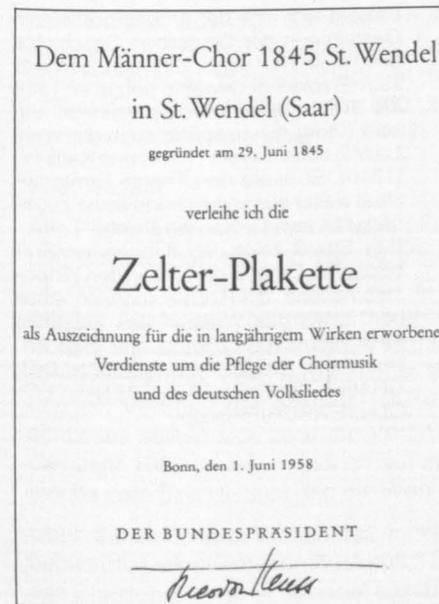
Eine entscheidende Rolle für Bestand und Entwicklung der Gesangvereine haben die Chorleiter. Ging in den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg der früher dominierende Anteil der Lehrer-Chorleiter immer mehr zurück, so ist in den letzten Jahren wiederum eine positive Entwicklung festzustellen. Bei der nachfolgenden Berufs- und Altersstatistik ist zu beachten, daß ein Chorleiter manchmal mehrere Vereine betreut.

Statistik der im Sängerkreis St. Wendel tätigen Chorleiter

Berufliche Struktur	1982	1976	1970	1967
Organisten und Berufsmusiker	6	8	8	9
Lehrer	20	18	13	7
Angestellte, Beamte, Handwerker und sonst. Berufe	21	16	17	20
Rentner und Pensionäre	3	6	3	2

Altersstruktur	1982	1976	1970	1967
zwischen 20 und 30 Jahren	7	8	7	5
zwischen 31 und 40 Jahren	12	13	14	11
zwischen 41 und 50 Jahren	14	14	11	8
zwischen 51 und 60 Jahren	15	4	5	7
über 60 Jahre	2	9	7	7

Quellen: Bundesbuch des Saar-Sänger-Bundes (1925, Gebr. Hofer, Saarbrücken)
Erhebungen des Sängerkreises St. Wendel



Die 650-Jahrfeier der Stadt St. Wendel

Von Gerhard Weber

Als Geburtsurkunde einer im Mittelalter entstandenen Stadt gilt der Nachweis eines rechtsetzenden Dokuments, das die rechtliche Stadtwerdung bescheinigt. Eine solche Urkunde kann entweder in Form eines vom Landesherrn ausgestellten Freibriefes oder in Form eines vom Landesherrn beim König (und Kaiser) erwirkten Stadtrechtsprivilegs vorliegen.¹

Von den saarländischen Städten erhielten landesherrliche Freieung Blieskastel 1286 durch den Bischof Burkard von Metz sowie Saarbrücken und St. Johann im März 1322 durch den Grafen Johann I. von Saarbrücken-Commercy.²



*Siegel des Kurfürsten
Balduin von Luxemburg
(1307 – 1354)*

Balduin war eine der großen politischen Gestalten in der Deutschen Geschichte des 14. Jahrhunderts. 1307 als 22jähriger zum Erzbischof gewählt, setzte er 1308 die Wahl seines Bruders Heinrich VII. zum König durch, später auch die Wahl Ludwigs des Bayern (1314) und Karls IV. (1346). Er baute den Trierer Territorialstaat weiter aus und sicherte seine Zugehörigkeit zum Deutschen Reich.

Das Siegel zeigt den thronenden Erzbischof im Ornat in der Linken den Hirtenstab haltend, die Rechte segnend erhoben. Links das Wappen des Erzstiftes Trier, rechts das Luxemburger Wappen. Umschrift: SIGILLVM: BALDEWINI: DEI: GRATIA : SANCTE : TREVERENSIS: ECCLESIE ARCHIEPISCOPI.

Auf Veranlassung und zu Gunsten des Trierer Erzbischofs Balduin begabte Kaiser Ludwig der Bayer durch das Sammelprivileg vom 23. August 1332 dreißig kurtrierische Orte, darunter St. Wendel und Merzig, mit dem Recht der Reichsstadt Frankfurt. Derselbe Kaiser gewährte durch Urkunde vom 27. Dezember 1332 auch dem hinter-sponheimischen Orte Birkenfeld die Stadtrechte.³

Unter Zugrundelegung der vorliegenden Stadtrechtsurkunden ist also St. Wendel zusammen mit Merzig die drittälteste Stadt im Saarland nach Blieskastel und Saarbrücken.

Das Ausstellungsdatum solcher Urkunden mit Stadtrechtsverleihung ist jedoch nicht gleichbedeutend mit dem tatsächlichen Beginn einer städtischen Entwicklung. Diese tatsächliche Stadtwerdung hängt nämlich nicht allein von der Verleihung der Stadtrechte ab. Die moderne Stadtgeschichtsforschung arbeitet mit einem Stadtbegriff, der ein ganzes „Kriterienbündel“ (E. Ennen⁴) heranzieht. Bei Anwendung dieses multifunktionalen Stadtbegriffs ergibt sich, daß fast alle bisher genannten Orte im Mittelalter diesen Kriterien noch nicht genügen, also zum Zeitpunkt der Verleihung der Stadtrechte oder gar noch viel später den Namen „Stadt“ nicht verdienen.⁵ Lediglich im Falle Saarbrückens sanktioniert der Freiheitsbrief die vorausgegangene Stadtentwicklung.⁶

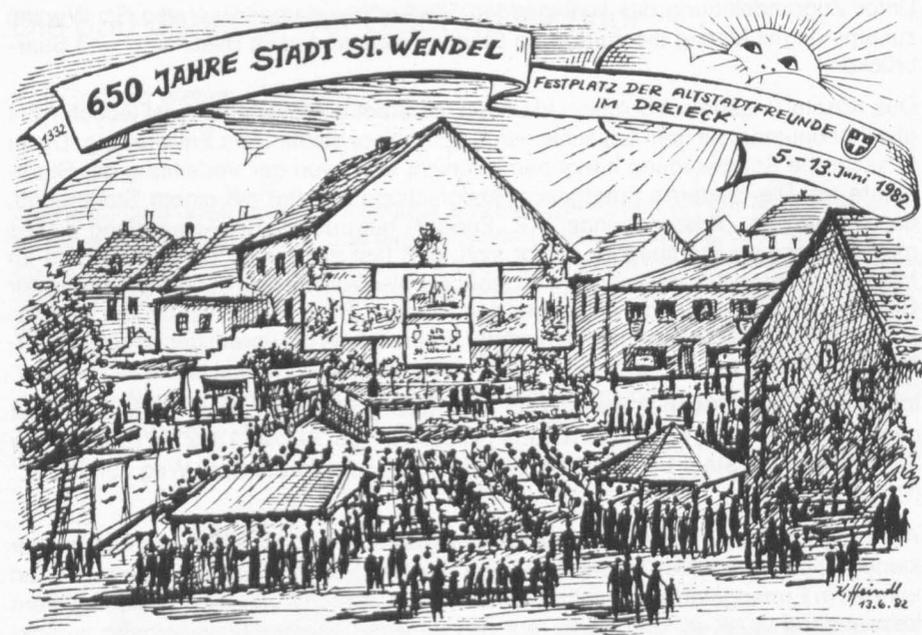
Im Falle St. Wendels muß der Ansicht Max Müllers widersprochen werden, daß mit dem Ausstellungstag des kaiserlichen Privilegs vom 23. August 1332 die Entwicklung St. Wendels als Stadt begann.⁷ St. Wendel war „damals auf dem Weg zur Stadt.“ (W. Laufer⁸)

Allerdings ist festzuhalten, daß die geschichtswissenschaftliche Forschung bisher keinen anderen konkret faßbaren Beginn der St. Wendeler Stadtwerdung nennen konnte. In Ermangelung eines historisch fundierten Datums verbleibt Jubiläumsfeiern kein anderer Ausweg, als wieder auf das Jahr der Stadtrechtsverleihung zurückzugreifen und es zum Ausgang der Jahreszählung zu machen. Im konkreten Fall der 650-Jahrfeier St. Wendels 1982 trat der Umstand hinzu, daß man 1932 – wesentlich initiiert durch Max Müller – eine 600-Jahrfeier veranstaltet hatte, die sich im Bewußtsein der Bevölkerung lebendig erhielt.

Das Festjahr

Alle Planungen und Vorbereitungen für das St. Wendeler Jubiläumsjahr verdichteten und entschieden sich im zwölfköpfigen Organisationsausschuß „650 Jahre Stadt St. Wendel“. Dem am 8. Mai 1981 konstituierten Ausschuß, dem später ein „Technischer Ausschuß“ beigegeben wurde, gehörten als ständige Mitglieder unter dem Vorsitz des Stadtbürgermeisters fünf Mitglieder des Stadtrates, zwei Angehörige der Stadtverwaltung, drei Vertreter des Verkehrsvereins bzw. der Werbegemeinschaft und ein Vertreter der Altstadtfreunde an. Nach Auffassung des Organisationsausschusses sollten sich zwar die Veranstaltungen aus Anlaß des Stadtjubiläums über das Jahr 1982 verteilen, jedoch auf zwei Wochen konzentrieren: die Jubiläumsfestwoche vom 5. – 13. Juni und die Wendelfestwoche vom 24. – 31. Oktober 1982.

Über den bisherigen Verlauf des Jubiläumsjahres bis September 1982 gibt eine reich bebilderte Dokumentation Auskunft.⁹ Sie belegt nach Zahl und Art, welche Aktivitäten das Stadtjubiläum in St. Wendel auszulösen imstande war. Die breite Veranstaltungsflut erreichte ihren unbestrittenen Höhepunkt in der Jubiläumsfestwoche, insbesondere während des viertägigen Straßenfestes in dem zur fußläufigen Zone erklärten Altstadtbereich um die Wendelsbasilika. Ein wechselndes kulturelles Unterhaltungsangebot vor allem auf den vier Freilichtbühnen bewegte Zehntausende zwischen den Aktionsplätzen Schloßplatz, Fruchtmarkt, Wendalinusbrunnen und Dreieck, wo die Altstadtfreunde für einen dem historischen Festanlaß gemäßen Festplatzschmuck gesorgt hatten.



Auf einen historischen Festzug, 1932 unvergeßlicher Höhepunkt der 600-Jahrfeier, verzichtete man in St. Wendel. Die rheinland-pfälzische Nachbarstadt Birkenfeld blieb ihrer Tradition treu: sie veranstaltete am 19. September 1982 wie vor 50 Jahren, am 7. August 1932, einen Festzug. Die Stadt Merzig wiederum ließ ihrer 600-Jahrfeier keine 650-Jahrfeier folgen. In St. Wendel wurde der Verzicht auf einen historischen Festzug größtenteils ausgeglichen durch zwei ähnliche Veranstaltungen am 12. Juni: durch den „Historischen Markt“ mit Vorführung alter Handwerkszweige sowie durch den „Historischen Abend“, an dem Persönlichkeiten aus der Stadtgeschichte, dargestellt von Schauspielschülern aus Saarbrücken, über ihre Zeit berichteten. Zur Beschäftigung mit der Jubiläumsstadt, ihrer Vergangenheit und Gegenwart, regten auch zahlreiche Ausstellungen sowie Mal- und Fotowettbewerbe an. Die Anwesenheit von Kultusminister Prof. Dr. Knies verlieh der Ausstellungseröffnung der wertvollen Silbersammlung Friedrich Sicks, die der gebürtige St. Wendeler der Stiftung Saarländischer Kulturbesitz übereignet hatte, besonderes Gewicht.

Im Gegensatz zur 600-Jahrfeier, in deren beiden Festwochen vom 25. Juni bis 10. Juli 1932 zahlreiche regionale und überregionale Tagungen in der Jubiläumsstadt stattfanden, blieb die Jubiläumsfestwoche 1982 ausschließlich dem Feiern des Stadtfestes vorbehalten. Vor fünfzig Jahren vereinten sich noch kirchliche Feiern und weltliche Veranstaltungen zu einem einheitlichen Programm. Im Jubiläumsjahr 1982 blieb die Festfeier des hl. Wendelin mit Ausstellung des (verschlossenen) Schreins seiner Gebeine in der restaurierten Basilika dem Hauptfesttag (20. Oktober) und der anschließenden Oktav vorbehalten.

Die Tradition der St. Wendeler Motorradrennen (1950 – 1964) lebte am 4./5. September wieder auf, als der MSC Nordsaar zum Gedächtnis August Balthasars ein Straßenrennen auf einem Rundkurs an den Kasernen mit 20000 Zuschauern veranstaltete.



Bei der Gautschfeier der St. Wendeler Buchdruckerei und Verlag auf der Fruchtmart-Bühne wurde auch Bürgermeister Jakob Feller zur allgemeinen Gaudi in den Wasserbottich getaucht.

Ein offizieller Festakt der Stadt St. Wendel eröffnete am 5. Juni 1982 die Jubiläumsfestwoche. Die Festrede hielt der Ministerpräsident des Saarlandes, Werner Zeyer, im großen Saal des Saalbaues.

Die Festrede

„Als Bürger dieser Stadt und als langjähriger Landrat des Kreises St. Wendel habe ich gerne dem Wunsche entsprochen, zur 650-Jahr-Feier der Verleihung der Stadtrechte die Festansprache zu halten.

In diesen sechseinhalb Jahrhunderten hat die Stadt St. Wendel das wechselvolle, oft mit viel Not und Leid verknüpfte Schicksal des Saarlandes durchlebt und mitgetragen.

Ebenso, wie unser ganzes Land heute aus den Wirren der Vergangenheit zu einer friedlichen, gedeihlichen Entwicklung in einer Kernregion Europas gefunden hat, konnte sich auch St. Wendel in den über drei Jahrzehnten seit dem letzten Krieg erfreulich weiterentwickeln.

Dies war möglich, weil sich unsere französischen Nachbarn mit uns gemeinsam bereit fanden, unter den jahrhundertealten Streit zwischen unseren Völkern einen Schlußstrich zu ziehen.

Nur über diese deutsch-französische Aussöhnung, über die Verständigung zwischen angeblichen Erbfeinden, konnte unsere Heimat den Weg zurück nach Deutschland, zu einer „Wiedervereinigung im Kleinen“ finden, wie ich den historischen Moment der Eingliederung des Saarlandes in die Bundesrepublik Deutschland nennen möchte.

In kaum einer anderen saarländischen Stadt wird die deutsch-französische Partnerschaft augenfälliger als gerade hier in St. Wendel. Die engen, freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Angehörigen der französischen Garnison und den Bürgern St. Wendels sind ein Zeugnis für die Gemeinsamkeit, die zwischen Franzosen und Deutschen entstanden ist.

Durch die Pflege dieser gutnachbarlichen Beziehungen leistet St. Wendel einen gewichtigen Beitrag zur deutsch-französischen Freundschaft und zur Festigung des europäischen Einigungswerkes.

Die Stadt St. Wendel hat sich darüber hinaus auch zu einem wichtigen wirtschaftlichen Zentrum unseres Landes entwickelt.

Wer – wie ich – seit vielen Jahrzehnten die Entwicklung St. Wendels aus unmittelbarer Nähe beobachten konnte, wird nicht umhin kommen, diesem Gemeinwesen einen beachtlichen Aufschwung und eine zukunftsorientierte Gestaltung zu bescheinigen.

Es sei mir an dieser Stelle gestattet, dafür allen Verantwortlichen, insbesondere Ihnen, sehr geehrter Herr Bürgermeister Feller, und dem Rat der Stadt ein herzliches Wort des Dankes zu sagen. Trotz all der wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die unser Land gegenwärtig zu bestehen hat, bin ich überzeugt, daß Sie, Herr Feller, Ihrem bereits gewählten Nachfolger, Herrn Bouillon, zum Ende dieses Jahres ein geordnetes Gemeinwesen übergeben können, dessen Geschicke auf einen guten Weg gebracht worden sind.

Meine Sehr geehrten Damen und Herren!

Bereits im Mittelalter, als St. Wendel die Stadtrechte erhielt, konnte ohne Zweifel diese Gemeinde eine herausgehobene Stellung unter den Ortschaften des St. Wendeler Landes für sich beanspruchen.

Die Privilegierung der Bevölkerung von Siedlungen mit zentralörtlichen Funktionen durch die Verleihung von Stadtrechten oder durch die Ausstellung eines sogenannten Freiheitsbriefes geht im Saarland, wie in der Pfalz, im Land an Nahe und Glan und im Hunsrück nicht selten in das 14. Jahrhundert zurück.

So feierte im Jahre 1971 die Landeshauptstadt Saarbrücken die 650jährige Verleihung von Stadtrechten, vor zwei Jahren, im Jahre 1980, die Kreisstadt Homburg, und jetzt in diesem Jahre die beiden Kreisstädte Merzig und St. Wendel. Sie können

sich beide auf dieselbe Urkunde beziehen, ein Sammelprivileg, das Kaiser Ludwig der Bayer dem Erzbischof Balduin von Trier für eine größere Anzahl von Orten ausstellte. Diese Urkunde beurteilen die Historiker nicht so sehr als Förderung des Strebens der Bevölkerung der betreffenden Orte nach Selbstverwaltung oder zumindest Mitverwaltung, sondern vielmehr in erster Linie als eine Maßnahme im Rahmen einer ganzen Kette zum Ausbau der erzbischöflichen Landesherrschaft in dem damaligen Erzstift, später Kurfürstentum Trier.

Wie vielfach in der deutschen Landesgeschichte treffen wir auch hier auf einen Kirchenfürsten, einen Bischof in Doppelfunktion als geistliches Oberhaupt seiner Diözese und als Inhaber eines weltlichen Herrschaftsbereiches mit Gesetzgebungs- und Verwaltungsrecht, mit Gerichtsbarkeit und einer teilweisen Steuer- und Militärhoheit. Mittelalterliche Darstellungen solcher Kirchenfürsten tragen dem Rechnung, indem sie die Bischöfe mit Stab und Schwert, den Symbolen für das geistliche Hirtenamt und die weltliche Herrschermacht, zeigen.

Erzbischof Balduin von Trier, ein Sproß des Luxemburger Grafenhauses, war einer der bedeutendsten Reichsfürsten seiner Zeit. In einer siebenundvierzigjährigen Regierungszeit agierte er in gleich großem Maße in der Reichspolitik und baute die Landesherrschaft im Erzstift Trier aus.

Unermüdet und erfolgreich wirkte er darauf hin, alte trierische Rechte wieder zu beleben und neue hinzuwerben. Dafür ist nicht zuletzt auch St. Wendel und das St. Wendeler Land ein Beispiel; denn zu Beginn seiner Regierung gehörte St. Wendel weder in kirchlicher noch in weltlicher Hinsicht zum Trierer Sprengel.

Zwar verbanden es seit seiner Frühzeit durch den Hl. Wendalinus starke Fäden mit dem altherwürdigen Tholey, die sich vor allem in der Volksfrömmigkeit äußerten, aber der für St. Wendel zuständige Diözesanbischof saß damals nicht in Trier sondern in Metz. Dies änderte sich auch nicht trotz Balduins Aktivitäten. Dagegen konnte er St. Wendel fest in seinen weltlichen Herrschaftsbereich eingliedern:

1326 erwarb er die Anteile der Herren von Kirkel an St. Wendel,
1328 die der Grafen von Homburg und der Grafen von Saarbrücken.

Anstelle der Aufsplitterung der Herrschaftsrechte über St. Wendel unter drei saarländische Dynastengeschlechter trat nun die Zusammenfassung in der Hand des Trierer Erzbischofs.

St. Wendel war schon vor der Verleihung der Stadtrechte ein Ort, der sich durch seine Geschichte deutlich von den umliegenden Orten abhob. Ein vermutlich im 7. Jahrhundert hier lebender und missionierender Mann, Wendalinus, wurde bald nach seinem Tode als Volksheliger verehrt. Die Verehrung erreichte eine solche Intensität, daß der alte Name der Siedlung, nämlich „Basenvillare“ durch den Namen des Heiligen Wendalinus verdrängt wurde. Dies geschah im 11. oder 12. Jahrhundert. Um 950 ist der alte Namen „Basenvillare“ noch üblich, 1180 heißt der Ort schon „St. Wendel“.

Neuere Forschungen unserer hiesigen Landesuniversität ergaben, daß um die Mitte des 10. Jahrhunderts die damals noch Basenvillare genannte Siedlung schon eine solche Bedeutung hatte, daß sie zum Treffen des deutschen Königs mit dem französischen ausersehen wurde. Zwischen dem 18. Januar und 1. Februar des Jahres 950

hielten sich der deutsche König Otto I. und der französische König Ludwig IV., begleitet von Herzögen und Äbten, hier auf. Den genauen Gegenstand der Verhandlungen kann man nicht mehr ermitteln, wahrscheinlich wird er, wie so oft in der Geschichte des deutsch-französischen Grenzraums, sich auch mit Grenzfragen, vielleicht im Bereich der Eifel, befaßt haben.

Man muß die Anwesenheit der beiden Könige nicht so deuten, daß Basenvillare damals unmittelbares Königsgut gewesen sei, vielmehr konnte der König fast unbeschränkt über das Reichskirchengut verfügen, sich dort aufhalten und beherbergen lassen und es auch durch Belehnungen und Verpfändungen belasten. Aus anderen Zeugnissen weiß man, daß der Eigentümer von St. Wendel damals der Bischof von Verdun war, dem ja auch die Abtei Tholey gehörte und eine ganze Reihe von Orten im Hunsrückvorland bis hinüber zum Glan. Die Tatsache, daß St. Wendel einige Tage gleich zwei europäische Herrscher beherbergt hatte, zeichnet es vor allen anderen saarländischen Orten aus.

Daß der Ort St. Wendel wirklich zu einer Stadt sich entwickeln konnte, dazu bedurfte es nicht nur der Verleihung von Stadtrechten, sondern der durch sie geschaffene Rahmen mußte auch ausgefüllt werden. Deshalb macht die moderne Stadtgeschichtsforschung die Zuerkennung des Prädikates „Stadt“ für eine Siedlung nicht nur von der Verleihung von Stadtrechten abhängig, sondern sie prüft auch, ob die Siedlung in administrativer, fortifikatorischer, wirtschaftlicher, kirchlicher und kultureller Hinsicht zentralörtliche Funktionen wahrnahm.

Dies kann die Forschung für St. Wendel durchaus bejahen. Erzbischof Balduin machte St. Wendel zum Mittelpunkt eines kurtrierischen Amtes und gleichzeitig zu einem befestigten Vorposten Kurtriers gegen die Einflußgebiete der Herzöge von Lothringen, der Grafen von Saarbrücken und der Grafen von Veldenz. Er ließ anstatt der älteren Burg, die nicht mehr dem neuen Stand der Wehrtechnik entsprach und vermutlich aus einem hölzernen Wohnturm auf einem künstlich aufgeschütteten Hügel, umgeben von einem Palisadenzaun und einem Wassergraben, bestand, schon im Jahre 1331 einen festen Steinbau, eben die Burg St. Wendel, errichten.

Seine Nachfolger ließen gegen Ende des 14. Jahrhunderts die Stadt befestigen. Nun gaben ihr die wehrhaften Mauern und Tore das für das Mittelalter so charakteristische Stadtsymbol. Ebenfalls sehr bald entstand die neue Pfarr- und Wallfahrtskirche als stattliche dreischiffige Hallenkirche, die einen älteren, schon vor 1180 entstandenen Kirchenbau ersetzte. Die markante Westfassade der Wendalinusbasilika mit ihren drei Turmhelmen kündete jahrhundertlang von St. Wendels Bedeutung als Wallfahrtsstadt und prägt noch heute das Stadtbild. Das Aufblühen der Wendalinusverehrung, damit verbunden die Wallfahrt zu seinem Grab und die von dieser Wallfahrt ausgehenden Impulse für das wirtschaftliche Leben der Stadt St. Wendel trugen für den Aufstieg der Stadt mindestens ebensoviel bei wie die Stadtrechtsverleihung.

Ende des 14. Jahrhunderts waren die in der Stadt heimischen Gewerbe schon so differenziert und so zahlreich, daß sich Zünfte bilden konnten, die im 15. Jahrhundert ein Mitspracherecht in der Stadtverwaltung dadurch erlangten, daß aus ihrer Mitte Schöffen bestellt wurden. Im 15. Jahrhundert entstanden die noch heute blühende städtische Hospitalstiftung und auch das Rathaus.



Postwertbestempel,
entworfen von Grafiker Karl Heindl.



Werbesignet, entworfen von
Diplom-Grafikdesigner Heiner Zehner.

Ein eigenes St. Wendeler Stadtsiegel ist erstmals 1487 nachzuweisen, vielleicht aber schon einige Jahrzehnte früher im Gebrauch gewesen. In lebendiger Wechselwirkung mit den Wallfahrten und der Wendalinusverehrung sind die Märkte zu sehen.

Ich will hier nicht einen Aufriß der 650jährigen Geschichte der Stadt St. Wendel geben, aber einen Abschnitt aus der Vergangenheit der Stadt und ihres nächsten Umlandes möchte ich doch in diesem Jahr, in dem in Deutschland der 150. Jahrestag des Hambacher Festes gefeiert wird, ansprechen, nämlich die deutlichen Bekundungen der St. Wendeler Bevölkerung ihres Wunsches nach einem freien deutschen Nationalstaat.

In der Liste der Redner auf dem Hambacher Schloß steht auch der Name von Nikolaus Hallauer aus St. Wendel, der in beredten Worten von den Bedrückungen der Bevölkerung des Fürstentums Lichtenberg und seiner Hauptstadt St. Wendel durch die selbstgefällige Herrschaft des Herzogs von Sachsen-Coburg berichtete und seine eigenen Vorstellungen von einem modernen freiheitlichen Staat entwickelte.

Am 27. Mai 1832, als sich Zehntausende von Deutschen in Hambach trafen, hielten die St. Wendeler Bürger eine Parallelveranstaltung ab und pflanzten am Abend dieses Tages vor dem Hause des Wirtes Keller einen mit der schwarz-rot-goldenen Nationalkokarde geschmückten Baum.

Sie knüpften damit an die Tradition des Freiheitsbaumes wieder an, die seit den Revolutionen vom Juli 1830 in Paris und Brüssel gerade im linksrheinischen Deutschland neu belebt worden war.

Der Einmarsch des von der sachsen-coburgischen Regierung ins Land gerufenen preußischen Militärs dämpfte die anfangs so kraftvolle Freiheitsbewegung, aber unter der ruhig erscheinenden Oberfläche schwelte die Unzufriedenheit mit der sachsen-coburgischen Fürstenherrschaft weiter.

Es folgte dann der Verkauf des St. Wendeler Landes und seiner Menschen an Preußen, – ein schon von den Zeitgenossen als unwürdig empfunden und als Ausdruck einer überholten absolutistischen Staatsauffassung kritizierter Länderschacher. Nur

dem Geschick des ersten preußischen Landrates Engelmann ist es zuzuschreiben, daß die St. Wendeler Bürgerschaft in den kommenden eineinhalb Jahrzehnten von ihrer antipreußischen Opposition zu einer positiven Mitarbeit im preußischen Staatsverband geführt werden konnte.

Engelmann freilich mußte im Revolutionsjahr 1848 Abschied von St. Wendel nehmen.

Die Ereignisse des Jahres 1832 mußte ich hier ansprechen. In mir lösen alle Veranstaltungen und Veröffentlichungen über das Hambacher Fest, die wir gerade in diesen Wochen so oft sehen und hören, die lebendige Erinnerung an das eindeutige Bekenntnis der selbstbewußten Bürgerschaft der zwei saarländischen Kreisstädte Homburg und St. Wendel zur Schaffung eines freiheitlichen deutschen Nationalstaates aus.

Ich hoffe und wünsche, daß dieses bürgerschaftliche Engagement, der Einsatz aller für die Belange des städtischen Gemeinwesens auch in Zukunft befruchtend auf die Entwicklung der Kreisstadt St. Wendel einwirken wird.

Möge der Stadt und ihren Bürgern, möge uns allen und unseren Nachfahren in den kommenden Jahren und Jahrzehnten ein erfülltes und glückliches Leben in Frieden, Freiheit und sozialer Gerechtigkeit beschieden sein.

Dazu wünsche ich der Stadt St. Wendel an diesem Ehrentage ein herzliches Glückauf!"



Silbermedaille (Vorder- und Rückseite)

Das Festbuch

Bis zum Jahre 1982 war die Geschichte der Stadt St. Wendel dreimal Anlaß und Gegenstand zu Buchveröffentlichungen. Die beiden jüngsten erschienen 1927, die älteste 1865.

Julius Bettingen gab als erster (noch im Selbstverlag) eine „Geschichte der Stadt und des Amtes St. Wendel“ heraus. Seine Geschichtsdarstellung endet mit den Jahren 1848/49. Max Müller führt die auf St. Wendel bezogene Stadtgeschichtsschreibung bis 1914 fort. Seine 1927 veröffentlichte „Geschichte der Stadt St. Wendel von ihren Anfängen bis zum Weltkriege“ (1981 in unverändertem Nachdruck erschienen) ist seit über fünfzig Jahren anerkanntes Standardwerk.¹⁰

1927 ist auch das Erscheinungsjahr des Heimatbuches von Nikolaus Obertreis. In „Stadt und Land des hl. Wendalin“ führt er die Darstellung Julius Bettingens, auf die er sich stützt, bei vielen Einzelthemen weiter bis 1926, dem Jahr des Manuskriptabschlusses. In der Folgezeit gab es zwar eine Vielzahl von Veröffentlichungen zu Einzelthemen der Stadtgeschichte, vornehmlich von Hans Klaus Schmitt verfaßt; an eine systematische Aufarbeitung der St. Wendeler Stadtgeschichte bis zur Zeit nach dem 2. Weltkrieg oder gar bis zur Gegenwart hat sich bisher niemand gewagt.

Berücksichtigt man diese Ausgangslage, so wird verständlich, daß das Festbuch „St. Wendel 650 Jahre Stadt“ sich die Aufgabe nicht zu eigen machte, die vorhandene Lücke zu schließen. Es begnügt sich mit einem chronologischen Abriß der Ortsgeschichte und thematisiert lediglich vier Einzelbereiche, die zum Jubiläumsjahr in unmittelbarem Bezug stehen: „Basenvillare. Der erste Name von St. Wendel“ (Wolfgang Haubrichs), die Stadtrechtsverleihungen 1332 (Wolfgang Laufer), das Nationalfest 1832 (Ursula Soell) und die 600-Jahrfeier 1932 (Gerhard Weber). Die Gegenwart steht im Vordergrund der folgenden dreißig Einzelbeiträge über bedeutsame kirchliche, kulturelle und soziale Einrichtungen und Vereinigungen in St. Wendel. Vergangene Aktivitäten finden dabei allerdings ebenfalls Erwähnung.

Indem diese Beiträge mit großer Sachkenntnis wichtige Teilbereiche im gegenwärtigen Leben der Jubiläumstadt beschreiben, leisten sie zugleich eine kaum zu unterschätzende Vorarbeit für ein neues Geschichtswerk über St. Wendel, das einmal dasjenige von Max Müller berichtigen und ergänzen, aktualisieren und ersetzen sollte. So ist das Festbuch „St. Wendel 650 Jahre Stadt“ ein bleibendes Erinnerungsstück an das Stadtjubiläum 1982, aber auch ein unentbehrliches Nachschlagwerk für den interessierten Heimatfreund und zugleich ein Baustein für die Zukunft.

¹ Edith Ennen: Die Organisation der Selbstverwaltung in den Saarstädten vom ausgehenden Mittelalter bis zur französischen Revolution, in: Rheinisches Archiv 25, 1933, S. 17; Hans-Walter Herrmann: Ein Versuch zur Stadtwerdung, in der Festschrift: Homburg 650 Jahre Stadt. 1330 – 1980. Homburg 1980, S. 19 – 41, S. 22 f.

² H.-W. Herrmann: a.a.O., S. 23; Hanns Klein: Der Freiheitsbrief für Saarbrücken und St. Johann, in: Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend 19, 1971, S. 132 – 146, bes. S. 140.

³ Hugo Klar: Geschichte der Stadt Birkenfeld, in der Festschrift: Birkenfeld wird Garnison. 23. Mai 1964, Birkenfeld 1964, S. 31 – 38; H.-W. Herrmann: Die Grafschaft Sponheim, in: Geschichtliche Landeskunde des Saarlandes, Bd. 2, Saarbrücken 1977, S. 338 – 343.

⁴ E. Ennen: Die europäische Stadt des Mittelalters, Göttingen³ 1979, S. 14; H.-W. Herrmann: Ein Versuch zur Stadtwerdung (wie Anm. 1), S. 27 f.

⁵ Wolfgang Laufer: Die Stadtrechtsverleihungen Kaiser Ludwigs des Bayern 1332 und die Anfänge der Stadt St. Wendel, in dem Festbuch: St. Wendel 650 Jahre Stadt, St. Wendel 1982, S. 23 – 24.

⁶ H.-W. Herrmann: Ein Versuch zur Stadtwerdung (wie Anm. 1), S. 23.

⁷ Max Müller: Geschichte der Stadt St. Wendel von ihren Anfängen bis zum Weltkriege, St. Wendel 1927, S. 35. Vgl. dazu G. Weber: Die 600-Jahrfeier St. Wendels 1932, in dem Festbuch: St. Wendel 650 Jahre Stadt, St. Wendel 1982, S. 32 – 42, bes. S. 32 f.

⁸ W. Laufer: Die Stadtrechtsverleihungen (wie Anm. 5), S. 24.

⁹ Dokumentation zur Feier „650 Jahre Stadt St. Wendel“. Hrsg.: Verkehrsverein St. Wendel, St. Wendel September 1982.

¹⁰ Der „ausgezeichneten Müllerschen Darstellung“ zollt die bekannte Stadthistorikerin, Frau Prof. Dr. Edith Ennen, Bonn, hohes Lob, in E. Ennen: Die Organisation der Selbstverwaltung (wie Anm. 1), S. 41.

Fürsorge für die deutschen Kriegsgräber

Von Peter Schirra

Wirken des Volksbundes im Kreis St. Wendel

Der Volksbund wird im Jahre nach dem 1. Weltkrieg (1. WK) – im Dezember 1919 – gegründet. Wechselvoll, wie die Geschichte unseres Landes, ist auch die Geschichte dieser Organisation. Ungeachtet aller äußeren Schwierigkeiten stellt sie sich dem deutschen Staat helfend zur Seite bei der Sorge für die deutschen Kriegsgräber von 1914 – 1918.

Der 2. Weltkrieg (2. WK) scheint zunächst auch den Volksbund in den Strudel des Untergangs zu ziehen. Nach 1945 sieht er sich jedoch inmitten der Trümmer des Zusammenbruchs vor neuen Aufgaben.

Seither übt der Volksbund im Auftrag der Bundesregierung die deutsche Kriegsgräberfürsorge in aller Welt verantwortlich aus. Er stützt sich dabei sowohl auf internationale Abkommen als auch auf nationale Gesetze. Vor allem aber wird er getragen von dem Vertrauen des deutschen Volkes, das ihm umfangreiche ideelle und finanzielle Unterstützung leistet.

Nach zwei Weltkriegen kann die Arbeit des Volksbundes nicht auf seine traditionellen Aufgaben beschränkt bleiben. Daher ist angesichts der Millionen Gräber der Opfer der Kriege und der Gewaltherrschaft gleichberechtigt die *Mahnung zum Frieden* getreten.

Präambel der Satzung:

In Gedenken an die Millionen Kriegstoten, in der Erkenntnis, daß ihr Vermächtnis alle Völker zu Verständigung und Frieden mahnt, in dem Bestreben, das Leid der Hinterbliebenen zu lindern, hat sich der Volksbund die Sorge um die Gräber der Kriegstoten zur Aufgabe gesetzt.

Die Aufgaben des Volksbundes

1. Das verpflichtende Gedenken an die Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft als *Mahnung zum Frieden* unter den Völkern und zur Achtung der Würde und der Freiheit des Menschen zu wahren und zu pflegen.
2. Für die Ruhestätten der deutschen Kriegstoten beider Weltkriege und der ihnen durch Bundesrecht Gleichgestellten im In- und Ausland zu sorgen. Er kann sich auch der Ruhestätten anderer Kriegstoten annehmen.
3. Die deutschen Kriegstoten beider Weltkriege und ihre Gräber zu erfassen.
4. Die Angehörigen der Kriegstoten in Fragen der Kriegsgräberfürsorge zu betreuen.
5. Öffentliche und private Stellen sowie Personen in Angelegenheiten der Kriegsgräberfürsorge zu beraten.
6. Die *internationale Zusammenarbeit* auf dem Gebiet der Kriegsgräberfürsorge zu pflegen und zu fördern.

1969 gab sich der Volksbund für seine zukünftige Arbeit in Ergänzung der Satzung folgende *Leitsätze*:

1. Der Volksbund dient der Sicherung *des dauernden Ruhrechtes*, das den Kriegstoten im humanitären Völkerrecht zuerkannt wird.
2. *Achtung vor dem Menschen* ist die Grundlage der Arbeit des Volksbundes. Millionen von Kriegsgräbern erheben diese Forderung ständig neu.
3. Der Volksbund sorgt für die Gräber der Kriegstoten und betreut dessen Angehörige. Er hält das Gedenken an die Toten der Kriege und der Gewaltherrschaft lebendig.
4. *Er führt die Lebenden an die Ruhestätten der Toten*. Nur so können die Gräber mahnen und dazu helfen, neue Kriege zu verhüten.
5. Der Volksbund schlägt durch sein Wirken *Brücken der Versöhnung* von Volk zu Volk. Jugend leistet durch ihre Mitarbeit auf den Friedhöfen einen bedeutsamen Beitrag für die *Völkerverständigung*.
6. Kriegsgräberfürsorge fördert das Verstehen zwischen den Generationen. Die *Gräber zwingen zur Auseinandersetzung mit der Vergangenheit* und wirken so in die Zukunft.
7. Voraussetzung der Arbeit im Volksbund ist die *Toleranz*. Sie ermöglicht die Mitarbeit aller, die dazu bereit sind.

Sorge um die Grabstätten

In 18 Ländern Europas, Nordafrikas und des Nahen Ostens pflegt der Volksbund auf 366 Soldatenfriedhöfen die Gräber von 1.425.000 deutschen Gefallenen des 1. und 2. WK. In über 80 Ländern der Erde gibt es deutsche Soldatengräber.

Einige Beispiele:

In *Frankreich*: 214 Anlagen, davon 192 des 1. WK.
22 Großanlagen des 2. WK.
Die *größte Gräberstätte* des 1. WK in *Frankreich* liegt in *Nenville-St.-Vaast* (Pas de Calais) mit ca. 45.000 deutschen Kriegstoten.
Der *größte Soldatenfriedhof* des 2. WK befindet sich in *Andilly* (Meurthe-et-Moselle) mit 33.000 Toten.

In *Italien* errichtete der Volksbund nach dem 2. WK 14 Grabanlagen, von denen die *größte* am *Futapaß* (Florenz) mit über 30.000 Gefallenen liegt. *Cassino* (20.000), *Costermano* am Gardasee (22.000) und *Pomezia* südl. Rom (27.500) sind die bekanntesten.

In *Belgien* befindet sich der *größte Soldatenfriedhof* des 2. WK in *Lommel* mit über 38.000 Toten. Vom 1. WK sind es *Menen* mit fast 48.000 und *Langemark* mit über 44.000 deutschen Soldaten.

In den *Niederlanden* ist es *Ysselsteyn* mit 31.500 Kriegstoten.

In *Nordafrika* sind es *El Alamein* (4.300) in Ägypten und *Tobruk* (6.000) in Lybien.

Gräbernachweis und Angehörigenbetreuung

Die Zentralgräberkartei in Kassel enthält Angaben über 5 Millionen Gefallene. Seit Beginn der *Umbettungen* 1952 aus provisorischen Gräbern auf Soldatenfriedhöfe wurden ca. 460.000 Protokolle hergestellt. Etwa 135.000 als unbekannt geltende Gefallene konnten identifiziert werden.

Pro Monat treffen heute immer noch ca. 400 *Erstanfragen* nach Gräbern des 2. WK und – es klingt unglaublich – noch 100 Erstanfragen nach Toten des 1. WK ein.

25.000 Angehörigenwünsche bezüglich *Grabschmuck und Grabfoto* werden jährlich vom Volksbund bearbeitet.

Reisen mit dem Volksbund

Jedes Jahr führt der Volksbund unter sachkundigen Reiseleitern ca. 60 Gemeinschaftsfahrten durch mit etwa 2.200 Teilnehmern. Das Reiseprogramm (Broschüre = „mit uns“) reicht von *Narvik* (Norwegen) bis *El Alamein* (Ägypten). Seit 1950 haben schon über 100.000 Angehörige und Kameraden der Gefallenen von diesem Reiseangebot Gebrauch gemacht. Außer dem *Besuch von Kriegsgräberstätten* werden noch Ausflugs- und Besichtigungsfahrten des Gastlandes angeboten. Teilnehmen kann jedermann.

Besuch von Kriegsgräberstätten

Der Volksbund mahnt unablässig, besonders bei Ferienfahrten, doch nicht an den Soldatenfriedhöfen vorbei zu fahren. Jeder Besuch – möglichst allein – ist immer ein Erlebnis besonderer Art.

Außerhalb der Bundesrepublik gibt es in 10.000 Gemeinden Soldatengräber oder Gräber von Zivilopfern. Alle diese Gräber haben auch das *ewige Ruherecht* und werden von kommunalen und kirchlichen Trägern gepflegt.

Außerhalb der Bundesrepublik ist ausschließlich der Volksbund für die Sorge der deutschen Kriegsgräber zuständig. Im Ausland werden auf 30 Friedhöfen, die mit einem Verwalter besetzt sind, pro Jahr etwa 750.000 bis 1.000.000 Besucher gezählt, natürlich nicht nur Deutsche.

Jugendarbeit seit 1953

Junge Menschen haben im ersten internationalen Jugendlager in *Lommel* 1953 das Motto für ihre Arbeit an den Kriegsgräbern geprägt:

Versöhnung über den Gräbern – Arbeit für den Frieden

Seither haben 1.850 *Jugendlager* mit über 108.000 Teilnehmern in 22 Ländern Europas stattgefunden. Viele Kontakte, die in Kriegsgräberjugendlagern geschlossen wurden, haben zu festen Verbindungen und Freundschaften geführt.

Ein Beispiel dafür sind die *20 Städtepartnerschaften*, die allein durch die Jugendlager des Volksbundes zustande kamen. Das Saarland führt jedes Jahr etwa 3 Jugendlager in Frankreich durch. Jedesmal sind Teilnehmer – auch Lagerleiter – aus dem Kreis St. Wendel dabei.

Deutsche Gräber in Osteuropa

Über 3.700.000 deutsche Soldaten sind in den beiden Weltkriegen in Osteuropa gefallen. Nur wenige dieser Gräber sind für uns zugänglich. Der Volksbund hat 1979 eine *Denkschrift* über die deutschen Kriegsgräber in Ost- und Südosteuropa herausgegeben. Ich fasse hier nur das Wesentliche zusammen. Die Zahlen geben die deutschen Kriegstoten an. (I = 1. WK, II = 2. WK)

Albanien: 3.600 (II) Keine Möglichkeit für den Volksbund

Bulgarien: 1.800 (II) Kaum Möglichkeit

Jugoslawien: 14.200 (I), 113.800 (II) 2 Friedhöfe (Tolmein u. Bifola) vom Volksbund instandgesetzt. Jugosl. Gesetz von 1975 sichert die Erhaltung der Gräber ausländischer Soldaten. 1977/78 Verhandlungen.

Ergebnis:

- 1) Instandsetzung der deutschen Gräberfelder aus dem 1. WK
- 2) Kennzeichnung der Gräber der deutschen Kriegsgefangenen aus dem 2. WK in Skofja Loka (Slovenien). Bemühungen des Volksbundes gehen weiter. Gute Aussicht auf weitere Erfolge.

Polen: 400.000 (I), 468.000 (II) Etwa 8.000 Gräber werden privat betreut. Alle Bemühungen des Volksbundes und der Bundesregierung mit Polen blieben bisher *erfolglos*.

Rumänien: 1974 Verhandlungen des Volksbundes mit dem dortigen Roten Kreuz.

Ziel: Erfassung aller deutschen Gefallenen des 1. und 2. WK.

Ergebnis der Erfassung:

1. WK: 37.486 bekannt, 15.589 unbekannt

2. WK: 25.307 bekannt, 12.799 unbekannt

Gräberanlagen des 1. WK sind erhalten. Neuanlage des deutschen Soldatenfriedhofes *Braila*.

Tschechoslowakei: 178.000 (II) Nach günstigen Verhandlungen 1967 (Prager Frühling) erneute Eiszeit nach Einmarsch 1968.

Ungarn: 54.000 (II) 1964: Verhandlungen. Einzelgrabpflege möglich. 1978: Fortsetzung der Verhandlungen.

Sowjetunion: 115.000 (I), 2.200.000 Gefallene und Verstorbene (II)

Vom Volksbund namentlich erfaßt: 1.880.000.

2 Abteilungen auf Zivilfriedhöfen bei Moskau:

Krasnogorsk mit 211 Toten

Ljublino mit 476 Toten

Große Schwierigkeit in der SU:

Das Verhältnis zu den Kriegstoten ist total anders als im Westen. Statt Soldatenfriedhöfe baut man riesige *Siegesdenkmäler*, z. B. in Stalingrad.

Im Jahresbericht des Bundesvorstandes des Volksbundes 1979/80:

„Nach unseren Erkenntnissen bestehen in der UdSSR keine Gräberanlagen für die *eigenen* Gefallenen. Lediglich Denkmäler erinnern an die sowjetischen Gefallenen.“

DDR: 172.000 (II), 110.000 namentlich erfaßt.

In der Bundesrepublik wohnende Angehörige erhalten die Einreiseerlaubnis zum Besuch des Soldatengrabes. Größter Friedhof ist Halbe mit ca. 22.000 Gefallenen. Keine Arbeitsmöglichkeit für den Volksbund.

Wieviele Kriegstote liegen in der Bundesrepublik?

Obwohl der Volksbund grundsätzlich durch das Bundesgesetz (1952/1965) für die deutschen Soldatengräber im *Ausland* zuständig ist, hat er nach 1945 anstelle des nichtexistenten Staates sofort damit begonnen, Gräberstätten anzulegen, Grabzeichen zu setzen und verstreut im Gelände bestattete Gefallene auf Friedhöfe zu überführen.

Mehr als 400 Kriegsgräberanlagen sind vom Volksbund in der schweren Zeit ausgebaut worden, bis die Bundesregierung durch das Kriegsgräbergesetz 1952 (1965 erweitert und ergänzt) die weitere Sorge für die Kriegsgräber in der Bundesrepublik übernahm und der Volksbund sich seiner großen Aufgabe im Ausland zuwenden konnte.

Der Volksbund unterstützt jedoch auch heute noch die Landesregierungen und die Friedhofsträger bei der Erhaltung und Instandsetzung der im Inland gelegenen Kriegsgräber.

Auf über 14.000 verschiedenen Stellen auf Kriegsgräberstätten, Gräberteilen und auf Gemeindefriedhöfen in der Bundesrepublik liegen mehr als 1.200.000, die ihr Leben durch Kriegseinwirkung verloren haben.

Im *Saarland* befinden sich 16.846 Gräber im Sinne des Kriegsgräbergesetzes. Davon liegen 4.898 auf Soldatenfriedhöfen:

Besch:	2.179 (davon 900 Russen)
Weiskirchen:	765
Reimsbach (Beckingen):	315
Elm (Schwalbach):	1.079
Ehrental (Saarbrücken):	560

Außer Ehrental, wo auch Franzosen ruhen, sind alle Kriegstoten des 2. WK.

Die restlichen 11.948 Kriegsgräber im Saarland befinden sich in eigenen Grabanlagen auf Zivilfriedhöfen, Ehrenteile oder Ehrenfelder genannt.

Meine Nachforschungen in 44 Gemeindebezirken von 69 (von 25 erhielt ich keine Antwort, vielleicht wegen Fehlens von Unterlagen) im Kreis St. Wendel ergaben:

Soldatengräber auf Ehrenfeldern im *Kreis St. Wendel* des I. u. II. WK 1.032 Tote.

Davon liegen in St. Wendel 676, die meisten in den Lazaretten verstorben.

In Tholey: 80, davon 75 Russen.

In 46 Gemeindebezirken *fielen an der Front* im I. WK: ca. 800
im II. WK: ca. 2.820

Bombenopfer in der Heimat: ca. 100

Organisation des Volksbundes – Öffentlichkeitsarbeit im Kreis St. Wendel

Dem Landesverband (Geschäftsstelle: Hohenzollernstraße 19, 6600 Saarbrücken) untersteht auch der vor über 20 Jahren gegründete *Kreisverband St. Wendel* mit ca. 650 Mitgliedern (einzel u. korporativ) und Förderern. Statt Ortsgruppen haben sich *Vertrauensleute* (= Kontaktpersonen) in den größeren Gemeindeteilen als günstig erwiesen. Die Verbindung des Kreisvorsitzenden mit den Vertrauensleuten erfolgt durch Rundbriefe und persönliche Besuche. Besonders enge Zusammenarbeit be-



steht im Kreis St. Wendel mit dem VdK, dessen 1. Kreisvorsitzender Josef Sartorius auch 2. Kreisvorsitzender beim Volksbund ist. Mehrere Vertrauensleute sind zugleich altbewährte VdK-Leute bzw. Ortsvorsitzende des VdK. Vor Bestehen des Volksbundes im Saarland hatte der VdK die Aufgaben der Kriegsgräberfürsorge wahrgenommen. 10 *Veranstaltungen* von ca. 1 Std. werden jährlich vom Kreisvorsitzenden durchgeführt in Form von Referat und Tonbild. Beliebt sind sie bei Altenclubs und Pensionärsvereinen. Grundsätzlich haben solche Abende den Zweck, den *Sammlern* für ihre schwere Sammeltätigkeit bei der Haussammlung im November zu *danken* und sie nach mehrjährigem Einsatz in besonderer Weise zu ehren.

Diese *Haussammlung* ist neben den Mitgliederbeiträgen die Hauptgrundlage für die noch immer großen Aufgaben des Volksbundes. Wie die anderen Verbände hat auch der Volksbund große Schwierigkeiten, Sammler zu finden. Auf seine meist alten und kranken Mitglieder kann er kaum noch zurückgreifen. Junge Mitglieder gibt es – zum Unterschied zu anderen Vereinen – nur ganz wenige. Früher besorgte diese Tätigkeit vorwiegend der VdK, aber auch seine Mitglieder sind entweder schon tot oder altersschwach oder durch Kriegsversehrtheit nicht dazu in der Lage. Natürlich werden wir hierbei von verschiedenen *Vereinen* unterstützt, die uns *Sammler* zur Verfügung stellen. In *Urexweiler* z. B. sammeln seit Jahren *alle* Vereine, d. h. immer je einer von jedem Verein. Das Ergebnis ist entsprechend des Einsatzes sehr hoch. Mit zu den treuesten *Sammlern* zählt die *Feuerwehr*, weswegen der St. Wendeler Löschzug unter *Stefan Naumann* vor drei Jahren mit der *Verdienstplakette* des Volksbundes ausgezeichnet wurde. Außer der freiwilligen Feuerwehr in St. Wendel wurde vor 2 Jahren der Kreisverband des VdK für seine 25jährigen Verdienste und tatkräftige Unterstützung des Volksbundes mit der *Verdienstplakette* geehrt.

In Ermangelung von Sammlern sind in den letzten Jahren immer mehr *Ortsräte* dazu übergegangen, mit dem Ortsvorsteher an der Spitze *selbst* die Sammlung durchzuführen. Die Belohnung dafür drückt sich in außerordentlicher *Spendefreudigkeit* aus. Die Ergebnisse liegen doppelt oder dreifach so hoch wie in Gemeinden, wo z. B. nur Kinder sammeln. Heute sind es etwa 50 % *aller Ortsräte* im Kreis St. Wendel, die Jahr für Jahr selbst die Haussammlung durchführen.

Die *Ergebnisse der Haus- und Straßensammlung im ganzen Bundesgebiet* belaufen sich auf 10 bis 12 Millionen Mark.

Davon sammelt die *Bundeswehr* allein etwa ein Drittel, d. h. 3,5 – 4 Millionen DM. Uns stehen im Kreis St. Wendel keine Soldaten zu diesem Zweck zur Verfügung.

Hier die *Sammelergebnisse* der letzten 6 Jahre im *Kreis St. Wendel*:

1976: 29.935,- DM
1977: 32.607,- DM
1978: 36.966,- DM
1979: 40.095,- DM
1980: 43.310,- DM
1981: 47.221,- DM

Mit Dankbarkeit stellen wir fest, daß das Sammlerergebnis in 6 Jahren um 17.285,- DM zugenommen hat.

Der *Landkreis St. Wendel* liegt mit dem *Ergebnis der Haussammlung* seit Jahren im Verhältnis zur Einwohnerzahl an der *Spitze im Saarland*. Der Durchschnitt je Einwohner im Kreis St. Wendel mit 0,48 DM (1980) und 0,52 DM (1981) liegt zum Teil weit über dem Bundes- bzw. Landesdurchschnitt. Gründe dafür:

- 1) In der Tat wird mit Ausnahme eines kleinen Stadtteils von St. Wendel in *allen* 68 Gemeindebezirken gesammelt.
- 2) Die *Ortsvorsteher und Ortsräte* setzen sich noch mehr als früher für die Aufgaben des Volksbundes und deshalb auch für die Haussammlungen ein.
Der *Landrat und die Bürgermeister* empfehlen und unterstützen in Wort und Tat die Haussammlung.
- 3) Die *Spendenfreudigkeit* der gesamten Bevölkerung im Kreis St. Wendel. Der Kreisvorsitzende ehrt an 1. Stelle die Sammler, die jahrelang diese mühsame Arbeit auf sich nehmen.

Einige Gemeindebezirke muß ich bei dieser Gelegenheit besonders lobend erwähnen. An der Spitze liegt seit vielen Jahren gleichmäßig *Urexweiler*.

In den letzten 5 Jahren wurden dort 11.487,- DM gesammelt. Das ist ein Jahresdurchschnitt von 2.297,- DM.

Aber auch andere Gemeindebezirke müssen im Verhältnis zur Einwohnerzahl erwähnt werden, besonders die, die noch *über den Einwohnerdurchschnitt* von 0,48 DM (1980) und 0,52 DM (1981) hinausgehen.

Eine Zusammenstellung der letzten 3 Jahre (1979, 1980, 1981) im Verhältnis *Sammelergebnis zur Einwohnerzahl*:

- 1) *über 1,- DM* (je Einwohner)
Türkismühle
Eisweiler
Nohfelden (Ortsteil)

- 2) *über 0,80 DM* (je Einwohner)

Neunkirchen/Nahe
Otzenhausen
Asweiler
Walhausen
Niederkirchen
Bierfeld
Wolfersweiler
Leitersweiler

Die Großgemeinde *Nohfelden* liegt mit 0,78 DM pro Einwohner weit vorne.

Erwähnenswert ist auch eine *Ausstellung* des Volksbundes im Tholeyer Turm den ganzen Sommer 1980.

Die *Studien- und Informationsfahrten* des Landesverbandes werden im Jahreswechsel von Kommunalpolitikern und Pädagogen vor allem aus dem Kreis St. Wendel sehr geschätzt. Viele Lehrer, Bürgermeister und Ortsvorsteher haben das Wirken des Volksbundes aus unmittelbarer Nähe erleben dürfen. Meistens führen die Fahrten zu den beiden Kriegsgräberstätten des II. WK im Elsaß = *Niederbronn* und *Bergheim* (Grasberg).

Pressearbeit

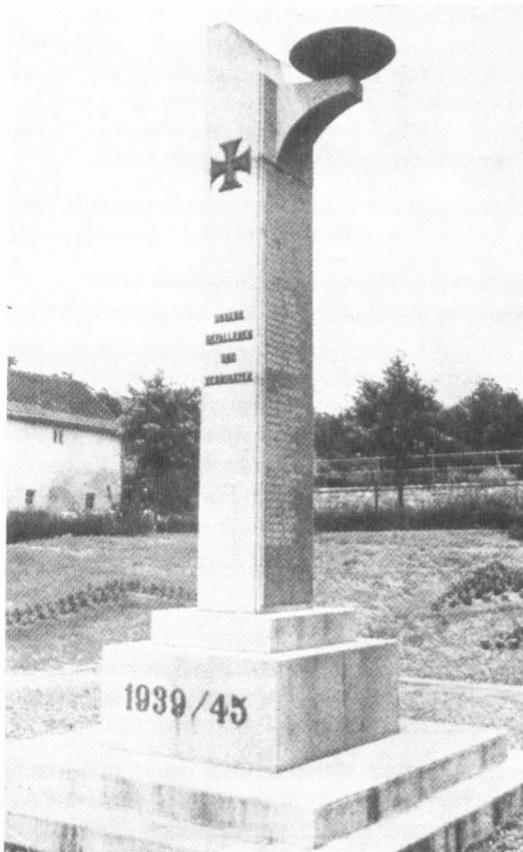
Das Mitteilungsblatt „Kriegsgräberfürsorge“ erscheint in 5 Ausgaben im Jahr. Die Zeitschrift dient vorzüglich der Verbindung zwischen dem Verband und seinen Mitgliedern.

Die Jugendzeitschrift „*stimme und weg*“ erscheint 4 mal im Jahr mit 75.000 Exemplaren je Ausgabe. Sie wird im wesentlichen von Jugendlichen gestaltet, die an den Kriegsgräberjugendlagern teilgenommen haben. Sie ist ein wertvolles Hilfsmittel in den Schulen und für Jugendgruppen.

Gestaltung der Trauerfeier am Volkstrauertag

Da auf Grund meiner Erhebungen in 44 Gemeindeteilen *überall* eine Trauerfeier abgehalten wird, kann man sie auch in den restlichen 25 Bezirken annehmen.

- 1) *Organisation*:
Grundsätzlich ist der *Ortsvorsteher* selbst für die Durchführung verantwortlich, manchmal mit Unterstützung des Ortsrates; in einigen Fällen liegt sie in den Händen des VdK oder des Ortsvorstehers *und* des VdK zusammen.
- 2) *Ansprache und Mitwirkung*
Die Zeit der langen Reden am Volkstrauertag ist – zum Glück – längst vorbei. Ihre Dauer: 5 – 6 Minuten, in manchen Orten gar keine Ansprache, nur Gesang, Musik und Totenehrung.
Weit aus die meisten Ansprachen halten die *Ortsvorsteher* selbst, der Rest sind Pfarrer beider Kirchen, in wenigen Fällen die VdK-Vorsitzenden.
Grundsätzlich wirken die Gesang- und Musikvereine, manchmal auch der Kirchenchor, mit. Die Freiwillige Feuerwehr ist ebenfalls nicht wegzudenken.



Kriegerdenkmal
in Steinberg-Deckenhardt.

3) Ort der Trauerfeier

Da überall Kriegerdenkmäler bestehen, finden sinngemäß auch bei ihnen die meisten Gedenkfeiern statt. Wegen des oft schlechten Wetters und der ständig abnehmenden Zahl der Teilnehmer findet sie in der Kirche statt: entweder im Gottesdienst selbst oder im Anschluß daran auch noch in der Kirche. In jedem Fall erfolgt die Kranzniederlegung am *Ehrenmal* mit Vertretern der Ortsräte und der Vereine.

Sie findet in den weitaus meisten Fällen vormittags um 10.00 Uhr oder 11.00 Uhr statt. Wenn am Ehrenmal, dann beträgt die Dauer höchstens 1/2 Stunde.

- 4) *Teilnehmer* sind außer den Gottesdiensten überwiegend nur ältere Leute, die in irgendeiner Form (Hinterbliebene oder Kriegsteilnehmer) den Krieg miterlebt haben. Jüngere Menschen fühlen sich nicht mehr angesprochen. Sie wollen mit allem, was mit Krieg zu tun hat, nichts mehr gemein haben. Wahrscheinlich werden sie auch von Elternhaus und Schule nicht (mehr) dazu animiert. Manche von ihnen meinen auch, man wolle – wie in allen anderen Ländern in Ost und West – den Soldatentod glorifizieren. Unsere jugendlichen Teilnehmer an Kriegsgräberjugendlagern haben sich ganz nüchtern mit diesem Thema auseinandergesetzt und wissen, daß der Volksbund schon nach dem 1. WK den Volkstrauertag eingeführt hat und ihn damals schon als *Friedensmahntag* verstand. Erst das 3. Reich machte daraus

den „Heldengedenktag“ (schaltete immer mehr den Volksbund aus) und reihte ihn ein als Vorbereitung zu dem großen Sterben.

Nach dem II. WK setzte sich problemlos der Volksbund wieder mit dem „Volkstrauertag“ durch. In dem Sinne als *Mahntag* wird der Volkstrauertag *nur in der Bundesrepublik* begangen. Das müßte uns allen zu denken geben!

Kurt Tucholsky: „Jede Glorifizierung eines Menschen, der im Krieg getötet worden ist, bedeutet drei Tote im nächsten Krieg.“

Die Tatsachen sehen aber schlimmer aus.

Im 1. WK: 10 Millionen Kriegstote

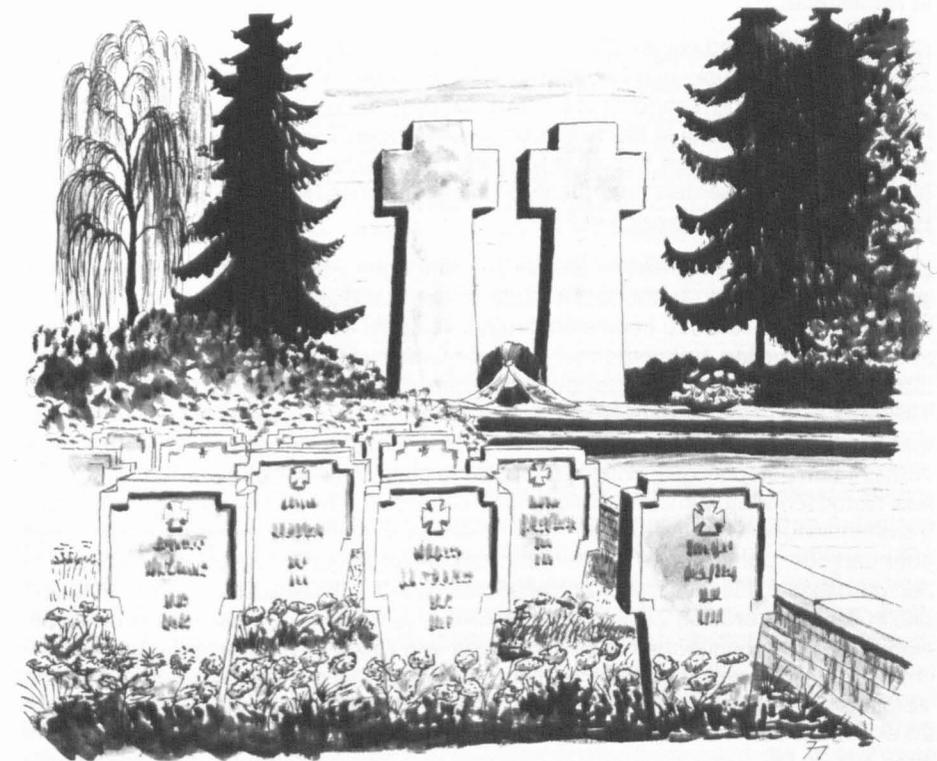
Im 2. WK: 55 Millionen Kriegstote

Die Glorifizierungen und Heldenverehrungen gehen weiter in fast allen Ländern der Erde. Die Sprache der Millionen Kriegsgräber und die Aufrufe am Volkstrauertag werden nicht begriffen.

Übrigens sind es dieselben, die den Volkstrauertag abschaffen und die Soldatenfriedhöfe eibebnen wollen.

Wer aber glaubt noch an das Wort *Albert Schweitzers*:

„Die Soldatengräber sind die großen Prediger des Friedens. Ihre Bedeutung als solche wird immer mehr zunehmen.“



St. Wendel: Soldatenfriedhof mit Kriegerehrenmal.

Daniel Hinkelmann zum Gedächtnis

Von Raimund Fuchs

Einer der besten Kenner der bewegten Geschichte des St. Wendeler Landes, Burgwart i. R. Daniel HINKELMANN, ist am 22. Dezember 1981 plötzlich verstorben. Der Heimatforscher erlag unerwartet einem Herzversagen. Der unerbittliche Tod schlug dem Autor von mehr als 320 heimatgeschichtlichen und heimatkundlichen Veröffentlichungen die Feder geradezu aus der Hand. Daniel Hinkelmann war seit 1964 auch regelmäßiger Mitarbeiter am Heimatbuch des Landkreises St. Wendel.

Eine große Trauergemeinde nahm auf dem Friedhof von Thallichtenberg an Heiligabend Abschied von einem unermüdlichen Heimatfreund, dem die Erforschung der Geschichte des Westrichlandes zu einer Leidenschaft geworden war. Zahlreiche Personen und Persönlichkeiten des kulturellen und geistigen Lebens, Repräsentanten öffentlich-rechtlicher Körperschaften und Freunde der Familie und des Verstorbenen folgten dem Toten auf seiner letzten Fahrt. Der Landrat unseres Landkreises, Dr. Waldemar Marner, ließ im Namen des Kreistages und der Verwaltung des Kreises St. Wendel am offenen Grab einen Kranz niederlegen. Zu Füßen der von ihm so geliebten Burg Lichtenberg fand der langjährige und kenntnisreiche Burgwart seine letzte Ruhestätte.

Noch zur Vollendung seines 75. Lebensjahres waren Daniel Hinkelmann am 7. März 1981 zahlreiche Glück- und Segenswünsche aus vielen Kreisen der Bevölkerung zugegangen. Niemand rechnete mit einem plötzlichen Ableben des geschichtsbewußten Heimatfreundes, zumal er bis zu seinem unerwarteten Tode täglich an Manuskripten arbeitete. Mehr als zehn heimatgeschichtliche Aufsätze, die nun für immer unveröffentlicht bleiben werden, hatte Daniel Hinkelmann in den letzten Wochen vor seinem Hinscheiden noch gleichzeitig in Arbeit.

Die deutsche und europäische Geschichte hatte den Buben schon in seiner Volksschulzeit interessiert. Aufmerksam folgte er den Darlegungen des Dorfschullehrers, der den Schüler recht zu begeistern wußte. Die bald 800 Jahre alte Lichtenburg mit ihrer wechselvollen Vergangenheit und die Geschichte des späteren Fürstentums Lichtenberg beanspruchten das hauptsächlichste Interesse des Heimatfreundes. Schon 1925 erschien seine erste Publikation. Viele folgten bis zu seiner Einberufung zur damaligen deutschen Wehrmacht. Nach dem Einmarsch der Amerikaner im März 1945 vernichteten persönliche Feinde das umfangreiche Archiv des unermüdlichen Sammlers historischer Dokumente, Belege und Urkunden. Die Aufzeichnungen über die Veröffentlichungen in den Jahren 1925 – 1945 sind restlos verlorengegangen. In den 40er und 50er Jahren hatte Hinkelmann zahlreiche Aufsätze historischen Inhaltes in den damaligen „Idar-Obersteiner Nachrichten“, der „Allgemeinen Zeitung“ in Mainz und in der „Saarbrücker Zeitung“ veröffentlicht. Je mehr er sich dem Studium der Ereignisse der Vergangenheit in den Archiven von Coburg, Zweibrücken, Trier, München, Speyer, Saarbrücken und Bamberg widmete, um so zahlreicher wurden seine Veröffentlichungen. Das Studium der Heimatgeschichte betrachtete er zum Teil auch als erzieherischen Auftrag. Sein eigenes Interesse an der Heimatgeschichte wollte er auch seinen Mitbürgern vermitteln. Zahlreiche Studenten, Diplomanden und Hobby-Historiker fanden seine wohlwollende Unterstützung.

Seit 1949 publizierte er die Ergebnisse seiner umfangreichen heimatgeschichtlichen Forschungen in der in Ludwigshafen erscheinenden Tageszeitung „Die Rheinpfalz“, im „Stadt- und Landbote Baumholder“, der jetzigen Nahezeitung, im evangelischen Sonntagsblatt „Glaube und Heimat“, in den „Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde im Landkreis Birkenfeld“ und in zahlreichen Festschriften und Ortschroniken. Auch in der „Saarbrücker Zeitung“ und in der früheren Monatsschrift „Saarheimat“ sind Arbeiten von Hinkelmann veröffentlicht worden. Die Grenze zwischen dem Saarland und der Westpfalz, die von 1946 bis 1957 bzw. 1959 politisch und wirtschaftlich bestand, war dem Forscher nie ein Hindernis in seinen populärwissenschaftlichen Bemühungen. Er interessierte sich zeit seines Lebens für die Vergangenheit und die Gegenwart dieser durch eine widernatürliche Linie getrennten Landschaft um Birkenfeld, Kusel und St. Wendel. Vor der ersten Volksabstimmung im Saargebiet am 13. Januar 1935 setzte sich Daniel Hinkelmann in seiner Heimat in der Pfalz tatkräftig für die Rückkehr des unter Völkerbundsverwaltung stehenden damaligen Saargebietes in den Staatsverband des Deutschen Reiches ein. Die Liebe zur Heimat und zu seinem Vaterland war für ihn stets eine sittliche Verpflichtung.

In vielen Vereinigungen zur Erforschung der Geschehnisse der Vergangenheit schätzte man Hinkelmanns Rat und sein umfassendes Wissen. Diesseits und jenseits der saarländisch-westpfälzischen Landesgrenze arbeitete er in historischen Vereinen. Er galt als einer der Stillen im Lande, die nicht viel Aufhebens von sich selbst machen, dafür aber fleißig arbeiten.

Daniel Hinkelmann war Mitglied im Historischen Verein der Pfalz, im Historischen Verein für die Saargegend, im Rheinischen Verein für Denkmalpflege und im Verein für Heimatkunde im Landkreis Birkenfeld. In den Einzugsgebieten dieser historisch orientierten Bürgergemeinschaften veröffentlichte er auch die Ergebnisse seiner nimmermüden Forschertätigkeit. Mehr als 20 Aufsätze erschienen seit 1960 allein im „Westrichkalender Kusel.“ Im „Zweibrücker Kalender“ und im „Heimatkalendar des Kreises Birkenfeld“ sowie im „Heimatbuch des Landkreises St. Wendel“ erschienen zahlreiche Arbeiten, die zum Teil ein wochenlanges Quellenstudium voraussetzten. Allein 12 Aufsätze veröffentlichte Hinkelmann in den Jahren 1964 – 1976 in den sieben Folgen unseres Heimatbuches.

Auf die Geschichte des Fürstentums Lichtenberg und die Ereignisse in der damaligen Hauptstadt des Fürstentums, St. Wendel, hatte sich Daniel Hinkelmann geradezu spezialisiert. Ohne Übertreibung darf man sagen, daß er die umfassendsten Kenntnisse über diese glanzvollen Jahre der alten Wendelsstadt besaß, die in diesen Wochen ihre 650-Jahr-Feier begeht. Diese Zeit von 1816 – 1834, als St. Wendel Haupt- und Residenzstadt eines Fürstentums war, wurde von ihm in zahlreichen Aufsätzen beleuchtet. Das aufregende Leben des Herzogs Ernst I. von Sachsen-Coburg-Gotha und der lebenslustigen jungen Herzogin Luise boten ihm immer wieder Anlaß zu tagelangen Studien in den Archiven von Coburg und Bamberg. Neben zahlreichen Festschriften und Ortschroniken über die Dörfer seiner engeren Heimat verfaßte Hinkelmann auch einige mehrseitige Broschüren. „Das Mithrasdenkmal“, eine 26 Seiten umfassende Druckschrift über die zwischen Reichweiler (Pfalz) und Schwarzerden (Saar) unmittelbar an der Landesgrenze gelegene alte Kultstätte fand auch im Kreis St. Wendel besondere Beachtung. 1975 überarbeitete Hinkelmann die „Geschichte der veldenz-zweibrückischen Burg Lichtenberg“.

Bei den zahlreichen Heimatfreunden in Stadt und Kreis St. Wendel fanden die Arbeiten über die Verhältnisse im Fürstentum Lichtenberg und in dessen Hauptstadt reges Interesse. Hinkelmann war immer erfreut über das „Geschichtsbewußtsein der Coburger“, wie er zu sagen pflegte, wenn er mit einem St. Wendeler Bürger sprach.

Die von ihm veröffentlichten statistischen Angaben über das Fürstentum Lichtenberg geben einen beachtenswerten Einblick über die Gemeinden und die Verwaltungsstrukturen der Zeit vor 150 Jahren.

Der Landkreis St. Wendel und die Wendelsstadt haben mit Daniel Hinkelmann einen begeisterten und begeisternden Freund verloren. Bei allen Führungen in den weitläufigen Anlagen der Burg Lichtenberg, die dem ehemaligen Fürstentum seinen Namen gab, und die von 1834 – 1919 zum Kreis St. Wendel gehörte, vergaß Hinkelmann nie, auf die engen historischen Beziehungen zwischen der ehemaligen fürstlichen Hauptstadt St. Wendel und dem Land um die Burg Lichtenberg hinzuweisen. Für die Redaktion des St. Wendeler Heimatbuches und für die Mitarbeiter ist der plötzliche Tod des fleißigen und beliebten Mitarbeiters Daniel Hinkelmann ein herber Verlust.

Requiescat in Pace!



Daniel Hinkelmann (1906 – 1981)

3

Aus vergangener Zeit



Der Ortsname „Urweiler“

Frühe urkundliche Erwähnung und Versuch der Deutung eines historischen Ortsnamens

Von Wolfgang Ohlmann

Nach der Gebiets- und Verwaltungsreform im Jahre 1975 drohten die historisch gewachsenen Ortsnamen aufgrund von sogenannten Verwaltungszwängen in Vergessenheit zu geraten. Diesem als solchen erkannten Mißstand soll ein Anfang des Jahres 1982 ergangener Erlass des saarländischen Innenministers über die Pflege historischer Ortsnamen entgegenwirken. Durch geeignete Maßnahmen sollen vor allem die Namen der vormals selbständigen historisch gewachsenen Gemeinden in Erinnerung gehalten werden. Dies betrifft auch das Dorf Urweiler, das zum Stadtteil von St. Wendel wurde.

Da das Gebiet der ehemals selbständigen Gemeinde ohnehin schon vor der Gebiets- und Verwaltungsreform fast nahtlos in das Gebiet der Kernstadt St. Wendel übergang, konnte ein unbefangener Beobachter schon damals meinen, Urweiler sei ein unselbständiger Teil von St. Wendel. Obwohl Urweiler territorial – mehr noch als die übrigen Stadtteile – und nunmehr verwaltungsmäßig noch enger mit der Kernstadt verflochten ist, hat es doch in gewissem Rahmen seine dörfliche Eigenständigkeit bewahrt; dies macht es lohnenswert, auch den Ortsnamen von Urweiler im Sinne des ministeriellen Erlasses zu pflegen.

Die vorliegende Ausarbeitung möge als Anregung zur Pflege des Ortsnamens von Urweiler verstanden werden und darüber hinaus einen kleinen Eindruck vermitteln von der Entstehung dieses Dorfes, die – im Gegensatz zu anderen Orten – wohl nie völlig aufgeklärt werden kann, weil ein entsprechend umfangreiches Quellenmaterial nicht existiert.

Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang, daß Urweiler, nach der Darstellung von Hoppstädter¹⁾ in der im Jahre 1968 erschienenen Monographie „Der Landkreis St. Wendel“ urkundlich erstmals im Güterverzeichnis der Abtei St. Maximin in Trier erwähnt wird. Man vermutet, daß dieses Verzeichnis zu Beginn des 13. Jahrhunderts erstellt wurde; denn es wird darin ein Vertrag von 1219 erwähnt.¹⁾ Diese Datierung deckt sich auch mit der Feststellung, daß Urweiler als Gründung der sogenannten mittelalterlichen Ausbauzeit anzusehen ist. Darauf wird am Schluß des Beitrages noch kurz einzugehen sein. In der vorgenannten Urkunde findet sich die Schreibweise „Orwilre“, aus der sich die heutige Schreibweise „Urweiler“ entwickelt haben soll. Bei dieser Gelegenheit muß aber noch darauf hingewiesen werden, daß die Darstellung von Hoppstädter, wonach Urweiler erstmals im Güterverzeichnis der Abtei St. Maximin erwähnt wird, historisch nicht ganz gesichert ist. Bei dem in dieser Urkunde in einem Atemzug mit den Orten „Burewelt“ (Bierfeld) und „Nonnewilre“ (Nonnweiler) genannten Ort „Orwilre“ könnte es sich auch um das vor etwa 350 Jahren untergegangene, ehemals bei Hoppstädten (Kreis Birkenfeld) gelegene Dorf gleichen Namens gehandelt haben.²⁾

In einer im katholischen Pfarrarchiv aufbewahrten Kaufvertragsurkunde aus dem Jahre 1367 findet sich aber auch die Schreibweise „Orwilre“.³⁾ Bei dem dort genannten Orwilre handelt es sich ganz sicher um das heutige Urweiler.

Eine Deutung des Namens „Urweiler“ kann nicht zu einem letztendlich verbindlichen Ergebnis führen, da die bisher vorgenommenen Namensdeutungen nicht auf gesicherte Quellen zurückzuführen sind. Jedoch ist sicher, daß der Ortsname „Urweiler“ im Laufe der Zeit vielerlei Schreibweisen erfahren hat, bis es zur heutigen Schreibweise kam: etwa um 1220 und 1367 Orwilre⁴⁾, 1492 Orwiler⁵⁾, um 1580 Oberweiler⁴⁾, 1598 Urweiller⁴⁾, aber auch schon mal Ohrweyler⁴⁾ oder Uhrweyler⁴⁾.

Max Müller⁶⁾ erklärt die Silbe „Ur“ mit dem althochdeutschen Wort „ur“, das die Bedeutung von „Berg“ hat. Müller⁷⁾ hält diese Deutung des Ortsnamens deshalb für gerechtfertigt, weil das Dorf an einem mächtigen Gebirgsstocke, dem Bosenberg, liegt. So plausibel diese Auslegung beim ersten Blick auch sein mag, so schnell kann sie auch wieder in Zweifel gezogen werden.

Genährt werden diese Zweifel durch die Ausführungen von Obertreis und Bettingen sowie durch die Erkenntnisse vieler zeitgenössischer Autoren. Obertreis⁸⁾ führt den Namen „Urweiler“ auf einen angeblich kelto-romanischen Ortsnamen „Urunewilare“ zurück und äußert die Auffassung, die Vorsilbe „Ur“ bringe den Namen des ersten Siedlers zum Ausdruck. Diese Ansicht erscheint jedoch ein wenig gewagt, da gesicherte Erkenntnisse wie bei anderen Orten nicht bestehen.

Überzeugender erscheint dagegen die Namensdeutung von Bettingen⁹⁾, der unter Berufung auf das St. Wendeler Kellerei-Salbuch von 1580 ausführt, Urweiler habe „vor Alters“ im Gegensatz zu Niederweiler „Oberweiler“ geheißen. Im Laufe der Zeit habe dann die Vorsilbe „Ober“ in den Schreibweisen „Ohrweyler“, „Uhrweyler“ und schließlich „Urweiler“ eine Änderung erfahren. In der Tat gab es die im Jahre 1677 niedergebrannte Siedlung „Niederweiler“, die im Bereich der heutigen St. Wendeler Bahnhofstraße und des Bahnhofes¹⁰⁾, also außerhalb der St. Wendeler Stadtmauern – vor dem südlichen Stadttore – gelegen war, während „Oberweiler“ am entgegengesetzten, also am oberen Ende der Stadt – vor dem Nordtore – zu finden war.

Daß die Vorsilbe „Ur“ einen Hinweis auf die Lage von Urweiler enthalten mag, ergibt sich auch aus der Überlegung, daß sich für das althochdeutsche Wort *ur* = Berg keine sicheren Spuren in westdeutschen Orts- und Flurnamen finden lassen. Stattdessen drückt die Silbe „ur“ die aus der moselfränkischen Mundart stammenden Wörter „Over(an), Uver(an), Ur(an)“ aus¹¹⁾, die allesamt die Höhenlage ausdrücken sollen. Alle diese Erwägungen können in etwa eine plausible Vorstellung davon geben, wie es von dem in früheren Zeiten urkundlich fixierten „Orwilre“ im Sinne des hochsprachlichen „Oberweiler“ zur Entwicklung des heute gebräuchlichen Eigennamens „Urweiler“ gekommen sein könnte.

Der andere Teil des Ortsnamens „-weiler“ wird als eingedeutschte Version des lateinischen Wortes „villa“ = Landhaus angesehen, das sich vom nachrömerzeitlichen „villare“ über das althochdeutsche Wort „wilare“ zum mittelhochdeutschen „wilre“ entwickelt haben soll. Vom etymologischen Gesichtspunkt her mag dies wohl zutreffen. Da in Urweiler im Bruchwald – also außerhalb des Ortskerns – zur Römerzeit ein römisches Landhaus (villa rustica) stand, könnte man versucht sein, den Weiler-Bestandteil im Ortsnamen des Dorfes auf dieses römische Landhaus zurückzuführen.

Das führt hin zu dem in der Landeskunde viel diskutierten „Weiler-Problem“, auf das hier nicht näher eingegangen werden soll, da eine ausführlichere Erörterung dieser Frage den Rahmen dieses Beitrages sprengen würde.

Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang lediglich folgendes: Es gibt insbesondere in der Gegend um St. Wendel zahlreiche Weiler-Orte, die sich nicht alle auf eine römische Besiedlung durch eine „villa“ berufen können, sondern nachweisbar nach der fränkischen Landnahmezeit (7./8. Jhd.) während eines Siedlungsvorganges, den man mittelalterliche Ausbauzeit (9. – 12. Jhd.) nennt, entstanden waren. Wegen der steigenden Bevölkerungszahl wurde zu dieser Siedlungsepoche durch Waldrodung neuer Kulturböden gewonnen, auf dem ein Hof, Weiler genannt, errichtet wurde, der sich im Lauf der Zeit zu einer größeren Siedlung entwickelte¹²⁾. Man kann deshalb nicht so ohne weiteres annehmen, daß Weiler-Orte Reste römischer Siedlungen repräsentieren¹³⁾. Eher ist also davon auszugehen, daß der Weiler-Bestandteil im Ortsnamen „Urweiler“ auf eine in der mittelalterlichen Ausbauzeit errichtete Siedlung zurückzuführen ist, die nichts mit der römischen Villa im Bruchwald, die zu dieser Zeit vielleicht schon in Vergessenheit geraten war, zu tun hat.

¹⁾ Urkundenbuch zur Geschichte der jetzt die Preussischen Regierungsbezirke Coblenz und Trier bildenden mittelrheinischen Territorien (1865), bearbeitet von Heinrich Beyer, Leopold Eltester, Adam Goetz, II. Bd. 1169-1212, S. 428 ff (443) und 784; vgl. auch Hoppstädter, K.; Die Gemeinden des Landkreises in: Der Landkreis St. Wendel (Hrsg. Landrat des Landkreises St. Wendel), St. Wendel 1968, S. 370 ff (408); Jungandreas, W., Historisches Lexikon der Siedlungen und Flurnamen des Mosellandes, Trier 1962, S. 1075 (im folgenden: Jungandreas)

²⁾ vgl. Saarbrücker Zeitung Nr. 127 vom 3. 6. 1982 – Zweites Dorf Urweiler vor 350 Jahren untergegangen.

³⁾ Pöhlmann, Carl, Regesten von Urkunden im Pfarrarchiv St. Wendelin, 1942, Regest. Nr. 15

⁴⁾ Jungandreas, aaO bzw. Pöhlmann, Carl aaO

⁵⁾ Pöhlmann, Carl, Die Herren von Bitsch genannt Gintersberg, Auszug aus IX. Urkunden-Regesten, Neustadt a. d. Haardt 1933, S. 153

⁶⁾ Müller, Max, Die Ortsnamen im Regierungsbezirk Trier, II. Teil, Trier 1910, S. 71

⁷⁾ ebenda

⁸⁾ Obertreis, Nikolaus, Stadt und Land des hl. Wendelin, Saarbrücken 1927, S. 182

⁹⁾ Bettingen, Julius, Geschichte der Stadt und des Amtes St. Wendel, St. Wendel 1865, S. 514

¹⁰⁾ Müller, Max, Die Geschichte der Stadt St. Wendel von ihren Anfängen bis zum Weltkriege, St. Wendel 1923, S. 298; Obertreis, S. 56; Hoppstädter, Kurt, Mittelalter in: Geschichtliche Landeskunde des Saarlandes, Vom Faustkeil zum Förderturm, Bd. 1, S. 60 ff (93) (im folgenden: Hoppstädter, Landeskunde)

¹¹⁾ vgl. Bungert, Wilhelm, Heimatbuch von Marpingen 1980, St. Wendel 1980, S. 83 FN 77 mit Hinweis auf Kaufmann, Henning: Westdeutsche Ortsnamen mit unterscheidenden Zusätzen, Teil I, Heidelberg 1957; vgl. auch Jungandreas, S. 1075; 743; 777

¹²⁾ Hoppstädter, Landeskunde, S. 69 ff; Bungert, S. 83

¹³⁾ Hoppstädter, aaO; Haubrichs, Wolfgang, Basenwillare – Königsort und Heiligengrab, Zu den frühen Namen und zur Frühgeschichte von St. Wendel in: Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend 18, 1980, S. 7 ff

Die Wappenmalereien der Basilika St. Wendalin

Von Gerd Schmitt

I. Ein bisher wenig beachtetes Kunstwerk

Seit der im Jahre 1980/81 erfolgten gründlichen Restaurierung bzw. Renovierung der Grab- und Wallfahrtskirche St. Wendalin in St. Wendel zeigt sich auch die 1923 entdeckte und 1960 von Walter Hannig freigelegte Deckenmalerei, die sich über das gesamte Mittelschiff des Langhauses erstreckt, in neuem Glanz. Die wirkungsvolle Wappenreihe, umgeben von Rankenwerk und Drollerien im Stil der Spätgotik, hat bisher in der heimatgeschichtlichen Literatur nicht die ihr zukommende Beachtung gefunden. Neben den ins Auge fallenden Kunstschätzen wie der Cusanuskanzel, den beiden Steinsarkophagen und den Plastiken der Grablegungsgruppe im Hochaltar werden die Deckenmalereien eher als schmückendes Beiwerk betrachtet, welches dazu dienen mag, den Eindruck der Erhabenheit des Raumes durch ihr Farbenspiel abzurunden. Zweck der nun folgenden Darlegung soll es sein – soweit dies im Rahmen eines Heimatbuches möglich ist –, die Bedeutung jener Malereien mehr ins allgemeine Bewußtsein zu rücken und die Absicht dessen, der sie anbringen ließ, zu verdeutlichen; dabei wird sich auch eine neue Bewertung des Dargestellten ergeben, welche die Besonderheit dieses Kunstwerkes unterstreicht.

II. Zur bisherigen Deutung des Kunstwerks

In seinem Aufsatz, betitelt „Die Deckenmalereien der Wendalinus-Basilika“,¹⁾ gab Walter Hannig eine erste Erklärung des Bildprogrammes. Nach einer knapp gehaltenen Beschreibung der 15 Wappen und einer kurzen Erwähnung einiger Wappenträger, die die Beziehungen der einzelnen Wappenträger zueinander und die damaligen Zeitumstände außer acht ließ, kam Hannig zu dem Schluß, daß es sich bei der Wappenfolge um eine „Prozession zum Grab des Heiligen“ handele, um „das Bild einer Prozession der höchsten geistlichen und weltlichen Würdenträger, die sich unter Führung des Diözesanbischofs, des Erzbischofs von Trier, . . . zum Hochaltar und zum Reliquienschrein des hl. Wendelin bewegt. Nicht zur Augenweide für den Besucher der Kirche sind sie gemalt, sondern als Akt der Devotion Gott und seinem Heiligen gegenüber.“ Hannig bezog in seine Beschreibung und Deutung auch das Rankenwerk und alle figürlichen Darstellungen mit ein. Bei den jüngsten Untersuchungen der Deckenmalerei wurde jedoch festgestellt, daß nur die Wappen und eine Posaune blasende Engelsgestalt sowie ein Teufel mit Keule zur Erstbemalung gehören, während das Rankenwerk und die restlichen figürlichen Darstellungen einer dritten Malschicht zuzurechnen und somit später entstanden sind. Daher ist bei dem neuen Versuch einer Deutung der Wappenfolge von der Erstbemalung auszugehen.

Zweifel an der Stichhaltigkeit von Hannigs These ergaben sich, als sich bei einer näheren Untersuchung der Beziehungen der Wappenträger zueinander herausstellte, daß manche der geistlichen und weltlichen Großen untereinander in heftige Fehden verwickelt waren und einer von ihnen, der König von Böhmen, ein im Kirchenbann lebender Hussit war, der vom Papst selbst exkommuniziert worden war. Somit konnte

der Gedanke einer Wappenprozession zum Grabe des hl. Wendelin zumindest in Frage gestellt werden. Außerdem ist die Frage nach dem Initiator der Malerei zu stellen und zu untersuchen, ob sich die Entstehung der Wappenbilder, von Hannig zwischen 1464 und 1469 angenommen, nicht präziser datieren läßt. Man kommt, will man an die Beantwortung der Fragen herangehen, nicht umhin, sich im einzelnen mit den Wappen und den Lebensläufen ihrer Träger zu befassen.

III. Die Wappen und ihre Träger

Wappen 1: Der Erzbischof von Trier
Geviert; 1) und 4) in Silber ein rotes Kreuz (Kurtrier); 2) und 3) in Gold ein roter Schrägbalken (Baden); als Schildhalter dienen zwei schwebende Engel.

Wappenträger: Johann II. von Baden

geb. 1435, gest. 9. 2. 1503 zu Ehrenbreitstein
Erzbischof von Trier 1456 – 1503

Dritter Sohn des Markgrafen Jakob von Baden und der Katharina von Lothringen; Studium in Erfurt, Pavia und Köln; 1456 gegen Dieter von Isenburg 22jährig zum Erzbischof von Trier gewählt und vom Papst zum Verwalter des Erzstifts bestellt; Bischofsweihe erst 1465 in Saarburg durch die Bischöfe von Metz und Worms; seit 1459 war sein jüngerer Bruder Georg Bischof von Metz; Verdienste Johanns II. um die Reform der Klöster im Erzbistum Trier; Gründer der alten Trierer Universität; auf Seiten Kaiser Friedrichs III. beim Reichskrieg gegen den abgesetzten Kölner Erzbischof Ruprecht von der Pfalz und Karl den Kühnen von Burgund; führt 1477 die Verhandlungen über die Ehe des Kaisersohnes Maximilian mit der Tochter Karls des Kühnen; setzt 1500 seinen Großneffen Jakob von Baden zum Koadjutor ein; Grab im Westchor des Trierer Doms.

Johann II. erhält 1461 die St. Wendeler Kirche von Papst Pius II. als Tafelgut zugewiesen. Damit geht die Kirche aus der geistlichen Gewalt des Bischofs von Metz in die geistliche Gewalt des Trierer Erzbischofs über.

Wappen 2: Kardinal Nikolaus von Kues (Nicolaus Cusanus)

In Silber ein roter Krebs; über dem Schild schwebt der rote Kardinalshut; gehalten wird das Wappen von zwei schwebenden Engeln.

Wappenträger: Nikolaus von Kues, eigentl. Nikolaus Cryffts = Krebs

geb. 22. 10. (?) 1401 in Kues, gest. 11. 8. 1464 in Todi (Prov. Perugia, Italien)
Kardinal seit 1449, Kommendatarpfarrer von St. Wendalinus 1446 – 1461 od. 1464
Sohn des Johann Cryffts und der Katharina Römer; nach Besuch der Klosterschule in Deventer (Holland) Studium in Heidelberg, Pavia und Köln; 1426 Priesterweihe; Dechant an St. Florin/Koblenz und Liebfrauen/Oberwesel; Probst von Münstermaifeld; vorübergehend Domherr in Lüttich und Archidiakon von Brabant; in der Auseinandersetzung zwischen Ulrich von Manderscheid und Raban von Helmstatt um den Bischofsstuhl von Trier (Manderscheid'scher Krieg) Sachverwalter und Advokat Ulrichs vor dem Basler Konzil, welches den Streit schlichten soll; auf dem Basler Konzil (1431 – 1439) Beginn der weltweiten Wirksamkeit des Cusanus; steht im Streit zwischen Papst und Konzil um die Vorherrschaft zunächst auf Seiten des Konzils und tritt später, ein Schisma fürchtend, auf die Seite des Papstes über; kämpft für die Einheit der Kirche; befreundet mit dem bedeut. Humanisten Aenea Silvio de Piccolomini, dem späteren Papst Pius II.; päpstlicher Legat in Konstantinopel; setzt die päpstlichen

Ansprüche auf den deutschen Reichstagen durch; aufgrund seiner Verdienste zum Kardinal erhoben; 1450 Fürstbischof von Brixen; 1451 päpstlicher Visitator in Deutschland; diplomatische Missionen in England, Böhmen und im Ordensland Preußen; Streit mit Herzog Sigmund dem Münzreichen von Tirol um Vorrechte in Brixen; vorübergehende Gefangenschaft des Cusanus und Exkommunikation Sigmunds durch den Papst Pius II.; Cusanus Generalvikar des Papstes und sein Stellvertreter; stirbt an Typhus oder Ruhr in Todi (Umbrien); begraben in seiner Titelkirche „San Pietro in vincoli“ in Rom; sein Herz ruht im Nikolaushospital in Kues.

Nikolaus Cusanus ist der bedeutendste Philosoph des ausgehenden Mittelalters; zugleich Theologe, Politiker, Jurist, Diplomat, Mathematiker, Astronom, Geograph, Physiker, Mediziner, Historiker; Begründer der modernen Welterfassung; erkennt die Achsendrehung der Erde; entwirft die erste Landkarte Mitteleuropas; kämpft für Toleranz unter den verschiedenen Religionen.

Nikolaus von Kues schenkte zwei Jahre vor seinem Tode seiner Pfarrei St. Wendalin die mit seinem Wappen geschmückte Steinkanzel.

Wappen 3: Papst Pius II.

In Silber ein blaues Kreuz, belegt mit 5 goldenen Halbmonden (Piccolomini), über dem gekreuzt zwei goldene Petruschlüssel liegen. Über dem Schild schwebt eine goldene päpstliche Tiara.

Wappenträger: Pius II., Aenea Silvio Bartholomeo de Piccolomini

geb. 18. 10. 1405 in Corsignano bei Siena, gest. 15. 8. 1464 in Ancona
Papst 1458 – 1464

Piccolomini war Sekretär des Basler Konzils, dann Sekretär der Kanzlei Kaiser Friedrichs III. und einer der Hauptberater des Kaisers; als einer der bedeutendsten Humanisten seiner Zeit („Aeneas Silvius“) vom Kaiser zum „poeta laureatus“ gekrönt; namhafter Historiker, Geograph und Ethnograph, Verfasser wichtiger Abhandlungen; 1456 Kardinal; 1458 erst 1445 Priesterweihe; Bischof von Triest, Siena und Ermland; 1458 Kardinal; 1458 Papst; stiftet 1459 die Universität Basel; erklärt die Lehre von der Autorität des Konzils über den Papst für ketzerisch und verbietet weitere Appelle an ein allgemeines Konzil; erklärt 1462 Georg von Podiebrad, König von Böhmen, zum Ketzer und bannt ihn, weil jener die Erlaubnis des Laienkelches für Böhmen durchsetzen will und sich dafür auf einen Konzilsbeschluß beruft; von vielen als bedeutendster Papst seines Jahrhunderts angesehen.

Pius II. entschied 1461 die zwischen Metz und Trier umstrittene geistliche Zugehörigkeit der St. Wendeler Pfarrei zugunsten des Trierer Erzbischofs Johann von Baden. Mit dem Papstwappen endet die Reihe der geistlichen Würdenträger.

Es beginnt die Darstellung der weltlichen Würdenträger.

Wappen 4: Kaiser Friedrich III.

In Gold ein schwarzer nimbierter Doppeladler (Kaiserwappen) mit aufgelegtem Herzschild: in Rot ein silberner Balken (Österreich). Über dem Wappenschild schwebt die Kaiserkrone in der im Mittelalter üblichen Form als Bügelkrone.

Wappenträger: Friedrich III. von Habsburg

geb. 21. 9. 1415 in Innsbruck, gest. 19. 8. 1493 in Linz/Donau
deutscher König 1440 – 1493, Kaiser ab 1452

Längste und schwächste Regierungszeit eines römisch-deutschen Kaisers; seine Tatenlosigkeit führt zu chaotischen Zuständen im Reich; Pläne, einen Mitregenten

zu wählen (Georg v. Podiebrad oder Friedr. v. d. Pfalz) scheitern an der Uneinigkeit der Fürsten; Friedrichs Entschlußlosigkeit kostet das Haus Habsburg große Teile seiner Hausmacht (Verlust Böhmens und Ungarns), dennoch geschickte Heiratspolitik (Hochzeit Maximilians mit der Erbin von Burgund); überlebt alle seine Gegner.

Nach dem Kaiserwappen folgen die Wappen des Kurfürstenkollegiums:

Wappen 5: Der Erzbischof von Trier (Siehe Wappen und Wappenträger 1)
Dieses Wappen in der Gruppe der rheinischen Kurfürsten hinter dem Kaiser mußte 1960 ergänzt werden, da das Gewölbefeld in früheren Zeiten einmal neu verputzt worden war. Über dem Schild schwebt die Mitra. Statt eines Wappenhalters wurden die Daten der Entstehung der Wappenmalerei, der Freilegung 1960 und der Restaurierung 1980 aufgemalt.

Wappen 6: Der Erzbischof von Köln
Geviert: 1) und 4) quadriert von Bayern (weiß-blau gerautet) und Pfalz (goldener, rotbewehrter und -bezungter Löwe in Schwarz); 2) und 3) in Silber ein schwarzes Kreuz (Kurköln). Über dem Schild schwebt die Mitra, Schildhalter ist ein Löwe. Der Schild ist eigenartigerweise gewendet!

Wappenträger: Ruprecht von der Pfalz
geb. 27. 2. 1427, gest. 16. 7. 1480 auf Burg Blankenstein bei Marburg
Kurfürst 1463 – 1473 (abgesetzt)

Sohn Ludwigs III. des Bärtigen v. d. Pfalz und der Mechtildis von Savoyen; jüngerer Bruder des Pfalzgraf Friedrich des Siegreichen; Domherr in Köln, Domprobst zu Würzburg; am 30. 3. 1463 zum Erzbischof von Köln gewählt unter der Bedingung, im Krieg um die Mainzer Kurwürde zwischen Adolf von Nassau und Dieter von Isenburg zu vermitteln; die Vermittlung gelingt; Konflikt Ruprechts mit den kurkölnischen Ständen; Absetzung durch die Stände mit Zustimmung des Kaisers und Wahl des Landgrafen Hermann von Hessen zum Stiftsverweser (1473); Bündnis mit Karl dem Kühnen; Krieg des Reiches gegen Karl und Ruprecht; 1478 Gefangennahme Ruprechts; Tod in Gefangenschaft, Grab im Bonner Münster.

Wappen 7: Der Erzbischof von Mainz
Geviert: 1) und 4) in Rot ein silbernes sechsspeichiges Rad (Kurmainz); 2) und 3) in Blau ein goldener, rotbewehrter Löwe, begleitet von goldenen Schindeln (Nassau). Über dem Schild die Mitra, gehalten wird er von einem goldenen Greifen.

Wappenträger: Adolf II. von Nassau
geb. 1422, gest. 6. 9. 1475 in Eltville
Kurfürst 1461 – 1475

Adolf entstammt dem Grafengeschlecht Nassau-Wiesbaden; erobert erst nach heftigen Kämpfen 1461 – 1463 sein Erzstift gegen seinen, von Pius II. abgesetzten Vorgänger Dieter von Isenburg und dessen Verbündeten Friedrich v. d. Pfalz; sehr bemüht um den Wiederaufbau des zerstörten Erzstifts; fördert Kunst, Wissenschaften und Handel; Gönner Gutenbergs; Stütze der kaiserl. und päpstlichen Politik.

Wappen 8: Der Pfalzgraf bei Rhein
Geviert mit Herzschild: 1) und 4) weiß-blau gerautet (Bayern); 2) und 3) in Schwarz ein goldener, rotbewehrter und rotgekrönter Löwe (Kurpfalz). Der aufgelegte Herzschild ist ledig von Rot (Regalienschild; oberster Reichsrichter und Reichsvikar). Ein Oberwappen fehlt; Schildhalter ist ein rotgewandeter Engel. Das gesamte Wappen ist gedreht; die Löwen sind linksgewendet!

Wappenträger: Friedrich I. der Siegreiche, gen. der „böse Fritz“

geb. 1. 8. 1425 in Heidelberg, gest. 12. 12. 1476 ebenda
Regent der Pfalz 1449 – 1452, Kurfürst 1452 – 1476

Zweiter Sohn Ludwigs des Bärtigen, Bruder des Erzbischofs von Köln (Wappen 6); übernimmt 1449 als Nachfolger seines ältesten Bruders Ludwig IV. und Vormund seines erst einjährigen Neffen die Regentschaft der Pfalz; unter Umgehung der Vormundschaftsbestimmungen der Goldenen Bulle mit Zustimmung des Pfälzer Adels und der Mutter seines Mündels Übernahme der Kurwürde; Anerkennung durch die übrigen Kurfürsten; der Kaiser verweigert seine Zustimmung; wegen Parteinahme zugunsten Dieters v. Isenburg in der Mainzer Stiftsfehde 1462 von Pius II. gebannt; 1463 auf Betreiben des Erzbischofs von Köln Aussöhnung mit dem Papst und Adolf von Nassau; Reformator der Universität Heidelberg; zeitlebens keine Anerkennung durch den Kaiser; tüchtiger Regent.

Wappen 9: Der König von Böhmen
In Rot ein doppelschwänziger, goldbewehrter silberner Löwe (Böhmen); über dem Schild schwebt die Königskrone; ein Schildhalter fehlt.

Wappenträger: Georg von Podiebrad (Jiří z Poděbrad)
geb. 6. 4. 1420 in Podiebrad, gest. 22. 3. 1471 in Prag
König von Böhmen 1458 – 1469/71

Seit 1444 Führer der gemäßigten Hussiten (Utraquisten) in Böhmen; 1452 Reichsverweser für den unmündigen König Ladislaus Postumus; nach dessen Tod zum König gewählt und von Kaiser Friedrich anerkannt; wegen der Forderung, den Laienkelch für Böhmen zu gestatten, 1462 von Pius II. zum Ketzer erklärt und gebannt; 1469 ruft Papst Paul II. einen Gegenkönig aus; politisch hochbegabter Herrscher.

Wappen 10: Der Herzog von Sachsen
Neunmal golden-schwarz geteilt mit grüner Ranke (Schapel).

Wappenträger: Friedrich II. der Sanftmütige
geb. 22. 8. 1412 in Leipzig, gest. 7. 9. 1464 ebenda
Kurfürst 1428 – 1464

Sohn Friedrichs des Streitbaren von Sachsen; Schwager Kaiser Friedrichs III.; Stütze der kaiserl. Politik; nach den Hussitenkriegen und einer Erbaueinandersetzung mit seinem Bruder Wilhelm dem Tapferen Bemühung um Hebung von Wirtschaft und Handel; sichert durch die sächs.-böhmische Erbeinung mit Georg v. Podiebrad den Süden seines Territoriums.

Wappen 11: Der Markgraf von Brandenburg
In Silber ein roter, goldbewehrter und rotbezungter Adler; dessen Flügel mit goldenen Kleestengeln besteckt sind. Der Adlerkopf ist linksgewendet.

Wappenträger: Friedrich II. der Eiserne (oder „Eisenzahn“)
geb. 19. 11. 1413 in Tangermünde, gest. 10. 2. 1471 auf der Plassenburg bei Kulmbach
Kurfürst 1440 – 1470

Zweiter Sohn des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, welcher als erster Hohenzoller Kurfürst von Brandenburg wurde; Friedrich Eisenzahn beschneidet mit großer Härte den Einfluß der alten brandenburg. Adelsgeschlechter und Städte; erwirbt die Neumark für Brandenburg; reformiert die Regierung und Verwaltung der Mark im Sinne des neuzeitlichen und autoritären Einheitsstaates; 1470 Verzicht auf die Kurwürde zugunsten seines Bruders Albrecht Achilles, da seine beiden Söhne vor ihm starben.

DIE WAPPENTRÄGER UND IHRE REGIERUNGSZEITEN

5 Johann II.
von Baden



7 Adolf II.
von Nassau
1461-1475



10 Friedrich II. der
Sanftmütige
1428-1464



1 Johann II. von Baden
1456-1503



2 Nikolaus von Kues
Kard. 1449-1464



3 Pius II.
1458-1464



4 Friedrich III.
König seit 1440
Kaiser 1452-1493



6 Ruprecht von
der Pfalz
1463-1473
(abgesetzt)



8 Friedrich I.
der Siegreiche
1452-1476



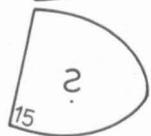
9 Georg von
Podiebrad
1458-1469 / 71



11 Friedrich II.
Eisenzahn
1440-1470



12 Johann IV.
Amtmann von
St. Wendel
1458-1469



Wappen 12: Der Amtmann und Burggraf von St. Wendel
Geviert mit Herzschild: 1) und 4) in Gold ein roter, blaubewehrter und blaugekrönter Löwe (Wildgrafen von Daun); 2) und 3) in Schwarz ein silberner Leopard (Rheingrafen zum Stein). Der Herzschild zeigt 3 steigende goldene Löwen in Rot (Wildgrafschaft Kirburg).

Wappenträger: Johann IV., Wildgraf zu Daun und Kirburg, Rheingraf zum Stein
geb. 1422, gest. 1476
Amtmann und Burggraf zu St. Wendel 1458 – 1469

Johann erhält 1458 zusammen mit seinem Bruder Gerhart, Geistlichem zu Trier, das Amt St. Wendel zum Pfand für eine an Johann II. von Baden geliehene Summe von 6200 Gulden; Johann vom Stein wird gleichzeitig Amtmann von St. Wendel; ihm obliegt der militärische Oberbefehl im Amtsbereich, die Verwaltung der kurfürstlichen Güter, die Ernennung der Beamten und Bestätigung der Hochgerichtsschöffen sowie die öffentliche Anklage bei Kapitalverbrechen; Vertreter des Kurfürsten im hiesigen Amtsbereich.

Wappen 13:
In Silber ein grüner Lindenzweig mit 3 Blättern

Wappenträger: Fraglich. Vielleicht ein Angehöriger der Familie von Linden, die ihren Sitz im Dorfe Linden (heute Oberthal) hatten; zeitweise Burgmannen in St. Wendel.

Wappen 14:
In Rot 3 silberne Schildchen, 2 – 1 gestellt.

Wappenträger: Entweder ein Angehöriger des Adelsgeschlechtes von Schöneck (Eifel) oder der Adelsfamilie Boyart von Malberg (Eifel). Eine Verbindung der beiden Adelsfamilien, deren Angehörige kurtrierische Burgmannen waren, mit dem Amt St. Wendel ist bisher nicht feststellbar.

Wappen 15:
In Gold ein schwarzes Schrägkreuz, belegt mit 5 silbernen Kugeln

Wappenträger: Unbekannt
Von den insgesamt 15 Wappen konnten 3 bisher nicht eindeutig identifiziert werden.

IV. Zur Datierung der Wappenmalerei

Bei der Freilegung der Malerei 1960 wurden Meisterzeichen des Malers gefunden, und zwar ein Wappenschild mit den gotischen Minuskeln m und r, darüber in einem Schriftband die Buchstabenkombination m v l x, Zeichen, die sich bis heute noch nicht entschlüsseln ließen. Auch ergab sich bisher keinerlei Datierungsmöglichkeit aufgrund des technischen Befundes, so daß bei einem Datierungsversuch die Wappendarstellungen selbst zugrunde gelegt werden mußten. Hierbei ließ sich aus den Regierungszeiten der Wappenträger folgern, daß die dargestellte Hierarchie von Kirchen- und Reichsfürsten einen Zustand wiedergibt, wie er nur vom April 1463 (Wahl Ruprechts von der Pfalz zum Erzbischof von Köln) bis zum August 1464 (Tod des Nikolaus von Kues und des Papstes) bestand. Somit kann gesagt werden, daß die Wappen im genannten Zeitraum oder kurz danach auf das Gewölbe des Mittelschiffes aufgemalt wurden. Bei der Deutung sind also die Zeitverhältnisse der Jahre 1463 und 1464 zu berücksichtigen.

V. Die Zeitverhältnisse um 1463/64

Im kirchlichen Bereich war es dem Konstanzer Konzil (1414 – 1418) zwar gelungen, das große Schisma, den Streit zwischen Päpsten und Gegenpäpsten, zu beenden und die religiöse Einheit des Abendlandes wiederherzustellen, aber mit einer Kirchenreform an Haupt und Gliedern war man nicht vorangekommen. Beim Basler Konzil (1431 – 1449), an welchem Nikolaus von Kues und Enea Silvio Piccolomini persönlich beteiligt waren, kam es erneut zum Schisma, Päpste und Konzil stritten um den Vorrang, und erst nach langen Jahren der Auseinandersetzung hatte sich der Anspruch des Papstes, vor allem durch das unermüdliche Wirken des Cusanus, den man den „Herkules des Papstes“ nannte, durchgesetzt. Mißstände, religiöser Wirrwarr blieben bestehen. Das Pfründenwesen und der Verkauf geistlicher Ämter an den Adel gegen hohe Abgaben nahm überhand und ging einher mit dem Schwinden priesterlich-seelsorglichen Eifers bei den meisten Bischöfen. Dennoch setzte allmählich wirkliche Reformarbeit in den Klöstern und in der Priesterausbildung ein. Neue Formen innerlicher Frömmigkeit, eine religiöse Unruhe griffen Platz.

Die Lage im Reich des unschlüssigen Friedrich III. war noch verworrener. Der Name „Heiliges Römisches Reich“ bekam unter seiner Herrschaft den Zusatz „Deutscher Nation“, was besagt, daß der Prozeß der Auflösung des Abendlandes in Nationalstaaten unaufhaltsam voranschritt und nur für das deutsche Kernvolk die Idee des universalen Kaisertums fortbestand. Das Festhalten an dieser übergreifenden Idee war umso wichtiger, als ja gerade in Deutschland der Drang nach Verselbständigung der Territorien besonders groß war. Eine außenpolitische Gefahr bildete das Ausdehnungsbestreben der Türken an der Südostgrenze des Reichs. Im Innern hatte man mit Mühe die böhmische Hussitenbewegung durch einen Kompromiß mit den gemäßigten Husanhängern, den Utraquisten, beruhigt, indem ihnen das Konzil zu Basel den Laienkelch zugestanden hatte. Je mehr der entschlußlose Kaiser die Zügel schleifen ließ und das Kaisertum an Macht verlor, versuchten die Territorialherren, die Ordnungsaufgaben selbst zu lösen. Jeder war auf sich selbst gestellt. Bei der Unübersichtlichkeit der Besitzverhältnisse war jeder damit beschäftigt, sein Gebiet auf Kosten der Nachbarn abzurunden und zu vereinheitlichen. Jetzt begann, vor allem am Rhein, eine Zeit unaufhörlicher Fehden, in welche auch die Kurfürsten tatkräftig verwickelt waren. Überall herrschte Verwüstung und wirtschaftlicher Niedergang. Das alte Fehderecht war noch lebendig und ermunterte die Fürsten geradezu, erlittenes und ihnen vermeintlich zugefügtes Unrecht mit Gewalt zu beseitigen. So herrschte allerorten Unsicherheit, Zank und Streit im weltlichen Bereich.

Wenn nun die Zeitverhältnisse im geistlichen wie im weltlichen Bereich getrennt betrachtet wurden, so muß man sich doch vor Augen halten, daß im 15. Jahrhundert eine Trennung von Staat und Kirche in unserem heutigen Sinne nicht existierte. Die mystische Vorstellung von „unum corpus christianum“ beherrscht noch das Denken jener Zeit, selbst wenn sich schon eine Auflösungstendenz zeigt. Geistliche und weltliche Sphäre durchdringen sich in einem lebendigen Organismus und sind zum Zusammenwirken bestimmt, analog der Wechselwirkung geistig-seelischer und körperlicher Funktionen in einem menschlichen Leib.

Nach dieser allgemeinen Darstellung der Zeitverhältnisse nun die konkrete Situation von 1463/64, bezogen auf die St. Wendeler Malerei: ein äußerst gespanntes Verhältnis zwischen Papst Pius II. und Georg von Podiebrad, dem seit 1462 gebannten König von Böhmen; bis November 1463 Krieg zwischen Adolf von Nassau, dem Kurfürsten

von Mainz, und dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz; Spannungen auch zwischen dem Pfalzgrafen und Kaiser Friedrich III., weil der Kaiser den Pfälzer nicht als Kurfürsten und Reichsvikar anerkennt.

VI. Die Anordnung der Wappen vor dem Hintergrund der mittelalterlichen Idee vom „corpus christianum“

Die Wappenfolge bietet ein hierarchisch geordnetes Abbild der geistlichen und weltlichen Amtsinhaber und deren Zuständigkeit, bezogen auf die örtliche St. Wendeler Situation zur damaligen Zeit.

Der zuständige Bischof, der Kardinal (und St. Wendeler Kommendatarpfarrer) sowie der Papst stehen als Vertreter des geistlichen Bereichs; der Rangniedrigste zuerst, der Ranghöchste zuletzt. In umgekehrter Reihenfolge erscheint dahinter das Reichsregiment, Kaiser und Kurfürstenkollegium. Papst und Kaiser befinden sich in unmittelbarer Nachbarschaft, was nach damaliger Auffassung so sein muß, da sie beide dazu berufen sind, die „unitas christiana“, die christliche Einheit, zu garantieren. Eigenartigerweise scheint die Rangfolge im Kurfürstenkollegium nicht eingehalten, da dem Trierer und dem Kölner Erzbischof die Plätze an der Seite des Kaisers zugewiesen sind, während der Mainzer Erzbischof, der die erste Stelle im Kurfürstenkollegium innehatte, und der Pfalzgraf die nächste Zweiergruppe bilden. Der König von Böhmen wird durch seinen Platz in der Mittelachse herausgestellt, wird aber rangmäßig hinter den Pfalzgrafen platziert, was nicht der in der „Goldenen Bulle“ von 1356 niedergelegten Rangfolge entspricht. Es folgen, rangmäßig richtig eingeordnet, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, dahinter vier Herren geringeren Adels, die vom Rheingrafen angeführt werden.

Bei der Zusammenstellung der Wappen fällt auf, daß im Kurfürstenkollegium die drei „Streithähne“ Adolf von Nassau, Friedrich von der Pfalz und Georg von Podiebrad zu einer Gruppe zusammengefaßt worden sind und zu den beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg auf Distanz gestellt sind. Auf den dadurch freigebliebenen Gewölbeflächen befinden sich, in unmittelbarer Nähe des Böhmenkönigs, eine Teufelsgestalt mit Keule und ein Posaune blasender Gerichtengel als Symbole der Zwiertucht und der Mahnung. Im weltlichen Bereich ist gewissermaßen „der Teufel los“.

VII. Die Deutung der Wappenfolge

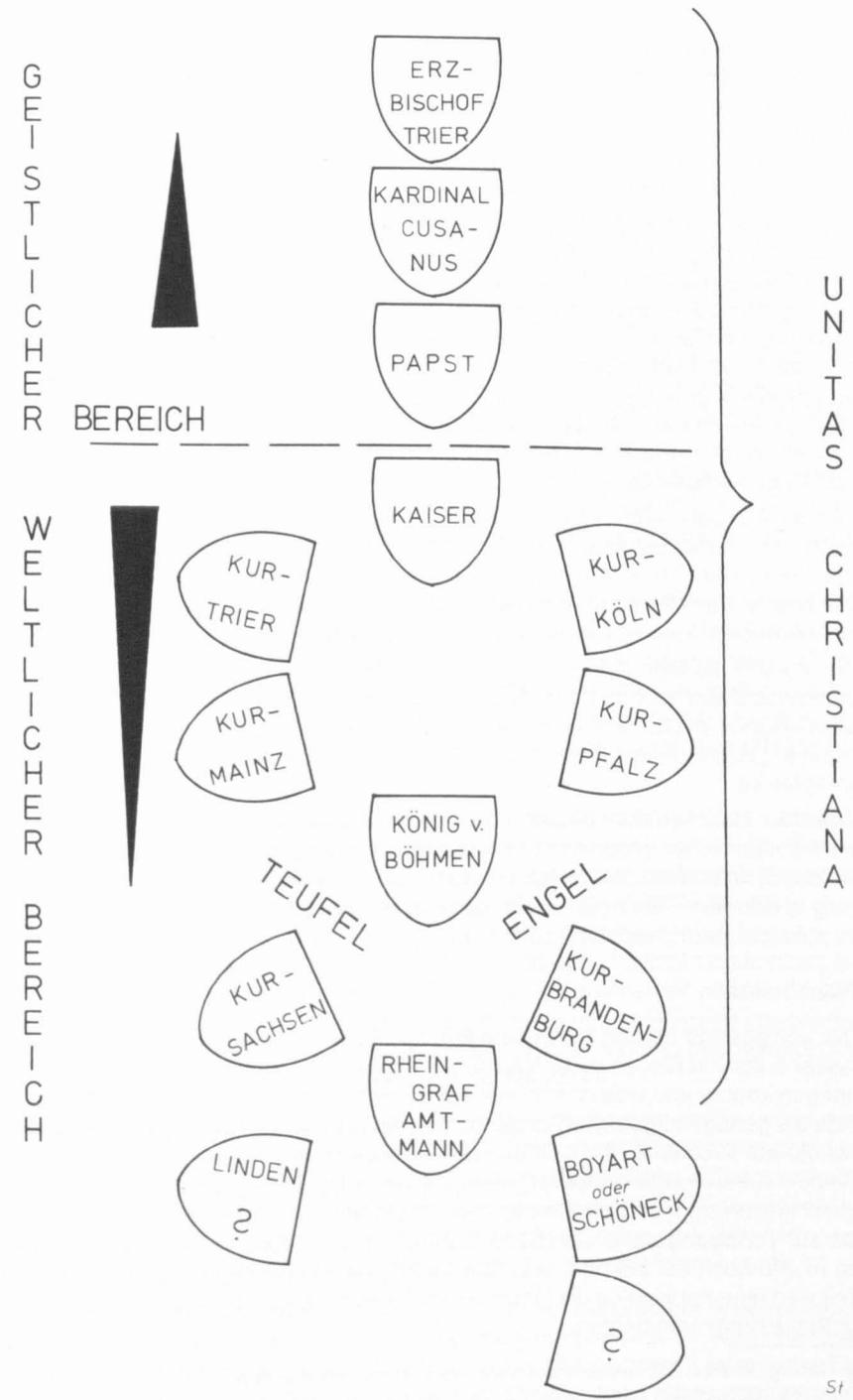
Nach den vorangegangenen Untersuchungen erscheint Hannigs These, die Wappenfolge sei eine „Wappenprozession“ und bringe die besondere Beziehung der Wapenträger zu unserem Stadtpatron St. Wendelin zum Ausdruck, nicht ganz überzeugend. Zwar bekundeten mehrere Trierer Kurfürsten wie auch Nikolaus von Kues ihre Verehrung für den Stadtheiligen durch besondere Schenkungen an die Kirche, und auch der Sohn Kaiser Friedrichs III., Kaiser Maximilian, besuchte 1512 das Grab Wendelins; aber wie verhält es sich mit dem König von Böhmen oder dem Herzog von Sachsen und dem Markgrafen von Brandenburg? Wahrscheinlich kannten sie den Heiligen nicht einmal mit Namen. Was bedeutete dem Papst die Kirche dieses Lokalheiligen schon Besonderes? Was hätte sie alle persönlich veranlassen sollen, ihr Wappen in dieser Kirche anbringen zu lassen? Es ist unwahrscheinlich, daß das Anbringen der letztgenannten Wappen auf die Initiative ihrer Träger zurückgeht.

Wenn nicht Darstellung der Heiligenverehrung, also Wallfahrtsprozession, was dann? Es kann sich auch nicht, wie wir gesehen haben, um eine Manifestation der Einheit und Eintracht von Kirche und Reich handeln. Die Eintracht existierte nicht. Wir sehen zwar das mittelalterliche Ideal des Zusammenwirkens von Staat und Kirche, der von Nikolaus von Kues geforderten „concordantia catholica“, noch einmal aufleuchten, aber die dargestellte Ordnung ist eine gestörte, im Zerfall begriffene Ordnung.

Engel und Teufel weisen eindringlich darauf hin: Die Deckenmalerei will nicht Dokumentation von Einigkeit sein, sondern Aufruf und Mahnung zur Eintracht. Hier wird an der Schwelle der Neuzeit noch einmal die alte „unitas christiana“, die christliche Einheit und Eintracht, als Idee beschworen, das Zusammenwirken von geistlicher und weltlicher Sphäre zum Heile aller („salus publica“), wie sie vor allem Nicolaus Cusanus in seiner Programmschrift zur Kirchen- und Reichsreform vertrat. Dieses bedeutendste staatsphilosophische Werk des ausgehenden Mittelalters, betitelt „De concordantia catholica“ (Von der allumfassenden Eintracht), enthält die Idee, für die der Kardinal und St. Wendeler Pfarrer immer wieder eintrat und für die er zeitlebens kämpfte. Er gebraucht das Bild vom menschlichen Körper (bei ihm „Kirche“ oder „unitas christiana“ bzw. „corpus christianum“ genannt) und unterscheidet in ihm „Seele“ (= geistliche Sphäre = „sacerdotium“) und „Leib“ (= weltliche Sphäre = „Imperium“). Beide Sphären haben ihre gemeinsame Wurzel im Geist Gottes und sind dazu bestimmt, unter Beachtung und Trennung ihrer Tätigkeitsbereiche, harmonisch zum Heil des Gesamtkörpers zusammenzuwirken. Nur durch Eintracht kann der Gesamtorganismus Bestand haben. Alle Ämter haben dienende Funktion; geistliche und weltliche Amtsträger sind gleichgesetzt. Bis zum Ende seines Lebens kämpft der Kardinal gegen das Auseinanderfallen des geistlichen und weltlichen Bereichs. Er kennt die Gefahren in beiden Sphären und stemmt sich, vor allem als Legat in Deutschland, gegen den Verfall des Klosterlebens, Aberglauben, Schwarmgeistereien, Ablaßmißbrauch und Wundersucht, intensiviert die Priesterausbildung und die Unterrichtung des Volkes in den wichtigsten Glaubenswahrheiten. Für den Staat fordert er die Aufhebung des Fehderechts, er verlangt die Verkündung eines allgemeinen Landfriedens, fordert die Bildung eines Reichstages, der alle Stände repräsentiert. Das Reich soll über eine starke Zentralgewalt verfügen unter Berücksichtigung der geschichtlich entstandenen Verschiedenheit der Territorien.

Die Reformideen dieses überragenden Geistes scheitern schließlich an den Gegensätzen, Umbrüchen und Widersprüchlichkeiten des 15. Jahrhunderts. Wie die anderen Großen seiner Zeit am Ende des Mittelalters spürt er in sich selbst sowohl den Pessimismus und das Erschrecken über seine gemachten Erfahrungen als auch den Optimismus und die gespannte, auch hoffende Erwartung des Kommenden der neuen Zeit. Die gedankliche Überwindung dieser seiner Erfahrung findet der Kardinal in seiner Philosophie vom Zusammenfall der Gegensätze in Gott.

Die St. Wendeler Wappenmalereien von 1463/64, also kurz vor oder im Todesjahr des Cusanus entstanden, stellen ein theologisches und politisches Vermächtnis des Kardinals dar. Dabei ist es unerheblich, ob Nikolaus selbst oder der Erzbischof Johann von Baden das Anbringen der Wappen veranlaßt hat. War es der damals 29jährige Kurfürst, so kann man die Malerei als besondere Ehrenbezeugung gegenüber seinem großen Zeitgenossen verstehen. Der Kardinal hat in der Kapelle des von ihm gestifteten Kueser Hospitals an den Gewölbeschlufsteinen neben den Patronatsheiligen auch die Wappen der zuständigen kirchlichen Würdenträger anbringen lassen. In St. Wendel ist die kirchliche und staatliche Ordnung dargestellt. Alle Wappenträger ste-



hen vor Gott. Darunter versammelt sich im Kirchenraum das einfache Volk. Hoch und niedrig verschmilzt zu einem vielfältigen Ganzen im Angesicht Gottes. Nehmen wir die später angebrachten Abbildungen der Blumen, Tiere, Sterne, Menschen, ja des Engels und Teufels hinzu, so weitet sich die Darstellung in kosmische Dimensionen aus. (Rankenwerk und Drollerien, nicht der Erstbemalung zugehörend, sind möglicherweise später vom Inhaber der Pfarrfründe, dem Hospital zu Kues, im Sinne der Cusanischen Philosophie ergänzt worden.)

Die „unitas christiana“, die Einheit der christlichen Welt, wird zum Gebetsanliegen eines Menschen, der, im Vorfeld der Reformation stehend, um die Brüchigkeit der alten Ordnung weiß und der begriffen hat, daß das Fortbestehen der Einheit und eine durchgreifende Erneuerung und Gesundung des Ganzen bei aller Anstrengung menschlichen Denkens und Handelns letztlich nicht von den Menschen zu erwarten ist. Haß, Streit, Hader, Eigennutz, Machtgier, Unduldsamkeit, die gesamte Palette unterschiedlich gefärbter menschlicher Unzulänglichkeiten „oben“ wie „unten“, bei Hochgestellten wie Geringsten, sind nur im Glauben und in der Gnade Gottes zu überwinden. Kirche und Reich werden dem Gebet der Gläubigen und dem Erbarmen Gottes anheimgestellt.

Für die Wappenmalereien bot sich die St. Wendeler Kirche an, deren Gewölbe erst nach 1450 fertiggestellt wurde. Die Zeit der Ausführung fällt auffallend mit den Bemühungen der Pfarrei um eine Intensivierung der Wendelinusverehrung zusammen. Die Kirche war im Begriff, ein weithin bekanntes Kultzentrum zu werden, und somit dem Anliegen dessen, was die Malerei bezweckte, recht günstig.

Wenn auch die Idee der „unitas christiana“ längst Vergangenheit ist und neue Gedanken und Mächte den Verlauf der Geschichte bestimmen, so bleibt doch der Appell des Cusanus an die Verantwortlichkeit unser aller für das öffentliche Wohl, die „salus publica“, zumal unsere Epoche eine Zeit ähnlichen gewaltigen Umbruchs und Ideenkampfes ist.

Wenn wir Hannig glauben dürfen, so existiert nur ein einziges vergleichbares Kunstwerk mit ähnlicher gedanklicher Konzeption, welches allerdings dreißig Jahre später als die St. Wendeler Malereien entstand, und zwar in der Barbarakirche zu Kuttenberg in Böhmen – ein Anlaß mehr, der Wappenmalerei in der Basilika St. Wendel die ihr zukommende Beachtung zu schenken.

Nachwort

Der vorliegende Beitrag bietet eine kurze Zusammenfassung dessen, was der Verfasser aufgrund eingehender Nachforschungen über die Wappenträger in Erfahrung bringen konnte und was im Hinblick auf die beabsichtigte Aussage des Bildprogrammes als genügend gesichert angenommen werden kann. Nicht eingegangen werden konnte auf Probleme, die sich aus den heraldischen Besonderheiten der einzelnen Wappendarstellungen selbst ergaben, da, einmal, die Untersuchungen noch nicht abgeschlossen sind, und zum andern, weil die Darlegung der Problematik den Rahmen der zur Verfügung stehenden Seitenzahl sprengen würde. Aus letztgenanntem Grunde mußte auch auf Literatur und Quellenangaben verzichtet werden. Zu gegebener Zeit wird eine Publikation die Öffentlichkeit über die Ergebnisse der abgeschlossenen Untersuchung unterrichten.

¹⁾ Hannig, Walter, Die Deckenmalereien der Wendalinus-Basilika, in: Heimatbuch des Landkreises St. Wendel XVI (1975/76), 41 – 44.

Die Dombauhütte

Von Renate Kiefer-Siebert

Die Turmuhr des Wendelsdomes schlug die elfte Stunde des Abends. Es war im Frühling. Das Fenster der Wirtsstube stand weit offen, so daß der im Raum lagernde blaue Dunst eine als angenehm zu empfindende Auflösung erfuhr. Mit dem kleinen Wind des Lenzes wehte nun aber auch der Zeitverkünder des Gotteshauses in das gastliche Zimmer und vermochte dort das Gespräch der beiden Herren zu unterbrechen, die seit etlichen Stunden an der Theke in einem an Erregung stetig zunehmenden Wechsel von Rede und Gegenrede miteinander fochten. Gerade, daß der eine noch den Satz beenden konnte: „Sie glauben doch nicht im Ernst, daß ich mein sauer verdientes Geld dieser Dombauhütte in den Rachen schleudern werde.“

Da schlug sie, die Domuhr. Elf lange, laute Schläge. Die Gesichtszüge des solchmaßen durch höhere Gewalt zum Schweigen gebrachten Redners spannten sich hart. Sein Blick gab den geöffneten Fensterflügeln die Schuld, doch wurde er sogleich von der sich auftuenden Türe abgelenkt.

Herein trat ein Mann, den an diesem Ort gesehen zu haben der Herr sich nicht entsinnen konnte. Während die Schläge der Turmuhr verhallten, schritt der Unbekannte zur Theke, ließ sich neben den beiden Herren nieder, grüßte bescheiden, aber höflich, und bestellte sich ein Glas Wasser. War es nun auf die besondere Beschaffenheit des Getränkes zurückzuführen oder auf den Umstand, daß der Mann ein Unbekannter war, oder aber auf beides zugleich, die beiden Herren schienen durch diese Begebenheit sichtlich gestört.

Das Gespräch über die Dombauhütte wollte nicht mehr so recht in Gang kommen. Obwohl vom Dome her, für eine abzusehende Weile, keine geräuschmäßige Beeinträchtigung zu erwarten war. Wohl hatte die Denkfähigkeit der beiden Herren, unter dem Einfluß des reichlich genossenen Gerstengebräus, den Punkt erreicht, an dem sie zu einer Umkehr und Neuordnung ihres Denkinhaltes nicht mehr in der Lage ist. So war denn ein beharrliches Festhalten am Thema auch ohne weiteres erkennbar, jedoch geriet die Unterhaltung auffallend ins Stocken. Bemerkenswert aber war, mehr noch als der verlangsamte Fluß der Worte, die sich steigernde Mäßigung sowohl der Lautstärke der Stimmen als auch der Aussage selbst. Die Wirkung des Alkohols indessen ist eine gegenteilige. Aber es geschah nun einmal so.

Inzwischen saß der Unbekannte da, trank still an seinem Wasser und lauschte den beiden Herren mit einem Ausdruck von Milde im Gesicht, der zu Wirtsstuben nicht unbedingt im Widerspruch, so doch auch wieder nicht in ursächlichen Zusammenhang mit ihnen steht. Die beiden Herren wurden der Merkwürdigkeit in der Miene des Mannes gewahr, als dieser, der während der ganzen Zeit keine Silbe geäußert hatte, auf einmal fragte: „Kann mir bitte jemand erklären, was das ist, eine Dombauhütte?“

„Ja, da hört sich denn doch alles auf!“ antwortete es auf den sanften Wißbegierigen nieder, „Mann, Sie müssen doch wissen, was eine Dombauhütte ist. Was heißt hier überhaupt eine Dombauhütte? Unsere Dombauhütte ist das! Kapiert? Jetzt sagen Sie bloß, Sie kennen auch unseren Dom nicht. Ja, wissen Sie denn überhaupt, weshalb

der da steht? Der hl. Wendelin, ach den kennen Sie auch nicht? Jetzt will ich Ihnen mal was sagen, Mann: Ohne unseren Hl. Wendelin gäbe es diesen Dom da draußen nicht und diese Stadt auch nicht. Wissen Sie wenigstens, wie die Stadt heißt, wo Sie drin sind, und weshalb die so heißt? . . . Wenn Sie das kapiert haben, Mann, dann kommen Sie mir bloß nicht noch einmal mit Ihrer dusseligen Frage nach unserer Dombauhütte. Sagen Sie mal, wer sind Sie überhaupt?"

Da ging er, ohne Antwort und still, wie er hereingekommen war, wieder hinaus, der Unbekannte. Und der Herr, der nun diese letzten Worte gesprochen hatte und zuvor die anderen, sah ihm nach und versank in ein Grübeln. Die Turmuhr des Wendelsdomes aber schlug die zwölfte Stunde der Nacht.



Im Kirchgäßchen.

Vom Flachs zum Leinen

Von Heinrich Schwingel

Wenn wir heute von der „guten alten Zeit“ reden, vergessen wir allzu leicht die Mühsal, die den Tageslauf der ländlichen Familien in früheren Zeiten bestimmte. Zahllose „Nullstunden“ – wenn Kriege das Land verwüstet, die Bevölkerung durch Hunger und Seuchen dezimiert und die Städte und Orte zerstört waren – stellte die Menschen jener Tage, unsere Vorfahren, immer wieder vor die Aufgabe des Neubeginns. Neben dem Wiederaufbau der Wohngebäude und der Stallungen sowie der Herstellung der landwirtschaftlichen Geräte waren die Geräte zur Flachsbearbeitung und Leinenherstellung wohl die notwendigsten. Daß man sich in der Gestaltung nicht nur an die reine Zweckform gehalten, sondern auch individuelle Formen bevorzugt hat, zeigen diese Geräte in besonderem Maße. Mit viel Liebe wurden die Spinnräder hergestellt. Sie hatten ihren Platz in der „guten Stube“ und strahlten in der abendlichen Spinnrunde eine gemütliche Wärme aus.

Die Leinenherstellung erforderte neben dem Flachsanzbau und der Ernte eine Vielzahl von Arbeitsgängen, bis aus der Flachspflanze der spinnfähige Flachs gewonnen war. Die Aufbereitung wurde im Spätherbst, wenn die Feldarbeit beendet war und in den Wintermonaten meist im Freien oder in unbeheizten Schuppen verrichtet. Spinnen war nicht von den Jahreszeiten abhängig. Es war oft die einzige Arbeit, die die Alten noch tun konnten. Die leichte Fußbewegung und das Spiel der Hände bedurfte kaum einer körperlichen Kraft. Die Alten konnten tagein tagaus spinnen. Nicht immer war ein Gesprächspartner zugegen und so konnte „der alte Spinner“ seinen Gedanken nachhängen und „sein Garn spinnen“. Wenn dann an langen Winterabenden sich Nachbarn und Verwandte in der warmen Spinnstube zusammenfanden und beim spärlichen Schein der Ölfunzel die Flachsfasern zupften, konnten „die alten Spinner“ ihr „Garn spinnen“ – ihre Erzählungen „an den Mann bringen“. Bei den meist erdachten Geschichten hat sich „der alte Spinner“ auch mal „verhaspelt“ oder den „Faden verloren“. Ihm ist „der Faden gerissen“. Abwesende werden „durch die Hechel gezogen“ – an ihnen bleibt kein gutes Haar mehr. Zu vorgerückter Stunde, wenn die Alten im Alkoven (der Alten Kauben = Nest) und die Kinder im Bettkasten verschwunden waren, begann die heiratsfähige Jugend mit ihren „Flachserien“. Verstecktes Liebeswerben ließ die Mädchen erröten. Von einem Jungbauern mit einem großen Misthaufen vor dem Haus umworben zu werden bedeutete, daß der Fleiß erkannt und die Truhe voller „Gediechs“ zur Mitgift bereitstand. War „sie“ dann auch noch schön, war der Junge „scharf wie der Vogel auf den Flachs“. „Der alte Knacker“, drehte den Stranghaspel – eine Arbeit, bei der man nicht mal zählen mußte – eine Vorrichtung löste bei fünfzig Umdrehungen einen „Knack“ oder auch eine „Klingel“ aus. Der „Knack“ (Klingel) wurde abgebunden, um ihn vom nächsten Knack zu trennen. Fünf Knack sind ein Strang. „Bei dem hat's geknackt“ (geklingelt). Eine Feststellung, wenn jemand in seiner Tätigkeit oder Ruhe gestört wurde. Meist folgte eine spontane Reaktion in Wort und Tat. Wer aufpaßt wie ein Hächelkrämer, dem kann kein Mißgeschick widerfahren. „Ein Maul wie eine Brech“ – ein hartes Urteil für Großmäuler und Rätchen!

„Die gute alte Zeit“, zu Anfang infrage gestellt, soll eine nähere Betrachtung wert sein. In der Familie, der lebensnotwendigen Produktionsgemeinschaft, hatte jeder seinen Platz. Alle Fähigkeiten waren gefordert. Fleiß und Ausdauer füllten Speicher und Schränke – Voraussetzungen zum Überleben in Notzeiten, zum Wohlstand in guten Zeiten. Sorgenkinder und Ausgediente behielten ihren warmen Platz in der Geborgenheit der Familie, der Quelle der Überlieferung für Erzählungen und Brauchtum, aus denen Schriftsteller und Künstler ihre Anregungen schöpften.

Schauen Sie mal wieder hinein in die „gemütliche Spinnstube – die gute alte Zeit“!

Die Flachspflanze (*Linum usitatissimum*, die viel gebrauchte) ist eine einjährige Staude. Die Aussaat erfolgt im April/Mai in warme feuchte Ackerkrume. Aus den Samen sprießt nach wenigen Tagen der zweikeimblättrige Keimling. Um Seitentriebe zu verhindern, wird der Samen dick eingebracht. Seitentriebe bringen kürzere Fasern, also mindere Qualität. Die Pflanze erreicht eine Höhe von etwa 1,20 m. Etwa 100 Tage nach der Aussaat beginnt der Flachs zu blühen. Die blauen, etwa 10 Pfennigstück großen Blüten schließen sich bei Sonnenuntergang. Die Ernte beginnt mit der Reife der Samen in den runden, fünfkammrigen Samenkapseln, in denen je zwei Samen enthalten sind.

Die Ernte

Der Flachs wird gerupft und in kleinen, mit der Hand umfaßbaren Bündeln mit einigen Flachsstengeln zusammengebunden. Zum Trocknen werden die Bündel gegeneinander aufgestellt. Die Holzigen Wurzeln schützen die Stengel gegen die Erdfeuchtigkeit und verhindern ein vorzeitiges Anfaulen. Für die weitere Verarbeitung bieten die Wurzeln eine gute Griffstelle.

Die Geräte zur Leinenherstellung

Die Raufe

Die gut getrockneten Bündel werden eingebracht und durch die an einem Pfosten befestigte Raufe geschlagen. Die Samenkapseln werden abgerauft.

Die Rotte

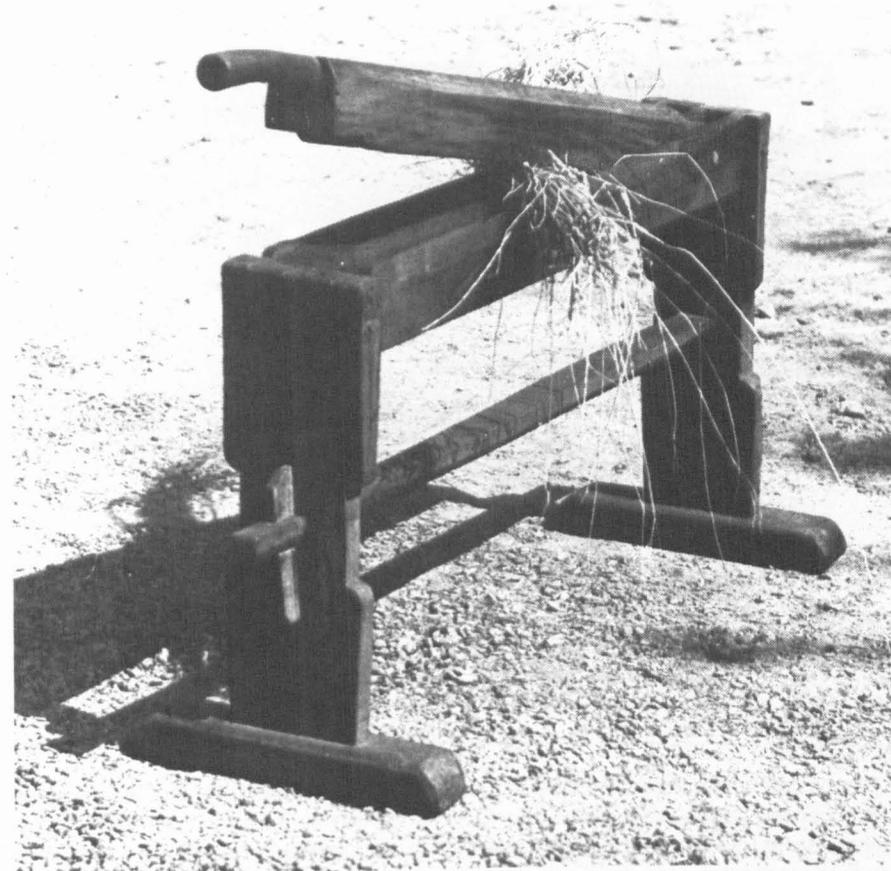
Mehrere kleine Bündel werden zu größeren Garben zusammengebunden und in flachem, ruhigem Wasser eingelegt. Nach etwa 14 Tagen werden die gut durchweichenden Garben aus dem Wasser genommen und wieder geöffnet. Die kleinen Bündel werden auf einer Wiese ausgebreitet und unter öfterem Wenden der Witterung ausgesetzt und bei Bedarf benetzt. Kleinlebewesen und Spaltpilze beginnen die Holzigen Stengelteile zu zerstören. Der Rottevorgang muß zum richtigen Zeitpunkt unterbrochen werden, um ein Anfaulen der Flachsfasern zu verhindern. Die Bündel werden wieder eingebracht und in einem luftigen Schuppen zum Trocknen aufgehängt.

Die Brechkaul

Die Bündel werden über der Brechkaul, einer etwa 1 m tiefen Erdmulde, die wegen der Brandgefahr weit vom Ort gelegen sein mußte, über Holzkohleglut auf einem Rost aus Haselgerten vollkommen getrocknet. Die Holzigen Stengelteile werden brüchig gemacht.

Die Breche

Mit dem Brechen der Flachsbündel beginnt der eigentliche Vorgang, die Holzigen Teile von den Fasern – das Gute vom Schlechten – zu trennen. Die Bündel werden in die Breche eingelegt und durch wuchtige Abwärtsbewegung des Oberteiles der Breche gleich mehrmals gebrochen. Dieser Vorgang wird wiederholt, bis die Holzigen Stengelteile weitgehend gebrochen sind. Nun sind die Flachsfasern sichtbar. Die folgenden Arbeitsgänge dienen der weiteren Trennung und dem Aufschluß der Faserbündel.



Die Breche.

Der Schwingbock

Die Bündel werden in eine Einbuchtung am Schwingbock gelegt. Mit dem Schwingel wird am Bündel herunter gefegt. Die Holzigen Teile werden herausgeschwungen.

Der Garnklotz

Noch an den Fasern haftende Stengelteile werden mit dem Garnhammer auf dem Garnklotz zerkleinert. Um die Wirkung des Schlages zu vergrößern, werden mehrere Bündel zusammengefaßt und leicht gedreht.

Die Hechel

Die Bündel werden durch die Hechel gezogen, um die restlichen Spelzen von den Fasern zu trennen. Die kurzen Fasern und das „Wirrige“ werden mit der Hechel ausgekämmt. Das Werg (Wirrige), auch Hede genannt, wird zu grobem Garn gesponnen und zur Herstellung von Sackleinen, Planen und Seilen verwendet.



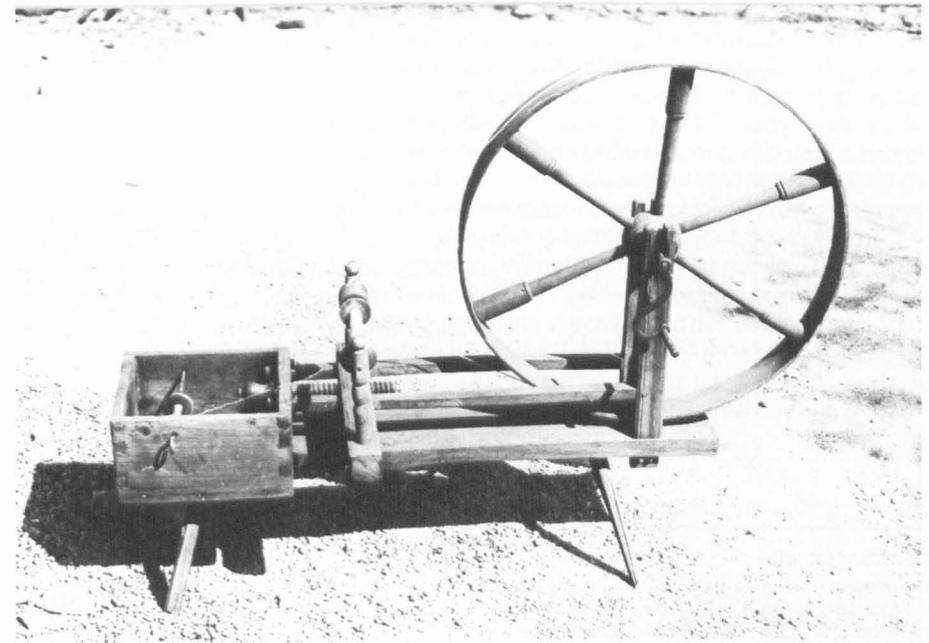
Die Hechel.

Das Spinnrad

Ein Flachszipf wird auf dem Rocken aufgesteckt und mit einem Band befestigt. Einige Fasern werden angezupft und auf dem Oberschenkel mit der angefeuchteten Handfläche gedreht. Der Anfang des Garnes wird durch die hohle Achse am Spinnwirtel eingeführt und durch eine der seitlichen Öffnungen an der Achse heraus über einen Haken zur kleinen Spule gezogen und dort befestigt. Durch eine kleine Starthilfe wird das Rad rechtsherum in Bewegung gesetzt. Der weitere Antrieb erfolgt mit dem Fuß über die beweglich gelagerte Trittplatte von der ein hölzerner Pleuel die Antriebskraft über eine Kurbel zum Rad überträgt. In zwei Rillen in der Radfelge ist die Saite doppelt eingelegt und zum Antrieb des Spinnwirtels und der Spule über die jeweiligen Rädchen gezogen. Mit der ersten Drehung beginnt bereits das Spinnen. Die Hände müssen bereit sein! Zupfen, strecken, nätzen, glätten, nachgeben und zupfen und mit dem Fuß immer auf und ab – das Rad in Schwung halten. Das fertige Garn wird auf der Spule selbstständig aufgespult. Die Haken am Spinnwirtel werden hin und her gewechselt, um ein seitliches Abrutschen des Garnes zu verhindern.

Der Spulhaspel

Wenn die kleine Spule voll Garn gesponnen ist, wird es zu Vorratshaltung auf dem Spulhaspel auf eine große Spule umgespult.



Spulhaspel.

Der Stranghaspel

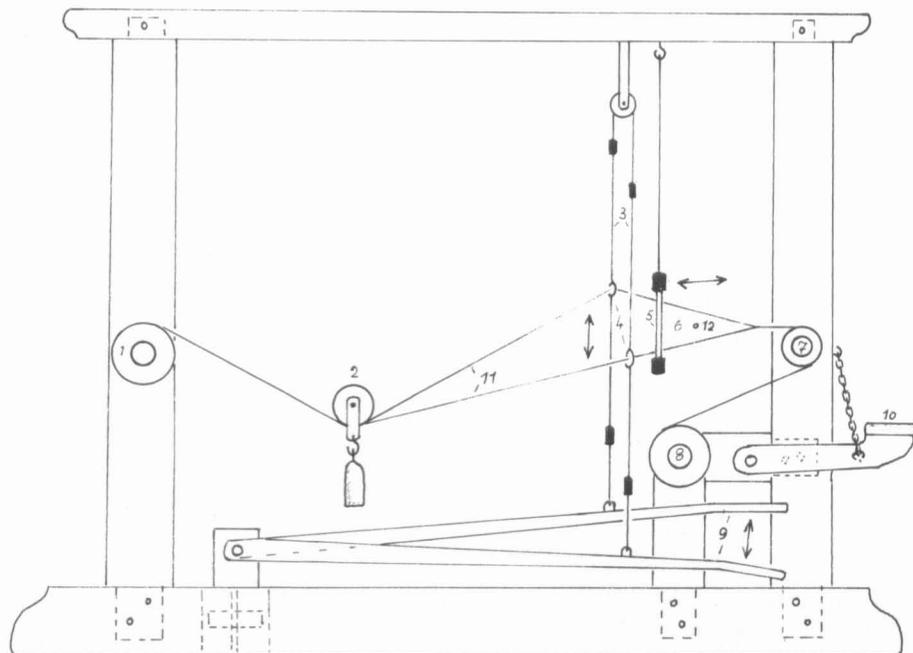
Das Garn von kleinen oder großen Spulen wird zu Strängen gehaspelt. Die Stränge werden in der Färberei rot oder blau gefärbt, so kann auf dem Webstuhl kariertes Leinen gewebt werden.

Der Strangdrilles

Das Garn von Strängen wird auf große Spulen umgespult. Der nach unten größer werdende Strangdrilles gestattet das Umspulen von Strängen verschiedenen Umfanges.

Der Webstuhl

Viele fleißige Hände haben den Vorrat an Garn geschaffen, der erforderlich ist, das erstrebte Endprodukt, das Leinen, herzustellen. In mühevoller Arbeit wird der Webstuhl eingerichtet. Zunächst werden die Kettfäden – die längslaufenden Fäden – auf dem Kettbaum (Zettelbaum) aufgezogen. Das Zetteln verlangt äußerste Sorgfalt. Wenn man sich verzettelt, kreuzen sich die Fäden und man kann nicht weben. Viele Geräte wurden im Laufe der Zeit entwickelt, um das Zetteln zu vereinfachen und zu beschleunigen. Die Bezeichnung „Zettelrahmen“ bleibt für diese Geräte bestehen.

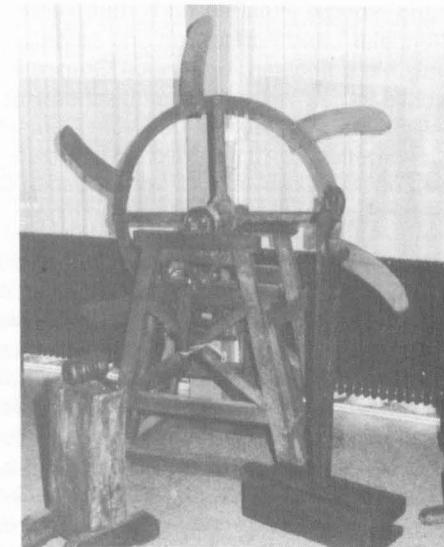


Der Webvorgang

1 Kettelbaum, 2 Spanner, 3 Schäfte, 4 Litzaugen, 5 Riet, 6 Fach, 7 Gleitbaum, 8 Warenbaum, 9 Wechsel, 10 Bank, 11 Kettfäden, 12 Der Schußfaden wird nach jedem Wechsel mit dem Weberschiffchen durch das Fach geschossen.

Zu je 20 werden die Fäden durch ein gelochtes Brett, der „Räff“, in ein Bündel zusammengefaßt und in einer Länge von etwa 30 m auf dem „Zettelrad“ aufgewickelt. Dann werden die Fäden hinter der Räff abgeschnitten und erneut am Zettelrad befestigt und aufgewickelt. Der Vorgang wird wiederholt, bis die Anzahl der Kettfäden für die gewünschte Breite des Leinens aufgezogen sind. Nun werden die Enden der Kettfäden an eine Leiste geknüpft und mit der Leiste in der Nut im Kettbaum befestigt und aufgerollt. Jetzt sind die Fäden wieder „richtig herum“, d. h. sie sind so in das Geschirr gebracht, daß die Richtung der Fäden beim Weben in der gleichen Richtung verläuft, wie sie gesponnen wurden. Das ist beim Weben sehr wichtig – „falsch herum streben“ (sträuben, die Haare stellen) sich die Faserenden im Geschirr und man bekommt kein glattes Leinen. Doch weiter zum Einfädeln in das Geschirr. Die Fäden werden umgelegt, d. h. die Enden auf dem Kettbaum werden zum Anfang im Geschirr. Die Fäden werden der Reihe nach und zwar die Ungeraden durch die Litzaugen des vorderen Schaftes, die Geraden durch die Litzaugen des hinteren Schaftes geführt und dann paarweise durch die Schlitze im Blatt (Riet) geführt und an einer Leiste befestigt. Sind alle Fäden im Geschirr, wird die Leiste vorerst in der Nut am Gleitbaum eingesetzt. Wenn etwa 1,5 m Leinen gewebt ist, wird es vom Gleitbaum abgerollt und zum Warenbaum geführt und dort befestigt. Die hier beschriebene Art des Einfädelns ist dann erforderlich, wenn ein neues Geschirr aufgelegt wird. Legt man ein gebrauchtes Geschirr auf, ist der Vorgang wesentlich einfacher. Am Geschirr bleibt ein Rest der

Leinenbahn, in der die Leiste eingewebt wird, die später im Gleitbaum bzw. im Warenbaum befestigt wird. Die Reste der Kettfäden werden zu kleinen Bündeln zusammengefaßt und verknotet. Bündel um Bündel werden in dem in der Mitte geteilten vorigen Bündel eingeschlungen. Das letzte Bündel wird an einer Leiste am Schaft befestigt. Wird der Webstuhl wieder eingerichtet, wird der leere Zettelbaum abgenommen und ein voller Zettelbaum eingesetzt. Die Bündel werden der Reihe nach geöffnet. Die alten Fäden werden mit den neuen verknüpft und durch das Geschirr geführt (geleitet, Leitfaden). Die neuen Fäden werden am Leinenrest angenäht. Bevor man weben kann, muß der Wechsel eingerichtet werden. Die Schäfte werden nach unten am jeweiligen Wechsel befestigt. Nach oben wird das vordere Schaft mit dem hinteren Schaft über Rollen mit einem Seil straff verbunden. Quer über die Kettfäden wird die Spannrolle gelegt. Nachdem die Raste am Kettbaum eingelegt ist, wird an der Spannrolle das Zugscheit eingehängt und mit einem Gewicht gespannt. Endlich sind alle Vorbereitungen getroffen, das Spulchen im Weberschiffchen ist gefüllt. Der Leinenweber nimmt seinen Platz auf der Bank ein. Eine letzte Kontrolle, ob man sich nicht verzettelt hat, wird durch einige Bewegungen der Wechsel und des Blattes vorgenommen. Der Fadenanfang im Schiffchen wird seitlich an der Webkante befestigt und mit der Hand wird das Schiffchen mit dem Schußfaden durch das Fach geschossen und mit der anderen Hand aufgefangen. Nun geht es stundenlang im Webertakt: Schuß – Anschlag – Wechsel – Schuß – Anschlag – Wechsel –



Die Brachmaschine.

Die Brachmaschine

Zu den über lange Zeit gebräuchlichen Geräten kam zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Brachmaschine. Es darf angenommen werden, daß sie in der Zeit Napoleons, angeregt durch eine Prämie von einer Million Franken für Erfindungen zur Mechanisierung der Leinenherstellung, entwickelt wurde. Raufen, brechen und schwingen in einem Arbeitsgang versprach den Bauern eine Erleichterung der mühevollen Flachsbearbeitung. Der Flachs bedarf jedoch der liebevollen Hand, denn „Worres“ gab es ohnehin schon genug.

Alte Grenzsteine bei St. Wendel

Von Manfred Ohlmann

Wer bei seinen Wanderungen Wald und Feld um den Wendalinushof bei St. Wendel durchstreift, wird dort zahlreiche markante Grenzsteine aus alter Zeit vorfinden. Manche von ihnen stehen offen am Wegesrand, andere sind versteckt in Wäldern und Gebüsch. Sie sind Zeugen der bewegten territorialen Geschichte unserer Heimat, die in den verschiedenen geschichtlichen Epochen bis in die jüngste Vergangenheit hinein immer wieder von Grenzen durchschnitten wurde.

Bevor sich als Folge der französischen Revolution die historische Landkarte gegen Ende des 18. Jahrhunderts radikal veränderte, trafen sich südöstlich der Kernstadt St. Wendel die Grenzen von 3 Territorien. Es war im Norden das zum Kurfürstentum Trier gehörende Amt St. Wendel. Im Süden schlossen sich die zum nassau-saarbrückischen Oberamt Ottweiler gehörenden Dörfer Oberlinxweiler und Werschweiler an. Im Osten lag mit den Ostertalgemeinden das Gebiet des Herzogtums Pfalz-Zweibrücken. Als die alten Herrschaften im Sturm der französischen Revolution untergegangen waren und nach den Befreiungskriegen eine neue staatliche Ordnung entstand, konnte Preußen nach dem kurzen coburgischen Zwischenspiel auch im St. Wendeler Land Fuß fassen und seine „Grenzpfähle“ gegen die bayerische Rheinpfalz hin aufrichten. Eine neue Grenze entstand in diesem Raum, als nach dem 1. Weltkrieg aus Teilen der preußischen Rheinprovinz und der bayerischen Rheinpfalz das Saargebiet gebildet und vom Deutschen Reich abgetrennt wurde. Der Verlauf der vorgenannten 3 historischen Grenzen läßt sich auch heute noch in der Landschaft anhand der teilweise noch vorhandenen Grenzsteine feststellen, die zur Markierung dieser Grenzen aufgestellt worden sind.

Einer der interessantesten und ältesten Grenzpunkte, der von jeder der 3 vorerwähnten historischen Grenzen berührt wurde, befindet sich südlich des Wendalinushofes mitten in einer Viehweide. Es ist die Stelle, an der die ehemaligen Grenzen des Kurfürstentums Trier, der Grafschaft Nassau-Saarbrücken und des Herzogtums Pfalz-Zweibrücken zusammentrafen. (Der Grenzverlauf und der ungefähre Standort der noch vorhandenen Grenzsteine ist aus der auf Seite 138 abgedruckten Übersichtskarte ersichtlich, die mit freundlicher Unterstützung des Landesvermessungsamtes des Saarlandes hergestellt worden ist.) Da an dieser Stelle die Grenzen von 3 landesherrlichen Territorien und gleichzeitig 3 Banngrenzen (St. Wendel, Werschweiler und Niederkirchen) zusammentrafen, wurde dort ein sogenannter Dreibannstein aufgestellt. Er ist aus Sandstein gehauen und hat 3 Seiten. Ohne den verbreiterten Sockel ist er etwa 45 cm hoch. Nach dem Grenzprotokoll, das anlässlich der Erneuerung und Berichtigung der Grenze zwischen Kurtrier und Nassau-Saarbrücken im Jahre 1731 gefertigt wurde (Landesarchiv Saarbrücken, Bestand 22, Nr. 2331) trug der Stein schon damals folgende Beschriftung: Auf der Seite nach St. Wendel zu war das Wort S.WENDEL eingehauen, was auch jetzt noch fast vollständig erhalten und erkennbar ist. Darunter befindet sich die Jahreszahl 1710. Der Stein ist also im Jahre 1710 gesetzt worden, als die kurtrierischen Landesgrenzen mit Hoheitssteinen vermarktet wurden (Max Müller, Die Geschichte der Stadt St. Wendel, Seite 515). Nach Werschweiler



Dreibannstein aus dem Jahre 1710 an den ehemaligen Grenzen zwischen Kurtrier, Nassau-Saarbrücken und Pfalz-Zweibrücken südlich des Wendalinushofes.

(Nassau-Saarbrücken) zu wurde das Wort NASSAU eingehauen, was ebenfalls noch erhalten ist. Darunter ist eine zweifach gestrichene, rechtsgewendete Wolfsangel eingraviert, die erst zu einem späteren Zeitpunkt angebracht worden sein muß. Diese Art Wolfsangel findet sich auch auf allen weiteren Steinen an der Grenze zwischen St. Wendel und dem Oberamt Ottweiler als Grenzzeichen bzw. Grenzzeichen von Nassau-Saarbrücken. Auf der Seite nach Niederkirchen (Pfalz-Zweibrücken) trug der Stein das Wort PFALTZ, was jedoch nicht mehr sichtbar ist, weil der Stein an dieser Stelle stark beschädigt ist. Später wurden auf dieser Seite der Buchstabe Z und die Zahl 218 angebracht. In dem Grenzprotokoll aus dem Jahre 1758 (Landeshauptarchiv Koblenz (abgekürzt LHA Ko), Bestand 1 c, Nr. 7459) ist diese spätere Beschriftung zwar schon erwähnt, aber nicht erläutert. Auf der Seite nach Niederkirchen zu befindet sich außerdem noch die Nr. 892. Diese Nummer wurde erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts angebracht, als die preußisch-bayerische Grenze vermarktet wurde. Man hat damals den aus dem Jahre 1710 stammenden, in der neu festgelegten preußisch-bayerischen Grenze stehenden Stein nicht durch einen neuen Stein ersetzt, sondern hat ihn entsprechend der Numerierung der an der preußisch-bayerischen Grenze neu gesetzten Steine mit der fortlaufenden Nummer 892 versehen. An der nach Westen liegenden Kante des Steins wurde im Jahre 1731 die Nr. 1 eingehauen, deren untere Hälfte noch sichtbar ist. Der Stein aus dem Jahre 1710 wurde so zum ersten Stein an der Grenze zwischen dem zum kurtrierischen Amt St. Wendel gehörenden Hochgericht St. Wendel und dem Nassau-saarbrückischen Oberamt Ottweiler, und dieser Stein war daher auch der Ausgangspunkt der Grenzbegehungen in den Jahren 1731 und 1758. In dem Grenzprotokoll aus dem Jahre 1731 heißt es hierzu: „Der Anfang ist genommen worden oben auf der sogenannten Wüsten Höhe, allwo ein dreybänniger . . . Stein steht.“

Unmittelbar neben dem Dreibannstein liegt ein rechteckig gehauener Sandstein, der mit der Jahreszahl 1600 und dem Wort IAGEN beschriftet ist. Nach dem Grenzprotokoll von 1731 war dieser Stein, der damals nahe bei dem Dreibannstein aufgerichtet stand, nicht zur Kennzeichnung der kurtrierisch-nassauischen Grenze bestimmt, sondern er sollte anzeigen, „daß allda das Pfälzische Jagen sich endet“.

Der Dreibannstein aus dem Jahre 1710, der in der durch Art. 48 des Versailler Vertrages (Reichsgesetzblatt 1919, S. 769) festgelegten Grenze zwischen dem Deutschen Reich (Gemarkung Niederkirchen) und dem Saargebiet (Gemarkungen St. Wendel und Werschweiler) stand, hat auch die Vermarkung dieser Grenze überdauert. Wie sich aus den Protokollen über die Abgrenzung des Saargebietes vom 21. Dezember 1921 (Amtsblatt der Regierungskommission des Saargebietes 1928, S. 188) ergibt, hat man auch damals die besondere historische Bedeutung dieses Steines erkannt und ihn deshalb mit seinen ursprünglichen Grenzzeichen und Inschriften vollständig erhalten. Der durch den Dreibannstein markierte Grenzpunkt wurde zusätzlich dadurch gesichert, daß man beiderseits des Dreibannsteines und jeweils in 1 m Abstand von ihm genau in der Grenzlinie neue Steine des bei der Vermarkung der Saargebietsgrenze verwandten Musters aufstellte (Abbildung 1). Die gedachten Verlängerungen der auf dem Kopf der beiden neuen Steine eingemeißelten Weisungen treffen sich am Standort des Dreibannsteines. Da die beiden neuen Steine denselben Grenzpunkt markieren sollen, tragen sie beide die gleiche Nummer 10 B.

Geht man entlang der Gemarkungsgrenze zwischen St. Wendel und Werschweiler etwa 80 m in südwestlicher Richtung, so trifft man auf den Stein Nr. 2 der kurtrierisch-nassau-saarbrückischen Grenze. Er steht am Waldrand hinter der Einzäunung einer Viehweide. Von den an dieser Grenze noch vorhandenen Steinen ist er der mächtigste. Der Stein ist ohne Sockel 1 m hoch und hat eine Kantenlänge von 44 cm. Auf der Seite nach St. Wendel ist ein Kreuz im Wappenschild eingemeißelt, das Wappen der Erzbischöfe von Trier. Auf der gegenüberliegenden Seite ist als Grenzzeichen von Nassau-Saarbrücken die zweifach gestrichene Wolfsangel ohne Wappenschild eingehauen. Der Stein wurde im Jahre 1758 aufgestellt und trägt diese Jahreszahl. Wie aus dem Protokoll über die Begehung der Grenze aus dem Jahre 1758 (LHA Ko Best. 1 c, Nr. 7459) hervorgeht, wurde in diesem Jahr die Grenze zwischen dem kurtrierischen Amt St. Wendel und der damaligen nassau-saarbrückischen Grafschaft Ottweiler von Kommissionen beider Herrschaften begangen mit dem Ziel, Unstimmigkeiten beizulegen und fehlende Grenzsteine zu erneuern.

Der Grenzstein Nr. 3 steht etwa 70 m von Grenzstein Nr. 2 entfernt im Wald. Er wurde im Jahre 1731 aufgestellt. Auch in diesem Jahre wurde auf Beschluß der Regierungen von Kurtrier und Nassau-Saarbrücken die Grenze in diesem Bereich berichtigt und zum Teil mit neuen Steinen gekennzeichnet. Die hoheitlichen Grenzzeichen sind bei Stein Nr. 3 anders als bei den aus dem Jahre 1758 stammenden Grenzsteinen tiefer und breiter und somit plastischer eingehauen. Im Gegensatz zu Stein Nr. 2 ist hier auch die Wolfsangel in einen Wappenschild gesetzt.

Der im Jahre 1758 gesetzte Stein Nr. 4 befindet sich nicht mehr an seinem ursprünglichen Standort. Er ist nur wenige Meter von Stein Nr. 3 entfernt tief in den Boden eingelassen. Es ist anzunehmen, daß er an seinem neuen Standort dazu bestimmt war, der Kennzeichnung einer quer zur kurtrierischen Grenze verlaufenden Eigentums-grenze zu dienen.

Der Grenzstein Nr. 5 liegt abgebrochen am Boden. Er trägt die Jahreszahl 1731. Die Grenzwapen sind in gleicher Weise ausgeführt wie auf dem ebenfalls im Jahre 1731 gefertigten Stein Nr. 3. Die Grenzsteine Nr. 6 bis 12 sind nicht mehr vorhanden. Der Grenzstein Nr. 13 steht gut sichtbar an dem Weg, der an der zu Werschweiler gehörenden Gewanne Auf der Hoheit vorbeiführt. Dahinter ragen die Trümmer eines ge-

Grenzstein Nr. 2 aus dem Jahre 1758 an der ehemaligen kurtrierisch-nassau-saarbrückischen Grenze zwischen St. Wendel und Werschweiler.



sprengten Westwallbunkers aus der Erde. Die Ausführung der Grenzzeichen auf dem im Jahre 1758 gefertigten Stein ist vergleichbar mit den Zeichen auf Stein Nr. 2. Wenige Meter von Stein Nr. 13 entfernt liegt abseits von seinem ursprünglichen Standort ein Grenzstein aus dem Jahre 1731. Auf der nach oben liegenden Seite ist das Wapen der Erzbischöfe von Trier sichtbar. Es ist der Stein Nr. 15 oder 16. Weitere Grenzsteine der kurtrierisch-nassauischen Grenze wurden zwischen St. Wendel und Werschweiler nicht vorgefunden.

Auch an der Grenze zwischen St. Wendel und Oberlinxweiler sind nur noch wenige Steine vorhanden. In der Nähe des Hospitalhofes findet man die Steine Nr. 24, 27 und 28. Nr. 24 und 28 sind aus der Erde gerissen. Am Hirschberg steht Grenzstein Nr. 31. Auf dem Berzberg stehen noch die Steine Nr. 46, 49 und 50. Die Steine Nr. 46 und 50 tragen die Jahreszahl 1758; auch die Grenzzeichen sind auf beiden Steinen noch gut sichtbar. Auf Stein Nr. 49 ist eine Beschriftung kaum noch zu erkennen; der nur wenig aus dem Boden herausragende Stein trug laut Grenzprotokoll aus dem Jahre 1758 die Jahreszahl 1585. Der nächste noch vorhandene Grenzstein trägt die Nr. 71. Er steht am Rande des Industriegebietes an den Kasernen in Verlängerung der Dortmunder Straße. Die Jahreszahl ist durch eine starke Beschädigung zerstört. Der Stein ist seitenverkehrt in die Erde eingesetzt worden. Er war wahrscheinlich bei Erdbewegungen aus dem Boden gerissen worden, und diejenigen, die ihn wieder eingesetzt haben, wußten offenbar mit den Grenzwapen wenig anzufangen. So blickt heute das Wappen der Erzbischöfe von Trier auf ehemals nassauisches Gebiet. Von Grenzstein Nr. 72 ragt nur noch ein kurzer Stumpf aus dem Boden. Grenzstein Nr. 73 ist im Jahre 1585 gesetzt worden. Er steht in der zu Oberlinxweiler gehörenden Reitzenbacher Rothheck. Obwohl der aus Sandstein gehauene Stein nunmehr fast 400 Jahre alt ist, sind die eingemeißelten Grenzwapen, Jahreszahl und Nummer



Grenzstein Nr. 73 aus dem Jahre 1585 an der ehemaligen kurtrierisch-nassau-saarbrückischen Grenze zwischen St. Wendel und Oberlinxweiler.

noch ausgezeichnet erhalten. Etwa an der Stelle, an der der nicht mehr vorhandene Stein Nr. 74 stand, wurde im Jahre 1850 ein Grenzstein mit der Nr. 170 zur Kennzeichnung der Gemarkungsgrenze zwischen Oberlinxweiler und St. Wendel aufgestellt. Obwohl zu diesem Zeitpunkt das Kurfürstentum Trier und die Grafschaft Nassau-Saarbrücken schon längst untergegangen waren, wurde dieser Grenzstein dennoch mit den Grenzwapen dieser beiden ehemaligen Herrschaften beschriftet. Die Grenzsteine Nr. 75 bis 84 konnten nicht mehr gefunden werden. Der Grenzstein Nr. 84 war nach dem Grenzprotokoll aus dem Jahre 1758 und nach dem im Jahre 1759 gefertigten Plan über den Grenzverlauf (LHA Ko Best. 702, Nr. 4617) der letzte in der Reihe der zur Kennzeichnung der kurtrierisch-nassauischen Grenze aufgestellten Steine. Er stand im Wurzelbachgebiet gleichzeitig an der gemeinsamen Grenze St. Wendels mit Winterbach, das damals noch zu Lothringen gehörte und später im Tauschwege an Pfalz-Zweibrücken fiel. Weiter nach Westen folgen die an der Grenze zwischen Nassau-Saarbrücken und Lothringen – später Pfalz-Zweibrücken – aufgestellten Grenzsteine. Auf sie soll hier nicht näher eingegangen werden, da sie bereits von Adolf Klein in der Festschrift zur Verleihung des Wappens der Gemeinde Remmesweiler im Jahre 1970 dargestellt worden sind. Zu diesen Grenzsteinen gehört auch der bekannte Vierbannstein, den Nikolaus Obertreis (Stadt und Land des hl. Wendalin, 1927, Seite 303) und Hans Klaus Schmitt (Heimatbuch des Kreises St. Wendel, 1949, Seite 45) beschrieben haben.

Kehren wir nun vom Ende der Grenze zwischen dem kurtrierischen Amt St. Wendel und Nassau-Saarbrücken wieder zu ihrem Anfang, zum Dreibannstein südlich des Wendalinushofes zurück. Wie bei der Beschreibung des Dreibannsteines bereits erwähnt wurde, war dieser auch Grenzstein der späteren preußisch-bayerischen Grenze. In diesem Bereich trennte diese Grenze die zur preußischen Rheinprovinz gehörenden Orte Leitersweiler, Urweiler, St. Wendel und Werschweiler und die zur bayerischen Rheinpfalz gehörenden Orte Hoof, Niederkirchen und Saal (siehe Übersichtskarte). Zwischen Leitersweiler und Hoof sind noch die meisten der zur Kennzeichnung dieser Grenze gesetzten Steine vorhanden; an dem überprüften Teil der Grenze, der zwischen dem von Leitersweiler nach Niederkirchen führenden Weg und der Gemarkungsgrenze Urweiler liegt, fehlen von den ursprünglich dort aufgestellten 17 Grenzsteinen (Nr. 863 bis 879) nur 4 Steine (Nr. 863, 869, 870 und 879). Alle noch vorhandenen Steine sind aus Sandstein hergestellt. Sie sind nach der preußischen Seite mit den Buchstaben KP beschriftet, die für Königreich Preußen stehen. Auf der bayerischen Seite tragen sie die für Königreich Bayern stehenden Buchstaben KB. Auf dieser Seite ist an mehreren Steinen außerdem der Buchstabe H eingehauen, was darauf hinweist, daß hier die Bannngrenze von Hoof verläuft. Nur die Steine Nr. 865 und 877, die außerdem auch sorgfältiger beschriftet und größer sind als die übrigen, sind mit einer Jahreszahl versehen; es ist die Jahreszahl 1845. Die Steine ohne Angabe einer Jahreszahl sind schon vor 1845 gesetzt worden. Dies ergibt sich aus folgendem: Die Steine Nr. 866 bis 868, 871 bis 876 und 878 tragen zusätzlich eine Numerierung, die von Nr. 26 bis Nr. 38 reicht. Grenzsteine mit den gleichen Nummern sind in einer topographischen Karte eingetragen, die von Offizieren des bayerischen Generalstabes in den Jahren 1836 und 1837 aufgenommen worden ist. Die Steine waren somit also schon zum Zeitpunkt dieser Kartenaufnahme vorhanden; sie sind wahrscheinlich unmittelbar nach der im Jahre 1834 erfolgten Inbesitznahme des bis zu diesem Zeitpunkt zu Sachsen-Coburg-Gotha gehörenden Fürstentums Lichtenberg durch Preussen gesetzt worden.



Grenzstein Nr. 878 (um 1836) an der ehemaligen preußisch-bayerischen Grenze zwischen Hoof und Leitersweiler.

Der weitere Verlauf der preußisch-bayerischen Grenze in südlicher Richtung fällt zusammen mit dem Verlauf der späteren Grenze zwischen dem Saargebiet und dem Deutschen Reich. Entlang der gemeinsamen Bannngrenze von Hoof und Urweiler standen die Steine Nr. 880 bis 883 der preußisch-bayerischen Grenze. Bei der Vermarkung der Saargebietsgrenze im Jahre 1920 wurden diese 4 Steine einschließlich ihrer alten Beschriftung beibehalten und zusätzlich mit den Nummern 01 bis 04 versehen (Protokolle über die Abgrenzung des Saargebietes vom 21. Dezember 1921 a.a.O.). Der letzte dieser 4 Steine mit der Nr. 882 = 03, der gut sichtbar am Rande eines Ackers neben dem zum Bosenberg hinaufführenden Weg stand, ist im März dieses Jahres leider entfernt worden. Der Grenzstein Nr. 880 = 01 ist durch einen aus Granit gehauenen Stein ersetzt worden, auf den man allerdings die alte Beschriftung nicht übertragen hat.

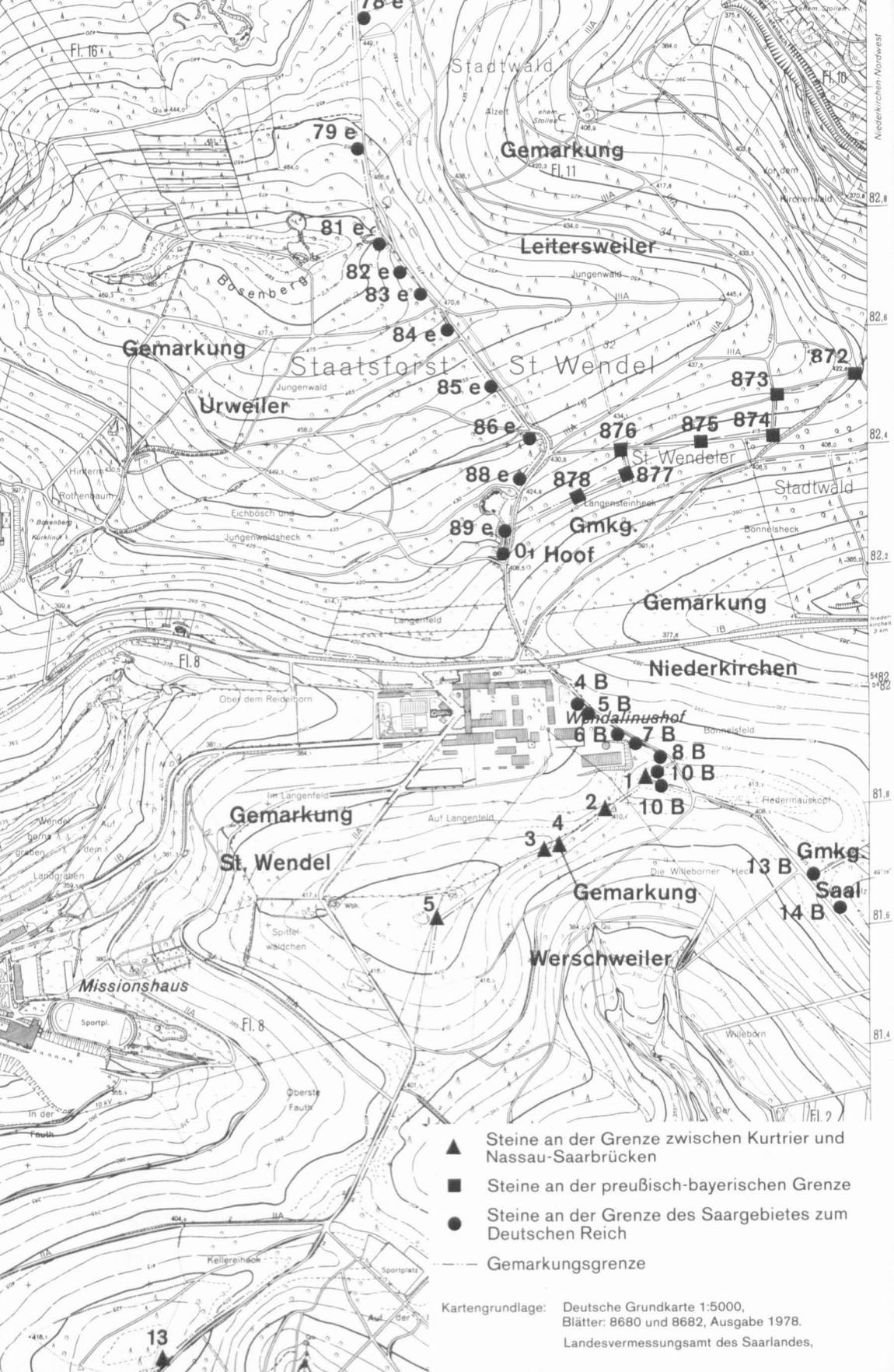
Weiter nach Süden zu entlang der Grenze der Gemarkungen St. Wendel und Wersweiler wurden die Grenzsteine der ehemals preußisch-bayerischen Grenze bei der

Grenzstein Nr. 88 e aus dem Jahre 1920 an der ehemaligen Grenze des Saargebiets zum Deutschen Reich zwischen Leitersweiler und Urweiler.



Vermarkung der Saargebietsgrenze nicht in ihrem ursprünglichen Zustand beibehalten. Sie wurden vielmehr neu zubehauen und mit der für die Saargebietsgrenze festgelegten Beschriftung versehen. Auf der dem Reichsgebiet zugewandten Seite tragen sie den Länderbuchstaben D und auf der saarländischen Seite den Buchstaben S. Außerdem ist die Nummer des Steines eingehauen und rechts neben der Nummer der Buchstabe B, der den Grenzabschnitt bezeichnet. Der Grenzabschnitt B der deutsch-saarländischen Grenze begann am Schnittpunkt dieser Grenze mit der preußisch-bayerischen Grenze und reichte im Süden bis zur französischen Grenze bei Hornbach. Bis zum Dreibannstein südlich des Wendalinushofes sind noch die Steine Nr. 4 bis 8 und die 2 Steine mit der Nr. 10 beim Dreibannstein vorhanden.

Nördlich des Abschnitts B schließt sich der Abschnitt E der deutsch-saarländischen Grenze an, die in insgesamt 4 Abschnitte eingeteilt war. Der Abschnitt E begann an der birkenfeldischen Grenze bei Hirstein. Da in diesem Abschnitt keine alten Grenz-



steine vorhanden waren, wurden nach einem einheitlichen Muster neu hergestellte Steine aufgestellt. Die Grenzsteine sind etwa 50 bis 60 cm hoch und 30 cm breit. Sie sind aus Sandstein gehauen. Außer den Länderbuchstaben tragen sie rechts neben der Nummer in kleiner Schrift den Buchstaben e zur Bezeichnung des Grenzabschnitts. Anhand des von der obersten Vermessungsverwaltung beim Minister der Finanzen dankenswerterweise zur Verfügung gestellten Kartenmaterials konnten entlang der Gemarkungsgrenze Urweiler von den dort aufgestellten 39 Steinen mit den Nummern 52 bis 90 noch 20 aufgefunden werden, und zwar die Steine Nr. 59, 61, 62, 65, 66, 69, 72, 75 bis 79, 81 bis 86, 88 und 89. Der nicht mehr vorhandene Grenzstein Nr. 90, der im Jahre 1954 noch dort stand, wo das Saargebiet (Urweiler), Preußen (Leitersweiler) und Bayern (Hoof) zusammentrafen, war ein dreiseitig gehauener Dreibannstein. Er trug auf jeder der 3 Seiten das Datum 28. 6. 1919. Es ist das Datum der Unterzeichnung des Versailler Vertrages.

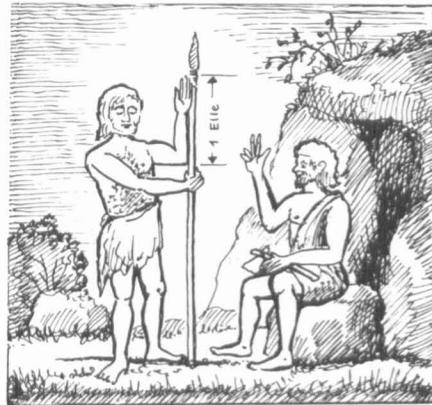
Mit der Rückgliederung des Saargebietes in das Deutsche Reich im Jahre 1935 hatte die Saargebietsgrenze noch nicht ihre Bedeutung verloren. Die preußischen und bayerischen Landesteile, aus denen das Saargebiet gebildet worden war, fielen nämlich bei der Rückgliederung nicht mehr an diese Länder zurück; das Saargebiet blieb vielmehr als eigenständige Verwaltungseinheit bestehen und wurde unter der Bezeichnung Saarland und mit einem Reichskommissar als Verwaltungsspitze in die Verwaltung des Reiches eingefügt (§ 1 des Gesetzes über die vorläufige Verwaltung des Saarlandes vom 30. Januar 1935 – Reichsgesetzblatt S. 66). Dies änderte sich erst, als das Reich während der ersten Kriegsjahre in Gaue eingeteilt wurde.

Wie sich aus vorstehenden Ausführungen ergibt, sind von den historisch bedeutsamen Grenzsteinen, die einst in unserer engeren Heimat aufgestellt worden sind, viele bereits zerstört, beschädigt oder zugeschüttet worden. In den meisten Fällen geschah dies anlässlich von Erschließungs- und Straßenbaumaßnahmen. Auch dem schwerer gewordenen Ackergerät konnten die Steine oft nicht standhalten. Es wäre daher zu wünschen, wenn diese Abhandlung auch dazu beitragen könnte, daß alle, die diesen steinernen Zeugen unserer Geschichte begegnen, ihre historische und kulturelle Bedeutung erkennen und mithelfen, sie zu erhalten.

Alte Maße und Gewichte

Von Walter Engel

Das Messen und das Wägen von Gegenständen begann mit der Zivilisation. Unsere Vorfahren mußten sich damit befassen, als sie sesshaft wurden, Gebrauchsgegenstände herstellten, Häuser bauten und Handel trieben. Längen- und Hohlmaße wurden zunächst von Körperteilen abgeleitet, da man diese „Naturmaße“ stets bei sich hatte.



Anfangs der Zivilisation benutzte man beim Messen Körperteile als Naturmaße.

Ebenfalls aus Naturmaßen waren die Gewichte abgeleitet. Wie aus alten Aufzeichnungen bekannt ist, legte man um die Jahrtausendwende fest, daß 640 getrocknete Weizenkörner eine Unze darstellen und 12 Unzen ein Pfund ergeben.

Da die als Naturmaße herangezogenen Hände, Arme und Füße der einzelnen Menschen verschiedene Größen hatten, hat es wahrscheinlich damals beim Tausch von Waren viel Streit gegeben. Aus diesem Grund waren die Maße oft nach den Körperteilen des Landesherrn oder Fürsten festgelegt. Dessen Hände, Finger, Arme oder Füße galten dann als verbindliche Norm für den jeweiligen Herrschaftsbereich. So ist beispielsweise bekannt, daß im 11. Jahrhundert König Heinrich I. in England bestimmte, daß 1 Yard die Länge haben soll, die bei ausgestrecktem Arm und Daumen, von der Nasenspitze des Königs bis zum Ende des Daumens reichte.

Durch derartige Verfügungen der einzelnen Herrscher ergaben sich für gleiche Begriffe unterschiedliche Maßeinheiten, und eine Elle oder ein Fuß waren je nach Landesteil oder Stadt unterschiedlich groß. In der dargestellten Abb. ist eine Tabelle aus dem 17. Jahrhundert ersichtlich. Danach waren beispielsweise 116 Berliner-Ellen in Aachen nur 100 Ellen. Im Laufe der Zeit wurden nicht bei jedem Herrschaftswechsel

neue Maße und Gewichte eingeführt, sondern aus praktischen Gründen wurde meist das Vorhandene übernommen. Daraus haben sich dann die eigenen Maße und Gewichte der jeweiligen Landesteile und der Städte ergeben.

Tabelle aus einem Buch des 17. Jahrhundert. Ellenmaße waren je nach Stadt oder Land verschieden groß.

Ellenmaß.	
Berliner Ellen geben in	Berliner Ellen geben in
116 - Aachen 100	100 - Cassel 118 $\frac{1}{4}$
100 - Altona 116 $\frac{3}{4}$	104 - Eßln 100 groß.
103 - Amsterd. 100	100 - " 116 $\frac{1}{8}$ fl.
100 - Anspach 108 $\frac{3}{4}$	100 - Danzig 116 $\frac{1}{4}$
100 - Augsp. { 109 $\frac{7}{8}$ fl.	103 - Embden 100 Drab.
{ 112 $\frac{1}{16}$ fl.	100 - Erfurt 121 $\frac{1}{4}$ gr.
100 - Baugen 115 $\frac{3}{4}$	{ 169 $\frac{1}{4}$ fl.
119 - Bayern 100	100 - Frlf. a. R. 123 $\frac{1}{4}$
100 - Bayreuth 111 $\frac{1}{8}$	100 - Gelnhausen 100 $\frac{1}{2}$
100 - Bern 123 $\frac{1}{8}$	100 - Genua 265 $\frac{1}{4}$ mi
100 - Bielefeld 113 $\frac{1}{4}$	100 - Göt. u.
103 - Brabant 100	{ Lauban 118 $\frac{1}{4}$
100 - Braunsch. 116 $\frac{7}{8}$	100 - Hambur. 116 $\frac{3}{4}$
100 - Bremen 115 $\frac{5}{8}$	100 - Hannover 114 $\frac{1}{2}$
100 - Breßl. { 121 $\frac{3}{8}$	100 - Königsb. 110 $\frac{1}{8}$
{ 115 $\frac{1}{8}$	100 - Leipzig 118
{ 115 $\frac{3}{8}$	176 - Lpen 100
{ 115 $\frac{1}{2}$	
{ 115 $\frac{3}{4}$	
{ 116	

Der Sachsen-Coburg-Saalfeldische Staatskalender von 1819 enthält Angaben über damals im St. Wendeler Land gebräuchliche Längen- und Flächenmaße.

Längenmaße

Im Canton St. Wendel	1 Fuß = 130,4 Pariser Linien	(293 Millimeter)
Im Canton Baumholder	1 Fuß = 123,9 Pariser Linien	(275 Millimeter)
Im Canton Grumbach	1 Fuß = 135,2 Pariser Linien	(305 Millimeter)
Im Canton St. Wendel	1 Elle = 250,6 Pariser Linien	(0,56 Meter)
Im Canton Baumholder	1 Elle = 263,2 Pariser Linien	(0,59 Meter)
Im Canton Grumbach	1 Elle = 250,6 Pariser Linien	(0,56 Meter)
Im Canton St. Wendel	1 Rute = 2086 Pariser Linien	(4,70 Meter)
Im Canton Baumholder	1 Rute = 1982 Pariser Linien	(4,47 Meter)
Im Canton Grumbach	1 Rute = 2164 Pariser Linien	(4,88 Meter)

Flächenmaße

Im Canton St. Wendel	1 Quadratfuß	(0,086 Quadratmeter)
Im Canton Baumholder	1 Quadratfuß	(0,087 Quadratmeter)
Im Canton Grumbach	1 Quadratfuß	(0,093 Quadratmeter)
Im Canton St. Wendel	1 Quadratrute	(22,09 Quadratmeter)
Im Canton Baumholder	1 Quadratrute	(20,09 Quadratmeter)
Im Canton Grumbach	1 Quadratrute	(23,83 Quadratmeter)

Im Canton St. Wendel	1 Morgen	(3534 Quadratmeter)
Im Canton Baumholder	1 Morgen	(2560 Quadratmeter)
Im Canton Grumbach	1 Morgen	(3812 Quadratmeter)

Aus einem in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Frankfurt erschienenen Buch des Oppenheimer Stadtschreibers Jakob Köbel ist bekannt, daß man bemüht war, zur Feldmessung ein gerechtes Längenmaß zu finden und anhand von vielen Fußgrößen eine durchschnittliche Länge zu bekommen.



Nach Aufzeichnungen und einer Abbildung in dem Buch des Oppenheimer Stadtschreibers Jakob Köbel hatte eine Meßrute die Länge von 16 Füßen.

Nach dem Text in dem vorgenannten Buch hat man wie folgt die Länge einer „Meßrute“ festgelegt.

„Es sollen 16 Mann, klein und groß, wie sie ungefährlich nacheinander aus der Kirche gehen, ein jeder vor den anderen seinen Schuh stellen lassen; dieselbige Länge werde und solle seyn, eine gerecht gemein Meßrute, damit man das Feld messen soll.“

Im Mittelalter gehörte das Eichen der Maße und Gewichte zur freiwilligen Gerichtsbarkeit. Viele Städte hatten ihre jeweils gültige Elle am Rathaus in Eisen eingemauert. Bei Streitigkeiten konnte man dort „Maß nehmen“. An einigen Rathäusern und auch Kirchenportalen kann man heute noch derartige Ellenmaße finden.

Wie Max Müller in seinem Buch „Geschichte der Stadt St. Wendel“ (Seite 530) berichtet, war nach dem Weistum gerichtliche Klage um „Ell, Maß und Gewicht“ dem Schultheißen zugewiesen. Er bewahrte die Normalmaße, deren sich das Hochgericht bei der Eichung bediente.

Die Nacheichung der „Gemäße“ und Gewichte geschah einmal jährlich. Die Stadt- und Amtsordnung aus dem Jahre 1514 bestimmte, daß jeder Mann am Vormittag des Jahrgedings „alle Geseye“ zur Besichtigung auf das Rathaus zu bringen habe. Wer das nicht tue oder andere Gemäße im Warenverkehr benütze, der solle einer Strafe von 60 Schilling schuldig sein.

Nach einem Protokoll vom 2. Oktober 1617 geschah die Nacheichung jeweils am Montag vor dem Wendelsmarkt. Wiederholt werden empfindliche Strafen erwähnt. So befahl am 19. Oktober 1757 der Schultheiß dem Büttel, die Säumigen mit ihren Gemäßen, Geseyhen und Gewichten auf die Gerichtsstube zu beordern, damit die Eichung vorgenommen werde. Den Widerspenstigen solle der Bote mit Hilfe zweier Wächter die Gemäße gewaltsam wegnehmen und einliefern. Ferner habe jeder einen Gulden Strafe zu gewärtigen. Am 27. Oktober 1788 wurde vom Hochgericht dem Küster Jörg bei 10 Taler Strafe untersagt, ein ungeeichtes Maß zu gebrauchen.

Wie in dem bereits erwähnten Buch von Max Müller weiter berichtet wird, hatte die Kellerei St. Wendel zum Messen von Getreide ein „trockenes Gemäß“ in der Größe von einem Malter, das als Eichmaß diente. Nach heutiger Hohlmaßeinheit war das St. Wendeler Malter ein Hohlmaß mit etwa 160 Liter. Allerdings galt das nur für die hiesige Gegend. Anderswo konnte je nach Gegend 1 Malter zwischen 100 bis 200 Liter haben, oder es gab dort andere Hohlmaße. Selbstverständlich war damals die heutige Maßeinheit Liter noch nicht bekannt, sie wurde erst später mit dem metrischen System eingeführt (1 Liter = 1 Kubikdezimeter). Das für St. Wendel gültige Malter hatte folgende Unterteilung:

1 Malter = 4 Scheffel = 8 Faß = 16 Sester = 65 Maß

Bei der Eichung mußte die Maßeinheit in der jeweiligen Zahl das Malter füllen. Über die Technik der Eichung gibt ein Protokoll vom 12. Oktober 1761 Aufschluß. Die einzelnen Maße wurden mit Rapssamen gefüllt, der wegen seines feinen Kornes die Feststellung geringer Fehler ermöglichte.

Für Flüssigkeiten, ... namentlich dem Wein, galten im 16. Jahrhundert in St. Wendel Pfälzer Maße. Hierbei war das größte Maß ein Fuder.

1 Fuder = 6 Ohm = 180 Viertel = 720 Maß = 2880 Schoppen

In der französischen Zeit hat man die Eichung eigens dafür bestellten Beamten übertragen. Als St. Wendel an Coburg übergegangen war, sollten die alten kurtrierischen Maße wieder eingeführt werden. Am 18. November 1817 befaßte sich der Stadtrat eingehend mit dieser Sache und man beschloß, die französischen Einrichtungen zu belassen.

Als die preußische Regierung nach dem Gesetz vom 26. November 1869 einheitliche Maße und Gewichte für den ganzen preußischen Staat vorschrieb und dazu Eichämter eingeführt hatte, wurde im Jahre 1870 in St. Wendel auf Beschluß des Stadtrates der Mechaniker Franz Lieser als Eichmeister bestellt.

Unser heutiges Meßwesen beruht auf dem metrischen System, dessen Ursprung in Frankreich war. Der Begriff metrisches System kommt von dem griechischen Wort „Metron“, was frei übersetzt soviel wie „Maß“ bedeutet. Das metrische System ist demnach ein Maßsystem. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurden in Frankreich die heute noch gültigen Maßeinheiten Meter, Kilogramm und als Hohlmaß die Einheit Liter eingeführt. Um jederzeit eine Vergleichsmöglichkeit zu haben, hat man damals aus Platin ein Urmeter gefertigt und ein Urkilogramm hergestellt. Auch die heute noch gültigen Vorsätze für dezimale Teile und Vielfache (Milli, Zenti, Deko, Hekto, Kilo und Mega) legte man damals fest. Die französische Regierung gab Kopien von den in Severes bei Paris aufbewahrten Normalien an interessierte Staaten ab. Im Jahre 1875 kam in Paris die sogenannte Meterkonvention zustande und 17 Staaten beschloßen, das metrische System gesetzlich einzuführen. In Deutschland hatte man bereits durch die Maß- und Gewichtsordnung vom 17. August 1868 damit begonnen.

Durch die SI-Einheiten (System-Internationaler-Einheiten)*) wurde das Meßwesen in jüngster Zeit neu geordnet. Diese Einheiten beruhen weitgehendst auf dem metrischen System und sind seit 1978 in allen Mitgliedstaaten der Europäischen Gemeinschaft im amtlichen und geschäftlichen Verkehr gesetzlich vorgeschrieben. Darüber hinaus haben über 100 weitere Staaten die SI-Einheiten eingeführt oder deren Einführung beschlossen. Mit den SI-Einheiten wurde somit ein einheitliches, weltweites, internationales Meßwesen geschaffen.

*) Der Verfasser dieses Artikels hat in seinem Buch „SI-Einheiten, messen merken mitreden“ die historische Entwicklung des Meßwesens bis zu den heutigen SI-Einheiten und deren praktische Anwendung ausführlich erläutert.



Das Pendlerwesen vor mehr als 50 Jahren

in den saarländisch-pfälzischen Grenzgebieten

Von Daniel Hinkelmann †

Schon um die Jahrhundertwende, mit dem Aufblühen der Berg- und Hüttenwerke an der Saar, können wir von „Pendlern“ sprechen. Es handelte sich hierbei um Arbeitsleute, deren Wohnstätten in der Nähe von Bahnhöfen lagen. Sie fuhrn täglich mit der Bahn, die sie anfänglich zu Fuß und später mit dem Fahrrad erreichten, zu ihren Arbeitsplätzen: den Gruben, Hüttenwerken, Betrieben der Bauindustrie u. ä.. Auch bei Handel und Gewerbe fand mancher der Pendler ein lohnendes Einkommen.

Nach Schichtende, d. h. nach einer Arbeitszeit von 8 – 10 Stunden, kehrten sie auf dem gleichen Weg wieder in ihre Wohnorte zurück. Beruflich gesehen handelte es sich in der Hauptsache um Berg- und Hüttenleute und Bauarbeiter, hier vornehmlich um Maurer, Zimmerleute und Steinhauer (Steinmetzen), aber auch viele ungelernete Arbeitskräfte fanden in dem Raum zwischen St. Wendel und Saarbrücken als Hilfsarbeiter bei größeren Bauvorhaben Arbeit und Brot. In den frühen Abendstunden wieder zuhause angekommen, harte für viele Pendler noch manche Arbeit, sei es im Haus oder Garten und besonders in der kleinen Landwirtschaft (mit zwei Kühen betrieben), die allein von den Müttern mit einer oft zahlreichen Kinderschar und den alten Eltern allein nicht bewältigt werden konnte.

Wo kamen sie nun alle her, die täglich aus unserem Raum ihre Arbeitsstätten an der Saar aufsuchten?

Es kamen in erster Linie die Gebiete in Frage, die von der Eisenbahn berührt wurden, wie z. B. die Gebiete an der Rhein-Nahebahn zwischen den Stationen St. Wendel und Kirn, die Hunsrückbahn zwischen Hermeskeil und Türkismühle (wo die Arbeiter aus den Orten des vorderen Hunsrücks, die sogen. „Knüppelspalter“, ehemalige Waldarbeiter, und „Rucksackmänner“ zustiegen), ferner die Glantalbahn (ab 1912 „die strategische Strecke“ genannt) zwischen Lauterecken und Homburg, wie auch die Linie der „Ludwigsbahn“ zwischen Landstuhl und Neunkirchen bzw. St. Ingbert – Saarbrücken, ebenso die Pfalzbahn aus dem Raume Zweibrücken, um nur die wichtigsten zu nennen. Später, 1935/36, kamen noch die beiden Strecken Kusel-Türkismühle und Schwarzerden-Ottweiler hinzu.

Im Rucksack brachten die Arbeiter ihr „Schichtbrot“ und die meistens emaillierte „Budell“ mit Kaffee, Marke „Kornfrank“, „Quita-Grünfrosch“, mit „Kaiser & Dillers Kaffee-Essenz“ und Cichorie gewürzt und gefärbt, mit auf ihre Arbeitsstellen. Bohnenkaffee konnte man sich früher nicht leisten. Den gab es nur an den Sonn- und Feiertagen und an Familienfesten, obwohl damals das Pfund nur um die 60 Pfg. kostete, denn der Lohn war anfänglich noch sehr gering: der Bergmann verdiente in jenen Zeiten ganze M. 5,- pro Schicht, alle anderen Berufsgruppen noch weniger.

„Geistige Getränke“, besonders Bier und Branntwein, denen man gerne zusprach, waren verhältnismäßig billig: das Glas Bier, 0,35 Liter, kostete vor dem 1. Weltkrieg 10 Pfg., Schnaps, das „Viertelchen“ 18 – 20 Pfg. im Ausschank.

Im gleichen Zeitraum erfolgte ein Einbruch in das „Pendlerwesen“, indem die Berg- und Hüttenwerke die sogenannten „Schlafhäuser“ besonders für die Arbeiter erbauten, die von den Bahnstrecken weiter entfernt wohnten. Von diesen gerne angenommen, konnten sie hier über die Woche nächtigen und aus dem mitgebrachten Proviant auf den „Bromsen“ (große, mit ca. 3 cm starken gußeisernen Platten abgedeckten Feuerstellen) in der Freizeit ihre Mahlzeit selbst bereiten. Aus den hier fabrizierten Gerichten und den oft angebrannten Kartoffeln und Hülsenfrüchten entwickelte sich ein schier undefinierbares „Aroma“ von der „Küche“ im Keller bis auf den Dachboden hin, das man schon beim Betreten des Hauses, nicht immer angenehm, wahrnehmen konnte.

Doch die Zeiten der Schlafhäuser und das Unterkommen in den (Privat-) „Quartieren“ gehören zum größten Teil der Vergangenheit an. Nur noch die im Raume Saarbrücken, z. B. bei der Brebacher-, Burbacher- und Völklingerhütte Beschäftigten, die wegen den weiten Entfernungen nicht täglich nach Hause fahren konnten, benutzten noch weiterhin die vorgenannten Unterkünfte über die Woche hinweg. Durch den Fortschritt der Technik, schnellere und günstigere Verbindungen durch Bahn, Post und private Busunternehmen, sowie durch Fahrten mit eigenem Fahrzeug ist der Pendlerverkehr vorübergehend wieder vorherrschend geworden, aber auch die Zahl der Arbeiter – oder „Geißbauern“ ist auf ein Minimum zurückgegangen. Nur wenige dieser Kleinstbetriebe existieren noch, alle anderen sind von den wenigen noch vorhandenen größeren landwirtschaftlichen Betrieben „aufgesogen“ worden, bzw. ihre kleinparzelligen Äcker und Wiesen verfallen der Versteppung.

Doch die Modernisierung unserer Wirtschaft hat für unsere heutigen Pendler etwas Positives, indem viele von ihnen, wie schon angedeutet, nicht mehr die öffentlichen Verkehrsmittel in Anspruch nehmen, sondern selbst für Strecken bis zu 100 km den eigenen Pkw benutzen bzw. sich zu Fahrgemeinschaften zusammenschließen, wozu neuerdings die fast täglich steigenden Benzinpreise beitragen. Kürzere An- und Rückfahrzeiten, verbunden mit einem besseren Betriebsklima und kürzerer Arbeitszeit, bringen längere Freizeiten mit sich, die sie nicht mehr – wie ihre Väter und Großväter – ihrem oft unrentablen landwirtschaftlichen Kleinbetrieb opfern mußten, sondern diese zugunsten ihrer Gesundheit und Erhaltung ihrer Arbeitskraft nutzen können.

Doch was waren das für uns zu Anfang der 20er Jahre für Umstände, die man, weil unabwendbar, in Kauf nehmen mußte?

Ursprünglich war der Bahnhof Kusel für die ganze Umgebung, d. h. für Teile des Restkreises St. Wendel-Baumholder bis hin zu den Ostertalgemeinden die Hauptzustationsstation. Doch dieses änderte sich in den Jahren 1923/24 in den Zeiten des „Passiven Widerstandes“ und der Separatistenherrschaft, als die Reichsbahn den Betrieb völlig einstellte und als nächste Bahnstationen die von Hofeld (3 1/2 Std.) und Jägersburg (3 1/2 – 4 Std.), beide schon im Saargebiet gelegen, für unsere Arbeiter in Frage kamen und nur mit dem Fahrrad oder zu Fuß erreicht werden konnten. Erst als die französische „Regiebahn“, teils mit deutschen Streikbrechern, den Bahnbetrieb, u. a. auf der Strecke Homburg-Altenglan, eröffnete, konnte die Bahn von hier aus (Fußmarsch ca. 2 Std.) wieder benutzt werden.

Ein weiterer Umstand, der besonders die Fahrzeiten verlängerte, kam durch die Errichtung von Zollstellen an den Bahnhöfen Schönenberg-Kübelberg und Jägersburg hinzu: in Schönenberg-Kübelberg kamen die deutschen Zollbeamten jeweils in die

einzelnen Zugabteile und machten hin und wieder Stichproben nach zollpflichtigen Waren. Auf die strengdienstliche Frage der Zöllner: „Hat jemand etwas zu verzollen?“ gab es selten eine Antwort, alle Insassen taten so, als ob sie schliefen. In Jägersburg ging es anders zu: hier mußten alle Reisende den Zug verlassen, um mit möglichst offenem Koffer oder wie in unserem Falle, dem Rucksack, durch den Zollraum unter den scharfen Augen der französischen Zöllner gehen und mußten sich im Verdachtsfalle das Abtasten des Körpers gefallen lassen.

Einmal, so erinnere ich mich noch gut, gab es in Jägersburg ein „Hallo“. Die Zollbeamten entdeckten in dem vorübergehend leerstehenden Zug unter einer Bank einen immer größer werdenden Fettfleck auf dem Fußboden. Des Rätsels Lösung: Ein ganz „Schlauer“ hatte kurz vor der Einfahrt in den Bahnhof einen „Klumpen“ (2 – 3 Pfd.) Butter (ein im Saargebiet sehr begehrtes und gutbezahltes Produkt und Schmugglerware) unter der Bank versteckt und diese kam auf die anfänglich noch kalten Rohre der Dampfheizung zu liegen. Diese, durch den längeren Aufenthalt auf den beiden Bahnhöfen immer heißer werdend, „verflüssigte“ die Butter so, daß sie ihre Verpackung verließ und den Fußboden des Abteils mit einem stattlichen Fettfleck versah. Auf die Rückfrage der Zöllner nach dem Eigentümer der „aufgelösten Ware“ meldete sich verständlicherweise niemand. Sehr wahrscheinlich betrachtete sich dieser schon als gestraft genug, weil er seinen erhofften Verdienst in Höhe von mindestens eines Schichtlohnes als Verlust buchen mußte und „wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen“, so auch in diesem Falle.

Die zwangsläufigen Aufenthalte auf den beiden Zollstationen betrugten mindestens 20 Minuten, so daß sich die Fahrzeit zwischen den Stationen Kusel-Altenglan und Homburg um ca. 40 Minuten verlängerte, was bei den stets geöffneten Türen während den Kontrollen besonders in der kalten Jahreszeit bei den Pendlern, die tag-täglich diese Misere über sich ergehen lassen mußten, Ärgernisse und Schimpfereien auslösten, doch die beiderseitigen Zöllner waren dagegen immun, sie versahen ihren Dienst „genau nach Vorschrift“.

Ähnlich wie hier geschildert, waren die Zustände an allen deutschen und französischen Zollbahnhöfen unseeligen Angedenkens, denen kein Pendler mehr nachtrauert.

Bei all den geschilderten Unannehmlichkeiten, welche die täglichen Fahrten zu den Arbeitsstätten an der Saar und die Rückfahrten zu den Wohndörfern mit sich brachten, nahm man diese Dinge einfach hin, denn „im Reich“ schrumpfte die Zahl der Arbeitsplätze immer mehr, die Zahl der Arbeitslosen stieg in die Millionenhöhe, so daß man sich glücklich schätzen konnte, im Saargebiet noch eine Arbeit zu haben, was bei der Überflutung des saarländischen Arbeitsmarktes auch nicht immer leicht war, zumal die Regierungskommission des Saargebietes besonders für die Reichsdeutschen eine Reihe von Einschränkungen auf Lager hatte, diese aber bei den anderen Arbeitern, u. a. den Polen, Tschechen, Lothringern, Italienern usw. kaum in Anwendung brachte. Bei größeren Entlassungsmaßnahmen im Bergbau oder in der Industrie wurden in erster Linie die deutschen „Grenzgänger“, welche bis dahin seitens des Reiches noch durch die „Saargrenzgängerunterstützung“ gefördert wurden, in Mitleidenschaft gezogen. Der Höchststand der Pendlerbewegung dürfte in der Mitte der 20er Jahre erreicht worden sein und für unseren Raum mit etwa 1.000 Personen geschätzt werden. Dann aber zeigt sie eine fallende Tendenz, verstärkt durch den gro-

Ben Abbau von Arbeitskräften bei den Saarbergwerken in den Jahren zwischen 1930 und 1935.

Mir liegen Listen der Grenzgänger, fast alle Pendler, aus dem Jahre 1932 aus den einzelnen Ämtern des Restkreises St. Wendel-Baumholder vor, aus denen ersichtlich ist, daß Hunderte von Menschen aus den Grenzgebieten ihren z. T. langjährigen Arbeitsplatz an der Saar verloren hatten.

Wie schon oben erwähnt, ging die Zahl der Pendler aus den Grenzgebieten des Reiches bis zur „Rückgliederung“ des Saargebietes 1935 so weit zurück, daß sie kaum noch, was unser Gebiet angeht, die 300 erreichte, sich aber sofort nach dem „Wiederschluß“ an Deutschland wieder laufend erhöhte. Viele der ehemaligen Bergleute konnten wieder ihre alten Arbeitsplätze bei den Gruben einnehmen. Neue Pendler kamen hinzu, so daß nach dem 2. Weltkrieg wieder eine stattliche Anzahl von Grenzgängern an der Saar beschäftigt war. Der Zustrom von Arbeitskräften, besonders aus der Pfalz in das Saargebiet war zeitweilig so stark, daß sich die dortigen Arbeitsämter ihrer kaum zu erwehren wußten. Da viele öffentl. Stellen von „neueingewanderten“ Pfälzern besetzt waren und diese ihre Landsleute bei Vermittlungen bevorzugten, wurde diese Art von der einheimischen Bevölkerung verständlicherweise nicht allzu gern gesehen. Hieraus resultierte sich dann an der Saar der üblich gewordene, ironische Ausdruck: „Uff die Bääm, die Pälzer komme!“

Dieser Zustand wurde besonders dadurch begünstigt, daß besonders die Bergleute an ihren Wohnorten durch die Busse der Grubenverwaltung abgeholt und wieder dahin zurückgebracht wurden, andere Werktätige benutzten, wie vor dem Krieg, die Eisenbahn, wie z. B. auf den Strecken der Ostertalbahn Schwarzerden-Ottweiler-Neunkirchen oder der Rhein-Nahebahn, besonders ab Türkismühle. Andere benutzten eigene Fahrzeuge, soweit ihnen nicht firmeneigene Kleinbusse zur Verfügung standen.

In diesem Zusammenhang soll aber auch noch das Panzerausbesserungswerk der „Industriewerke Saar“ in Schwarzerden mit seinen rd. 1.100 Pendlern aus dem Saarland und Rheinland-Pfalz gebührend erwähnt werden.

Aber auch in umgekehrter Richtung gab es nun viele Pendler, die, vom Saarland kommend, besonders auf dem Truppenübungsplatz Baumholder (ab 1951 mit ca. 4.000 Beschäftigten) beim Munitionslager in Miesau, ferner in Kaiserslautern und auf dem Nato-Flugplatz Ramstein ein lohnendes Unterkommen fanden. Für sie alle ist die Aera der langen Anmarschwege zu den Bahnhöfen und die so unbeliebten Aufenthalte auf den Zollstationen längst dahin, nur noch die Älteren können sich ihrer erinnern, geblieben aber sind, wenn auch nicht mehr in den früheren Ausmaßen, die beiderseitigen Pendler, die einen wesentlichen Faktor auf dem Arbeitsmarkt darstellen.

Benutzte Quellen:

- 1) Stat. Angaben der Kreisverwaltung Baumholder 1932
- 2) Eigene Erlebnisse und Wahrnehmungen 1922 – 1930

Sankt Wendeler Bier

Erinnerungen an ein in St. Wendel ausgestorbenes Handwerk

Von Raimund Fuchs



Bierbrauerei
im Jahre 1574

Original
in der Stiftung
Preußischer Kulturbesitz,
Berlin.

„Durst wird durch Bier erst schön“ hieß über Jahre hinaus ein wohl recht wirkungsvoller Werbespruch der 1.350 deutschen Bierproduzenten. Die in allen Industrieländern in den letzten beiden Jahrzehnten ständig gestiegenen Bierumsätze lassen jedoch nicht erkennen, ob der Durst der Menschen tatsächlich immer größer wurde, oder ob gar die listenreichen Werbestrategen der Bierwirtschaft durch ihre Millionen kostenden Werbekampagnen die ständige Steigerung der Umsatzzahlen erst herbeigeführt haben. Die Bierbrauer konnten sich – wenn auch nicht alle – in den letzten Jahren eines steigenden Konsums des Gerstensaftes erfreuen. Immer weniger Brauereien stellen immer mehr Bier her. Die kleinen Brauereien bleiben auf der Strecke, heute wie früher, wie es uns die Geschichte des St. Wendeler Bieres deutlich zeigt.

Die Sumerer, die vor etwa 6000 Jahren Babylonien bewohnten, sollen schon ein bierartiges Getränk aus vergorenen Früchten hergestellt haben, wie man in Geschichtsbüchern nachlesen kann. Daß unsere Altvordern, die Germanen, schon Bier gebraut haben, wurde uns bereits im Geschichtsunterricht der Volksschule vermittelt. Publius Cornelius Tacitus, vielen Gymnasiasten in unguter Erinnerung, hat in seiner sogenannten „Germania“ um 100 nach Christi Geburt niedergeschrieben, daß die Germanen riesige Trinkhörner in ihren Fäusten hielten, auf Bärenfellen lagen und Honigmet und Bier tranken. Zu besonderer Blüte soll die Kunst des Bierbrauens in den

Klosterbrauereien des Mittelalters gereift sein. Die Klosterbraustuben in Weihestephan, St. Gallen, Andechs, Ettal, Irsee, Reichenau und Maria Einsiedeln waren neben vielen anderen weitbekannt und sind es zum Teil noch heute. In den Klöstern Ursberg und Mallersdorf ist die Emanzipation der Frau, soweit sie das Handwerk des Bierbrauens betrifft, schon längst verwirklicht: hier brauen die Ordensfrauen das beliebte Bier.

Die Nachfahren der alten Germanen genießen den Gerstensaft zwar nicht mehr aus riesigen Trinkhörnern, aber in der Bundesrepublik Deutschland langen sie dennoch gewaltig zu. Mehr als 93 Millionen Hektoliter Bier wurden 1981 bei uns produziert. 147 Liter pro Person – vom Wickelkind bis zum Greis – wurden im gleichen Jahr in unserer Republik getrunken. Für ihr Lieblingsgetränk, das Bier, haben die Bundesrepublikaner 1981 mehr als 20 Milliarden Mark ausgegeben, wie die Statistiker schon errechnet haben. Deutschland hat mit der im Jahre 1040 gegründeten Klosterbrauerei in Weihestephan nicht nur die älteste Braustätte der Welt; es hat auch die besten Biertrinker der Welt und liegt an der Spitze des Weltbierkonsums, pro Einwohner gerechnet. Auch mit den 1.350 Bierbrauereien liegen wir an der Weltspitze. Die Bundesrepublik Deutschland vollbringt in Sachen Bier nur Weltbestleistungen.

Die Saarländer erweisen sich bei einem Vergleich mit den Bevölkerungen anderer Bundesländer als besonders konsumfreudig. Daß im Saarland gut gegessen und getrunken wird, hat sich von der Zugspitze bis zur Waterkant längst herumgesprochen. Daß aber die Saarländer die als Biertrinker in der ganzen Welt bekannten Bayern im Jahre 1981 zum erstenmal in der Menschheits- und Biergeschichte im Pro-Kopf-Verbrauch beim Biertrinken überrundet haben, werden sich die Leute in Bayern sicher nicht mehr lange bieten lassen. Der Pro-Kopf-Verbrauch im Saarland betrug 1981 – nach Angaben des statistischen Bundesamtes – sage und schreibe 230,3 Liter. Die Bürger Bayerns brachten es dagegen 1981 „nur“ auf einen Pro-Kopf-Verbrauch des Gerstensaftes von 229,5 l!



Die älteste deutsche Darstellung eines Bierbrauers zeigt einen Mönch am Sudkessel. Der sechszackige Stern war im Mittelalter das Zunftzeichen der Brauer. Die Zeichnung stammt aus dem 1397 entstandenen Bruderhausbuch zu Nürnberg. Foto zur Verfügung gestellt vom Deutschen Brauer-Bund, Bonn.

Wer Nachforschungen anstellen will über das Bier in St. Wendel, hat nur zwei zuverlässige Quellen, aus denen er recht wenig schöpfen kann. Da ist zunächst „Die Geschichte der Stadt und des Amtes St. Wendel“ von Julius Bettingen aus dem Jahr 1865 und die 1927 erschienene „Geschichte der Stadt St. Wendel bis zum Weltkriege“ von Bürgermeister Max Müller. Julius Bettingen berichtet: „Schon im Jahre 1295 müssen gute Wirtshäuser hier gewesen sein, denn es verbürgten sich in diesem Jahre der Wildgraf Gottfried, genannt „Ruf“, Wilhelm von Stein, Friedrich von Heinzenberg und Terentius von Kallenfels für den Ritter vom Stein, zum Vorteil des Abtes von Wadgasen, wegen eines zu Spiesen gemachten Güterkaufes und vereinbarten, im Anstandsfalle als Bürgen, entweder selbst oder ihre Leute mit Pferden in ein ehrbares Wirtshaus zu St. Wendel einreiten zu wollen.“

Ein Wirtshaus muß es also hier vor bald 700 Jahren schon gegeben haben. Indessen taucht das Bier in den historischen Darstellungen erst später auf.

In einer Gebäudesteuerrolle um 1570 wird erstmals in St. Wendel ein Bierbrauer genannt. Und schon 1590 gab es hier zwei „Biermacher“: Mattes (Mathias) Baur und Hans Rüttig. Bis zum Dreißigjährigen Krieg war die Zahl der Bierbrauereien in St. Wendel auf drei angestiegen, wie ein 1953 erschienenes Buch „Das Brauwesen im Saarland“ berichtet.

Die Wirren des Dreißigjährigen Krieges machten dem Brauwesen in der Wendelsstadt ein Ende. Erst 1665 ließ sich hier wieder ein Biermacher nieder. Mehr als 300 Jahre lang – von 1665 bis 1967 – wurde in St. Wendel ununterbrochen das Handwerk des Bierbrauens ausgeübt.

Max Müller berichtet in seiner Geschichte der Stadt St. Wendel, daß das städtische Ungeldebuch des Jahres 1690 anführt, daß Johannes Heyl, Georg Wesemann und Hans Wilhelm Laux nur an Wendelstag und an Nikolaustag verzapften. Aber was sie „verzapften“, ist nicht namentlich erwähnt.

(Das städtische Ungeldebuch, Ungeldebuch oder auch Umgeldebuch war eine Aufzeichnung von Steuerpflichtigen und ihren geleisteten Zahlungen. Manche Aufwendungen, zum Beispiel das Trinken von Bier und Wein, der Kleinverkehr zwischen den vielen Gebieten und manches andere waren steuerpflichtig. Die Bevölkerung brachte ihre Unzufriedenheit über diese Abgaben mit dem Wort „Ungelt“ zum Ausdruck).

Im Jahre 1797 gab es schon dreißig Wirtshäuser in St. Wendel. Die vielen Wallfahrten und die großen Märkte hatten wohl viele fremden Leute in die Stadt gebracht, für deren leibliches Wohl immer mehr Wirte Sorge trugen. Man darf annehmen, daß die vor Jahrhunderten weit intensivere Verehrung des Stadtpatrons Wendalinus das Ansteigen der Zahl der Gastwirtschaften von 12 im Jahre 1568 auf 30 im Jahre 1797 mitbedingt hat.

Schon sehr früh war auf den Genuß des Weines eine Steuer gelegt worden. Zu dieser ordentlichen Steuer traten vom Jahre 1603 an Zuschläge, die anfänglich zwei Heller auf das Maß betrug und im Jahre 1612 auf 3 Gulden vom Fuder Wein und einen Gulden vom Fuder Bier festgesetzt wurden. Am 15. Juni 1603 ermächtigte der Kurfürst Lothar von Metternich seinen Amtmann zu St. Wendel zur „Erhebung eines Acciszuschlages von einem Pfennig uff die moß wein, Bier oder Biergetränk zu beßerer erhaltung unsers stättliins“. Die Verwaltung hatte also schon Ende des 16. Jahrhunderts die Idee, die in Wirtschaften und Brauereien ausgeschenkt Getränke zur Stützung der städtischen Finanzwirtschaft mit einem besonderen Zuschlag zu belasten. Ob durch diesen Zuschlag auf Wein und Bier wesentlich zur Erhaltung unseres

Städtleins beigetragen worden ist, kann leider nicht nachgeprüft werden. Beim Trinken merkte man auch schon früher nicht, daß man zur Steuerzahlung herangezogen wurde.

In der „Geschichte der Stadt St. Wendel“ von Max Müller findet der Leser noch an mehreren Stellen Beweise, daß die städtische Finanzverwaltung ihre begierigen Finger immer wieder nach den Getränken, besonders nach dem Bier ausgestreckt hat. Aus der Tatsache aber, daß sich immer mehr Bierbrauer und Gastwirte mit der Herstellung des edlen Gerstensaftes beschäftigten, darf auf eine rege Nachfrage nach diesem Getränk von seiten unserer Vorfahren geschlossen werden.

1628 gab es nach Angaben Max Müllers zwei größere Betriebe und einige kleinere, die sich in St. Wendel mit dem Brauen befaßten. Immer wieder gab es Schwierigkeiten mit der Steuerbehörde. Im Gegensatz zu den Weinverkäufen, die von der Steuerbehörde ziemlich genau erfaßt wurden, „hatten es die hiesigen Bierbrauer, bei denen die Herstellungs- und Lagerräume und selbst vielfach die Schankstätten sich unter einem Dach befanden, leicht, un versteuertes Bier zum Ausschank zu bringen“. Daß die Braustätten zugleich auch die Schankstätten waren, ist über Jahrhunderte geblieben.

Stadthistoriker Julius Bettingen berichtet in seinem 1865 herausgegebenen Buch, daß im Jahre 1624 der Wirt Cleßgen Rechtewaldt „in dem genannten Jahre 11 Ohm Bier verzapfte, während ein gewisser Hans Ruß 2 Ohm Bieren Wein hier verschenkte“. Den Bieren Wein hat der Hans sicher nicht verschenkt, sondern an zahlende Zecher ausgetrenkt.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gab es in St. Wendel noch acht Bierbrauereien:



1. Die Brauerei Kirsch in der Schloßstraße
2. Die Brauerei Hohl in der Balduinstraße
3. Die Brauerei Trost in der Balduinstraße
4. Die Brauerei Demuth in der Balduinstr.
5. Die Brauerei Petry in der Urweilerstraße
6. Die Brauerei Keller in der Balduinstraße, an der Basilika
7. Die Brauerei Riegel in der Lindenau
8. Die Brauerei Paqué in der Kelsweilerstraße, später am Gudesberg.

Noch vor 20 Jahren leuchteten an den Abenden an mehr als 20 Gasthöfen der Stadt die blau-gelben Transparente der Brauerei Paqué St. Wendel.

Nach der mündlichen Überlieferung soll sich im Gebäude des heutigen Textilkaufhauses Hallauer in der Schloßstraße in längst vergangener Zeit ebenfalls eine Bierbrauerei befunden haben. Wie Hermann Hallauer mitteilt, wird diese Meinung gestützt durch den dreigeschossigen Keller, den das Haus ehemals hatte. Aufzeichnungen über das Bestehen einer früheren Bierbrauerei sind jedoch nicht vorhanden. Historisch verbürgt ist nur, daß sich im Hause Hallauer einmal der Gasthof „Zum Bären“ befand.

Die Brauerei KIRSCH befand sich im Gebäude des heutigen Haushaltwaren- und Geschenkhause P. M. Schaadt, direkt gegenüber dem Hauptportal der Wendalinusbasilika. Sie hatte also einen vorzüglichen kundennahen Standort. Doch braute der

Wirt Kirsch nur seinen eigenen Hastrunk. Die St. Wendeler Bevölkerung und die vielen Leute vom Land nannten die Wirtschaft mit der kleinen Brauerei nur „Kirsche Dicker“. Und dieser vom Volksmund geschaffene Spitzname des Brauers und Gastwirts soll einer genauen Beobachtung entsprungen sein. „Kirsche Dicker“ war nämlich nicht nur dick, sondern auch breit. Die gewichtige Persönlichkeit hat wegen der Breite und des Umfanges ihres Gesäßes meistens auf zwei Stühlen Platz genommen, wie Buchhändler Hans Dubreuil dem Verfasser glaubwürdig versichert. Auch der Bruder von „Kirsche Dicker“ war im St. Wendeler Biergeschäft tätig. Er hatte sein Bierlager „In der Acht“, etwa gegenüber dem heutigen Kreiswehrrersatzamt an der Urweilerstraße. Das Lager war nur im Kellergeschoß aus Steinen. Auf dem steinernen Kellergeschoß befand sich eine Art Holzhaus. Das Bier – überwiegend in Eichenholzfässern – wurde mit einem Pferd ausgefahren, das einen kleinen Einspannerwagen zog.

Vor dem Haus der Brauerei Kirsch befand sich um die Jahrhundertwende noch ein gußeiserner Brunnen. Mehr über die Brauerei Kirsch konnte auch von den beiden ältesten Bürgern St. Wendels, Johann Hönig und Anna Scherer, beide im 100. Lebensjahr, nicht in Erfahrung gebracht werden.

Die Brauerei HOHL in der Balduinstraße war 1835 von dem aus Meisenheim am Glan nach St. Wendel zugereisten Karl Jakob Hohl gegründet worden. Diese Brauerei hat mehrere Jahrzehnte Bier gebraut. Doch produzierte man den beliebten Gerstensaft überwiegend für die eigene Gastwirtschaft. Bei „Houle Louis“, wie der Wirt und Brauer um die Jahrhundertwende hieß, hat der bald hundertjährige Johann Hönig „manche Schobbe getronk“. Der ehemalige Eisenbahnbeamte in der Mommstraße weiß noch viele Schwänke aus den früheren gemütlichen St. Wendeler Gaststuben zu erzählen. Er weiß auch noch, daß links neben Hohle Gäßchen die kleine Brauerei war. Später dienten diese Baulichkeiten als Stall. Neben der ehernaligen Brauerei wurde noch bis zum zweiten Weltkrieg eine Gastwirtschaft betrieben, etwa da, wo sich heute der Ausstellungsraum der Firma Simon-Rehbein und die Verkaufsräume der Bäckerei Thelen befinden. Die zu einem Viehstall umgebaute frühere Brauerei diente nach dem zweiten Weltkrieg den Viehhändlern Hirsch & Hess viele Jahre als Geschäftslokal.



Karl Jakob Hohl, nach einem Pastell, im Besitz des Bäckermeisters Thelen, Repro.: W. Hunsicker.

Inzwischen wurde ein Teil der ehemaligen Brauerei Hohl eingeebnet und mit einer anderen freien Fläche zu einem kleinen Parkplatz gestaltet.

Als in der eigenen Brauerei kein Bier mehr gebraut wurde, richtete „Houle Louis“ in seinem zum Teil zweigeschossigen Keller einen Bierverlag ein. Johann Hönig weiß mit Sicherheit, daß noch 1908 in der Brauerei und Gastwirtschaft Hohl recht munter gezecht wurde. Etwa um diese Zeit gingen die Gastwirtschaft und die wenigen Kunden der Brauerei Hohl durch vertragliche Vereinbarung geschlossen an die Brauerei Paqué über. Die bis zum zweiten Weltkrieg 1939 bestehende Gastwirtschaft hatte die Fässer mit dem Biervorrat immer in einem Teil der Tiefkeller gelagert, die früher einmal als Lagerkeller und Eiskeller der Brauerei gedient hatten. Zum Absenken der vollen und zur Herausnahme der leeren Bierfässer war ein Schacht gebaut worden, über dem bei Bedarf ein Seilzug aufgerichtet werden konnte. Ein Bügel aus Eisen umfaßte mit seinen beiden Greifern die Fässer am Boden und am Faßkopf. Die Greifer schlossen sich fest, wenn das Gewicht des Fasses den Seilzug spannte. Mit diesem Seilzug, der über eine Rolle lief, wurden die vollen Bierfässer in den tiefen Keller hinabgelassen und die leeren heraufgehoben. Bei jeder Seilfahrt wurden die Fässer über einen Höhenunterschied von etwa zehn Metern befördert. Der – in Vergleich mit den Nachbarhäusern – für die damalige Zeit ungewöhnlich tiefe, zum Teil zweigeschossige Keller existiert noch heute. Der Urenkel des Brauereigründers, der St. Wendeler Bäckermeister Herbert Thelen, versicherte dem Verfasser, daß der sehr tiefe Keller in den Zeiten, als im Anwesen der jetzigen Bäckerei Thelen noch eine Bierbrauerei war, in erster Linie als Eislagerkeller verwandt wurde.

Der Brauereigründer Karl Jakob Hohl, den unser reproduziertes Bild zeigt, war am 23. Juli 1810 in Meisenheim am Glan geboren. Er bewies als junger nach St. Wendel zugereister Mann nicht nur Wagemut und Risikobereitschaft durch die Gründung seiner kleinen Brauerei im Jahre 1835. Durch seine Hochzeit mit der schräg gegenüber seiner neuen Brauerei wohnenden Barbara Tholey hatte er auch eines der reichsten Mädchen der Stadt zur Frau bekommen. Die Familie Tholey war wegen ihrer weiträumigen Ländereien eine der wohlhabendsten Familien der Stadt. Karl Jakob Hohl starb am 3. November 1881 in St. Wendel. Sein Vater Maximilian Hohl war auch nach St. Wendel umgezogen, als er von der erfolgreichen Arbeit seines Sohnes in St. Wendel Kunde erhalten hatte.

Über die Eiszubereitung auf sogenannten Eiswiesen und über die Lagerung des kostbaren Eises soll in Zusammenhang mit der letzten St. Wendeler Braustätte, der Brauerei Paqué, später noch ausführlich berichtet werden.

Die Brauerei der Gebrüder TROST – es handelte sich um zwei Junggesellen – war direkt gegenüber der Gastwirtschaft Hohl, neben dem heutigen Trier'schen Hof M. G. Tholey, in der Balduinstraße. Augenblicklich befindet sich in einem Teil der Räumlichkeiten der Brauerei Trost ein Geschäft, das verschiedene Militärartikel verkauft und sich US Corner nennt. Die Gebrüder Trost boten den Gästen nicht nur ihr eigenes Hausbräu an, sondern sie führten auch Kirner Bier. Dieses Bier aus Kirn wurde von einem Kaufmann Schulze in einer kleinen Niederlage in einem Keller am damaligen Güterbahnhof gehalten. Der St. Wendeler Güterbahnhof war um die Jahrhundertwende in der „Allee“. Heute heißt „die Allee“ zu Ehren des 1900 – 1906 in St. Wendel tätig gewesenen Dr. jur. Wilhelm Momm Mommstraße. Dr. Momm war Landrat des Kreises St. Wendel. Einer der Gebrüder Trost, der „Troschte Karl“, war wegen seiner Originalität eine stadtbekannt Persönlichkeit. Immer wieder verblüffte er seine Wirts-

hausgäste mit humorvollen Einfällen, wie weiland der „Hanjob“ von Exweiler dies in seinem Gasthof tat. Wenn im Herbst oder in der Übergangszeit zum Frühjahr die Gaststube nicht mehr beheizt war, kam es schon einmal vor, daß eintretende Bauersleute oder Wallfahrer sich die Hände rieben oder fröstelnd die Achseln hoben. Der stets dienstbereite Wirt fragte nur neugierig „Hascht Du kalt“? Wurde seine Frage bejahend beantwortet, so zündete er eine Kerze an mit den Worten „Moment, eich mache Feier“. Die brennende Kerze stellte er dann im Beisein der erstaunten Gäste in den leeren und kalten Ofen.

Auch die Brauerei DEMUTH in der Balduinstraße braute nur für den Hausgebrauch. Dieser Gasthof am Rondell hat seinen alten Namen noch heute. Die jungen Männer St. Wendels fanden sich schon vor 100 Jahren gern in der Braustätte und Wirtschaft Demuth ein, denn hier war man sehr modern: es gab eine Kegelbahn, eine unglaubliche Attraktion für die damalige Zeit.



Wirtschaft und Kegelbahn standen da, wo sich jetzt das Kreiswehrrersatzamt (Urweilerstraße) befindet. Sammlung Josef Ruschel

Die Brauerei PETRY im nicht mehr bestehenden Gasthaus „Zur Acht“ zwischen St. Wendel und Urweiler braute ebenfalls nur für den eigenen Verkauf. Schon vor der Jahrhundertwende wurde hier kein Bier mehr gebraut. Die Gaststätte bestand aber nach Einstellung der eigenen Brauertätigkeit noch weiter. Sie bezog jahrzehntelang das Bier von fremden Brauereien. Das Gasthaus „Zur Acht“ an der Straße nach Urweiler, das in den 50er Jahren von einer Familie Kockler bewirtschaftet wurde, fiel 1960 der Spitzhacke zum Opfer. Der verstorbene Arzt Sanitätsrat Dr. Hans Maurer ließ an der Stelle des alten Gasthofes 1961/62 ein neues Gebäude errichten, in dem sich seit jener Zeit das Kreiswehrrersatzamt befindet. Die einstige Quelle, die in früheren Jahren das Brauwasser für die Bierzubereitung der Brauerei Petry lieferte, spru-

delt auch heute noch munter weiter. Als Dr. Maurer das neue Gebäude errichten ließ, blieb der in den Sandsteinfelsen unter dem Haus nach Nordosten führende kleine Stollen unangetastet. Am Anfang dieses Stollens quillt das saubere, einwandfreie Trinkwasser aus dem Felsen. Durch die in den Sandstein gehauenen Rillen läuft das gute Wasser aber nicht mehr in Gärbottiche, sondern in den städtischen Abwasserkanal. In dem früheren Eislagerkeller der ehemaligen Brauerei Petry waren während des zweiten Weltkrieges Schutzräume für die Bewohner der benachbarten Häuser mit einem rückwärtigen Ausgang eingerichtet worden.



Gastwirtschaft zum Roten Haus.

Sammlung Dr. Emil Riegel

Die Brauerei KELLER in der Balduinstraße, gleich neben der Wendalinusgrabkirche, hatte wie die Brauerei Kirsch ebenfalls einen sehr günstigen Standort. Das „Rote Haus“ war 1709 von dem Kaufmann Sebastian Keller errichtet worden. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts lebte dort der Gastwirt und Bierbrauer Peter Keller. Er braute nicht nur Bier, um es an die Gäste zu verkaufen; er betrieb auch handfeste politische Agitation. In den Jahren um 1830 hatte er sich der oppositionellen Bewegung angeschlossen, die gegen die herzoglichen Beamten in St. Wendel und gegen die absolutistische Regierung in Coburg protestierten. Der Gasthof Keller war einige Jahre der Treffpunkt der St. Wendeler Widerstandsbewegung, die für demokratische Verhältnisse und mehr Bürgerfreiheiten eintrat, wie sie hier vor der Übernahme der Macht durch Herzog Ernst I. von Sachsen-Coburg-Saalfeld im Jahre 1816 unter französischer Herrschaft bestanden hatten. Peter Keller war sogar angeklagt worden wegen der Teilnahme an verbotenen Vereinen.

Dieses für die demokratische Entwicklung der damaligen Zeit so bedeutende Gasthaus wurde im Jahre 1832 von den Gendarmen des Herzogs Ernst überwacht, damit die Regierenden wußten, von welchen Personen sie nicht so sehr geliebt wurden, wie es eigentlich Untertanenpflicht gewesen ist. Am 27. Mai 1832 wurde am Gasthaus Keller ein Freiheitsbaum aufgestellt, als Beweis der Sympathie der St. Wendeler Bürger für die auf dem Hambacher Schloß in der Pfalz an diesem Tag stattfindende nationale Erhebung. Der Gasthof und die Brauerei Keller sind sogar in die politische Geschichte eingegangen. In den Akten des preußischen geheimen Staatsarchives von 1832 über die „Revolutionären Bewegungen im Fürstenthume Lichtenberg“ findet sich ein Bericht vom 23. März 1832, in dem mitgeteilt wird, „Daß viele Schullehrer im Lande, an ihrer Spitze Juch, der evangelische Prediger, jüngere Beamte, besonders Notaire, Advokaten, Amts-Kandidaten und Aspiranten“ in die Opposition gegen die herzogliche Regierung gegangen sind und daß sie „durch Zusammenkünfte in einem Bierhause zu St. Wendel mit rothen Mützen bedeckt, eine Art von Jakobiner-Klub gebildet haben, worin die deutsche Tribüne und der Westbote gelesen und Freiheitslieder gesungen werden“.

(Die Tribüne und der Westbote waren gegen die Regierung opponierende Zeitungen, die von Homburg und Zweibrücken verbotenerweise nach St. Wendel gelangten).

Das historische Lokal „Rotes Haus“ hat seine Beliebtheit auch nach 150 Jahren noch nicht eingebüßt. Der Name „Rotes Haus“ gerät jedoch immer mehr in Vergessenheit. Die jüngeren Leute kennen den beliebten Treffpunkt der Jugend nur noch unter dem jetzigen Namen „Spinnrad“.

Wie man aus der bisherigen Darstellung über das St. Wendeler Bier ersehen kann, waren im vorigen Jahrhundert vier Bierbrauereien in unmittelbarer Nähe der Wendelskirche: Kirsch, Keller, Hohl und Trost. Auch die Brauereien Petry und Demuth waren nicht allzu weit weg vom Zentrum des Geschehens. Neben den Brauereien mit Haus-trunk gab es im Schatten der heutigen Basilika noch zahlreiche Gasthäuser, die ihr Bier von auswärts bezogen, besonders aus Ottweiler und Kirn. Die Gastwirte und Bierbrauer in St. Wendel wußten wohl, daß der Durst der ankommenden Wallfahrer und Pilger ihnen eine gute Existenzgrundlage bieten konnte. Es ist wohl nicht ehrenrührig, die Verehrung des heiligen Wendalin in Verbindung mit der wachsenden Zahl der früheren St. Wendeler Braustätten und Gasthäuser zu sehen.

Während man auf der Suche nach Informationen aus der Geschichte der ehemaligen St. Wendeler Brauereien Kirsch, Keller, Hohl, Demuth, Trost und Petry auch bei den ältesten Bürgern unserer Stadt wenig Erfolg hat, kann man über die beiden letzten St. Wendeler Braustätten Riegel und Paqué noch recht beachtliche Auskünfte erhalten.

Doch vorher soll noch eine Flurbezeichnung erwähnt werden, die auch mit dem St. Wendeler Brauwesen in Zusammenhang steht. Rektor Nikolaus Obertreis berichtet in seinem 1927 herausgegebenen Buch „Stadt und Land des hl. Wendalin“ von einer Feldflur östlich der Stadt, die damals – also 1927 – noch „Beim Bierhäuschen“ hieß. Die Bediensteten des Katasteramtes waren erstaunt; sie hörten diese mit dem Bier zusammenhängende Flurbezeichnung zum erstenmal und suchten vergeblich auf ihren zahlreichen Karten.

Die Brauerei RIEGEL ist in gewissem Sinne eine Weiterführung der Braustätte Keller. Das in der Stadtgeschichte so bedeutende „Rote Haus“, in dem der aufmüpfige und gegen die herzogliche Regierung eingestellte Gastwirt Peter Keller sein Bier braute,



Apotheker Dr. Ludwig Riegel (1820 – 1897).
Gründer der Brauerei.
Sammlung Dr. Emil Riegel



Brauereibesitzer Hermann Riegel
(1873 – 1934).
Sammlung Dr. Emil Riegel

kam 1852 durch Heirat in Verbindung mit der aus Württemberg stammenden Familie Riegel. Amanda Riegel, die 24jährige Tochter des Apothekers Friedrich Ludwig Riegel, hatte am 13. Juli 1852 den Bierbrauer und Wirt Nikolaus Keller geheiratet. Nikolaus Keller war 1819 in St. Wendel geboren und ein Sohn des vorerwähnten Gastwirtes Peter Keller. Amandas Bruder, der spätere Apotheker Dr. Ludwig Riegel (1820–1897) war Schüler des berühmten Chemikers Justus Liebig, von dem er auch 1844 promoviert wurde. Er übernahm etwa 1880 die Brauerei Keller, in die seine Schwester eingeheiratet hatte. Dr. Ludwig Riegel verlagerte die Brauerei später vom „Roten Haus“ in die Lindenau, die er Anfang der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts erbauen ließ. Im „Roten Haus“ blieb der Brauereiausschank noch erhalten. In der Lindenau konnten die Brauanlagen wesentlich vergrößert und die Produktion gesteigert werden. Die beiden Söhne Dr. Riegels, Eugen und Hermann, waren gelernte Braumeister. Sie führten die Brauerei in der Lindenau weiter, nachdem der Vater 1897 verstorben war. Der 1865 geborene Eugen verstarb mit 35 Jahren, im Jahre 1900. Sein Bruder Hermann verkaufte die Lindenau-Brauerei 1902 an Christian Weber aus Homburg, den damaligen Eigentümer der Karlsberg-Brauerei. Nach dem Verkauf wurde die Brautätigkeit in der Riegel'schen Brauerei beendet. Noch heute erinnern sich alte St. Wendeler, daß man um die Jahrhundertwende das Riegel'sche Bier meistens „Abedekerbier“ (= Apothekerbier) nannte. Die Brauerei Linden-Riegel hatte während Ihrer Brautätigkeit zwei Lagerkeller in St. Wendel: einen im „Roten Haus“ und einen anderen im sogenannten Tivoli, in der Gabelung der Gudesberg- und Kelsweilerstraße. Dieser Lagerkeller wurde noch während des Zweiten Weltkrieges als Luftschutzbunker benutzt.

Hermann Riegel (1873 – 1934) betrieb nach dem Verkauf der Bierbrauerei in den rückwärtigen Gebäuden der Lindenau einen Bierverlag in eigener Regie. Die Erzeugnisse der Karlsberg-Brauerei Homburg wurden hier gelagert und von hier aus vertrieben bis zum Jahre 1934. Im Herbst 1935, nach dem Anschluß des Saargebietes (1. März 1935) an das Deutsche Reich, hat Augenarzt Dr. Emil Riegel, Sohn von Hermann Riegel, das gesamte Inventar der Bierniederlassung und die Fahrzeuge der Karlsberg-Brauerei übergeben. Die Lindenau als Gasthof bestand weiter. Auch die Karlsberg-Bierniederlassung besteht heute noch in St. Wendel, am Bosenbach. 1958 wurde das Gebäude des Gasthauses Lindenau abgerissen. Die ehemaligen Brauerei-



Der frühere Gasthof „Lindenau“.

Sammlung Dr. Emil Riegel

und Lagergebäude der Riegel'schen Brauerei beherbergen heute das St. Wendeler Jugendzentrum. Der Schornstein war schon vor Jahren abgerissen worden und auch die Fassade der ehemaligen Lindenau-Brauerei hat durch zahlreiche Umbauten ihr früheres Gesicht etwas verändert. Das traditionsreiche „Rote Haus“, in das Amanda Riegel 1852 eingeheiratet hatte, wurde 1919 an eine Familie Penth verkauft. Apothe-

ker und Bierbrauer Dr. Ludwig Riegel, ein Sohn des schon erwähnten Apothekers Friedrich Ludwig Riegel (1783 – 1844) hatte nicht nur die Bierbrauerei und den Gasthof in der Lindenau errichten lassen. Ihm verdanken wir auch eines der stilvollsten Häuser unserer alten Stadt. Er hat die Vorderfront der „Alten Apotheke“ Werner Lohmann in der Schloßstraße etwa 1865 erneuern lassen, nachdem einige Decken einstürzen drohten. Apotheker Friedrich Ludwig Riegel, der Vater des Brauereibesitzers und Apothekers Dr. Ludwig Riegel stammte aus Assumstadt in Württemberg. Er war längere Zeit Verwalter der Koch'schen Apotheke in Saarbrücken, bevor er nach St. Wendel kam und hier 1813 die Apotheke von Ratzen aus Blieskastel übernahm.



Autos Brauerei Riegel.

Sammlung Dr. Emil Riegel

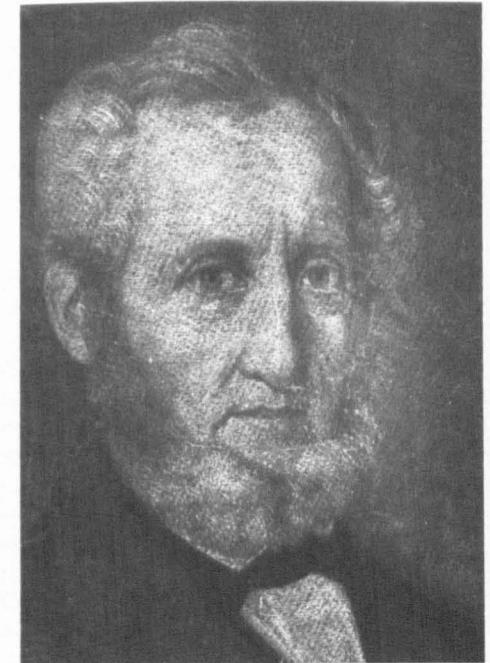
In vielen Gebieten Deutschlands war es in den vergangenen Jahrhunderten üblich, daß sich die Apotheker, die manchen gesundmachenden Trunk aus Kräutern und Wurzeln zusammenbrauten, auch mit der Kunst des Bierbrauens befaßten. Noch heute ist nicht widerlegt, daß der mäßige und regelmäßige Genuß des Biers der Gesundheit förderlich ist.

Seit dem Erlaß des Reinheitsgebotes durch den Herzog Wilhelm IV. von Bayern im Jahre 1516 hat sich an der Zusammensetzung des Bieres nichts verändert. Wie vor bald 500 Jahren, so besteht Bier auch heute noch aus Hopfen, Malz, Hefe und Wasser. Das Reinheitsgebot des bayerischen Herzogs wurde in Deutschland niemals angetastet und ist wohl das älteste Lebensmittelrecht der Welt. Bis zum heutigen Tag verwenden die Braumeister für die Herstellung von 100 Litern Bier ca. 19 kg Malz und 180 – 300 Gramm Hopfen, je nach der Art des Bieres. Dazu kommt die Hefe als Gärmittel. Beim fröhlichen Genießen des beliebten Gerstensaftes denkt man nicht an die 47,5 Gramm Malzkörner, die in einem Glas Bier von 0,25 Liter verarbeitet sind.

Über die größte und bisher letzte St. Wendeler Braustätte, die Bierbrauerei PAQUÉ, lassen sich Daten und Einzelheiten noch verhältnismäßig leicht zusammentragen.

Bis zum Dezember 1967 wurde in der Brauerei Paqué gearbeitet. Seine höchste Blüte erlebte das Familienunternehmen im Jahre 1957, als der Bierausstoß 18.500 Hektoliter erreichte und 90 Gastwirtschaften und ungefähr 250 Flaschenbierhandlungen im St. Wendeler Land sowie einige Privatleute regelmäßig beliefert wurden. Allein 28 Gastwirtschaften in der Stadt schenken Paqué-Bier aus.

Heimatsforscher und Stadthistoriker Max Müller berichtet in seiner „Geschichte der Stadt St. Wendel“ in dem Kapitel „Die Bevölkerung“, daß um 1750 ein Ackerbürger namens Paquin nach St. Wendel gekommen war. Der Vater dieses Landwirtes, Johann Paquin, war zu Ende des 17. Jahrhunderts aus Marie aux Chêne (Lothringen) zugereist und hatte sich in Urweiler als Schneider niedergelassen. Er bewohnte mit seiner Familie das sogenannte „Welsche Häuschen“ und starb dort am 4. Mai 1733. Bei dem von Max Müller erwähnten „Ackerbürger Paquin, dem Ahnen unserer heute hier noch lebenden Familie Paqué“ handelt es sich offensichtlich um Wendel Paqué (1742 – 1785), der von Urweiler nach St. Wendel kam und ein Haus in der Obergasse bezog. Dieser Wendel Paqué war auch Schneider von Beruf. Sein Sohn Wendel (1783 – 1823) betätigte sich als Gastwirt und Metzger in der Luisenstraße. Der am 13. März 1815 geborene Michael Paqué, Sohn des vorerwähnten Metzgermeisters, gründete im Hause Kelsweilerstraße 3 die Paqué-Bierbrauerei, nachdem er das Haus käuflich erworben hatte. Im rückwärtigen Teil des Gebäudes begann er im Jahre 1836 mit dem Bierbrauen.



Brauereigründer Michael Paqué.
Repro.: W. Hunsicker.

Michael Paqué war in seinen jungen Jahren längere Zeit „auf die Walz“ gegangen, wie dies jahrhundertlang bei Handwerksgesellen üblich war. So kam er auch nach

Süddeutschland mit seinen vielen Klöstern und auch nach Norditalien und hat wohl das Handwerk des Bierbrauens während dieser Lehr- und Wanderjahre erlernt. Nach der Gründung der kleinen Brauerei verkaufte Michael Paqué das von ihm hergestellte Bier in der Wirtschaft, die der Brauerei unmittelbar angeschlossen war. Die älteren St. Wendeler nennen noch heute das stattliche Bürgerhaus am Todbach (jetzt Restaurant Portofino) „Paqués Wertschafft“.

Der alte Dorfbrunnen an der Kelsweiler Brücke über den Todbach – seit vielen Jahren zugeschüttet – spendete das frische und gesunde Wasser für die Brauerei. Von Umweltverschmutzung und Verseuchung des Grundwassers war vor 140 Jahren noch nicht die Rede.

Aus der Tatsache, daß Vater Michael seine beiden Söhne Johann (1841 – 1889) und Heinrich (1843 – 1918) das Brauhandwerk erlernen ließ, darf man heute schließen, daß die kleine Bierfabrik florierete und den Brüdern Johann und Heinrich eine Existenzgrundlage bot.

In der Brauerei war das Rührwerk der Maischepfanne bzw. des Bottiches damals noch mit einem Göbelwerk verbunden. Zwei kräftige Ochsen setzten den Apparat mit ihrer Körperkraft in Bewegung, um so den Sud umzurühren. Die Maischepfanne selbst hatte den für die damalige Zeit recht stattlichen Durchmesser von 3 Metern. Die nach dem Brauverfahren im Sudhaus erzeugte Würze wurde nach natürlicher Abkühlung in große Fuhrfässer gefüllt und mit Pferdewagen in die Felsenkeller „Am Echo“ gefahren. Gleich nach Beginn seiner erfolgreichen Brautätigkeit hatte Michel Paqué am Fuße des Gudesberges die für die Lagerung und Reifung seiner Biere notwendigen Gär- und Lagerkeller aushöhlen lassen. Zur Gärung des Bieres hatte er offene große Holzbottiche und zur Lagerung des Gebräues 40 – 60 Hektoliter fassende Eichenholzfässer in die Felsenhöhlen einbringen lassen. Wegen der Alkohol- und Kohlensäurebildung bei dem Gärungsprozeß wurden offene Bottiche verwandt. Ein Abfließen der gasförmigen Kohlensäure, die schwerer als Luft ist, war auf diese Weise leicht möglich. Alkohol und Kohlensäure entwickelten sich aus der flüssigen Malzzuckerlösung der Bierwürze, begünstigt durch die Hefegabe von 0,5 Liter auf 100 Liter Würze.

Die Hauptgärung des Bieres erfolgte also im Gärkeller am Gudesberg und dauerte 8 bis 10 Tage. Auch die moderne Brautechnik benötigt noch diese Gärungszeit. Die von der Biergattung abhängige 8 bis 12 Wochen dauernde Nachgärung, Klärung und Reifung des Bieres erfolgte in den geschlossenen Holzfässern im Lagerkeller. Der für die sogenannte Spundung des Bieres erforderliche Druck war mittels eines am Faß angebrachten Spundapparates jederzeit meß- und kontrollierbar. Dies war für die Schaumbildung und die Kohlensäurebindung von äußerster Wichtigkeit. Oberstes Gebot bei der Gärung und Lagerung des Bieres ist die stete Kühlung bis zum Ausstoß, ja bis zum Verbrauch durch den Konsumenten. Bei der Lagerung sind Temperaturen zwischen 0 und 4 Grad Celsius optimal. Bei einer Kellertemperatur von mehr als 4 Grad C ist das Bier in jeder Brauerei gefährdet, weil die molekularen Partikel des lagernden Jungbieres sich bei höheren Temperaturen lösen und die gut gebundene Kohlensäure, die das Bier so prickelnd frisch erhält, ihre Bindungskraft verliert und bläschenförmig hochsteigt. Um die für die Gärung und Lagerung des Bieres notwendige Kälte zu erreichen und aufrecht zu erhalten, wurde auf dem Echo in 25 m Tiefe ein großer Eiskeller mit den Maßen 25 mal 15 m angelegt. Bei der Erzeugung von Eis war man vor hundert und mehr Jahren ausschließlich auf die Natur und ihre frostpro-

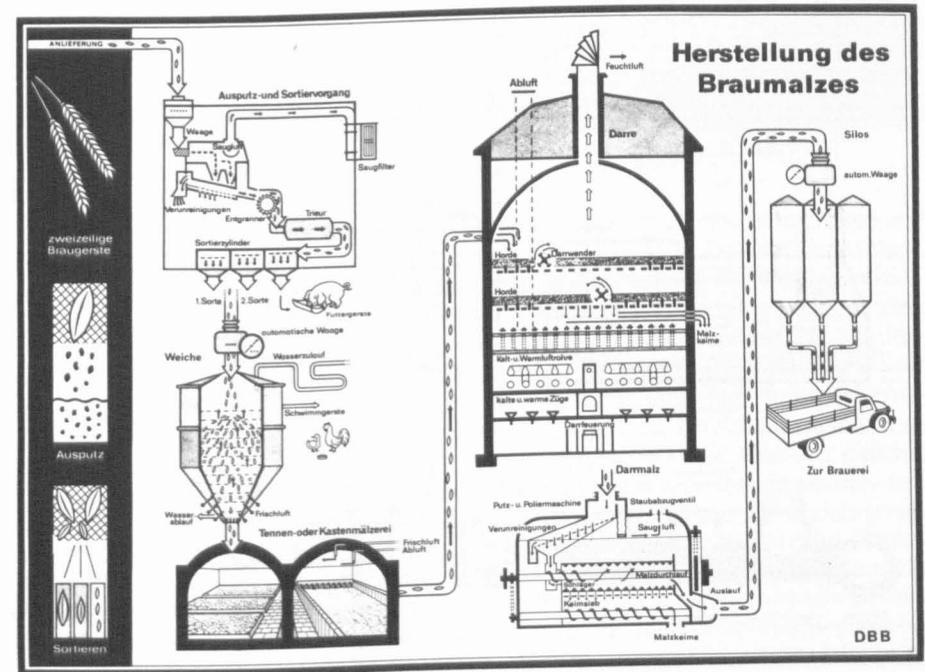
duzierende Tätigkeit im Winter angewiesen. Die jährlich wiederkehrenden Kälteperioden garantierten ein gutes Bierchen.

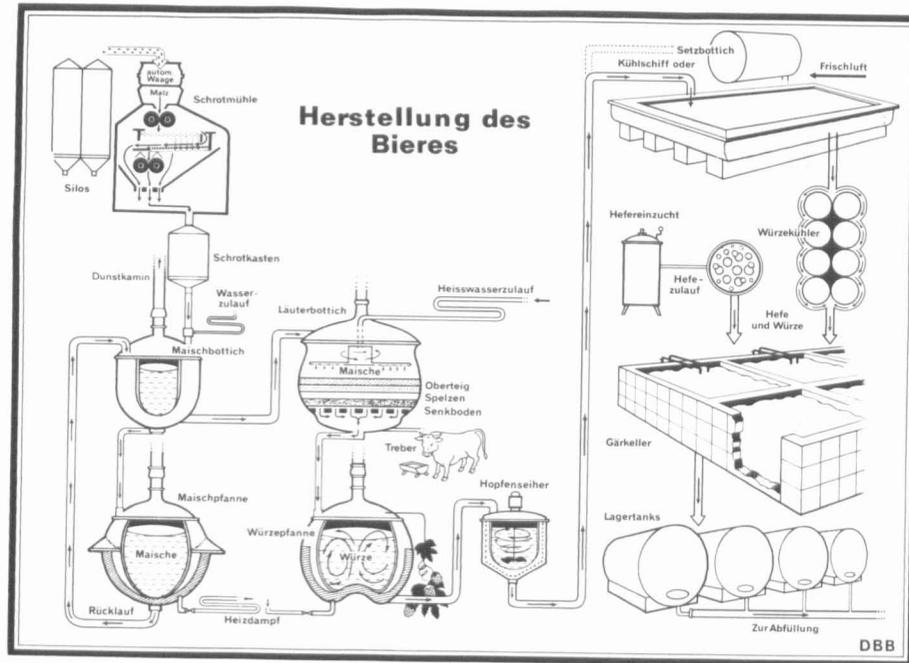
Zunächst besorgten sich die Paqué-Biermacher das notwendige Eis von sogenannten Eisweihern. Dies waren Wiesen in der Nähe der Blies, des Bosenbaches und des Todbaches, die mit einem Wassergrabensystem versehen waren und im Winter überflutet wurden. Während der frostig kalten Nächte bildete sich Eis in dicken Schollen. Diese Schollen wurden auseinandergebrochen, auf Fuhrwerke verladen und zur Brauerei gefahren. Über eine Holzrutsche wurden die kalten Klötze in den Eiskeller verbracht. Diese Rutsche stand 10 m neben der heutigen betonierte Fußgänger-treppe vom Echo zum Gudesberg.

Nach dieser eingehenden Erklärung der Bierherstellung, die der Verfasser dem letzten St. Wendeler Bierbrauer, Walter Paqué, verdankt, wieder zurück zur Geschichte der Brauerei Paqué.

1869 übergab der Gründer Michael Paqué seinen beiden Söhnen Johann und Heinrich die Bierbrauerei. Im Jahre 1878 wurde das Unternehmen in eine Offene Handelsgesellschaft (OHG) umgewandelt.

Nach dem Tode des Vaters 1884 ließen die Söhne ein neues Gebäude am Gudesberg errichten, das in seinen wesentlichen Teilen noch heute erhalten ist. In diesem Bau waren das Sudhaus und die Braustuben untergebracht. Das zur Kühlung des Bieres dringend notwendige Eis wurde im Winter auf zwei nahegelegenen Weihern gewonnen. Und was war im Sommer, wenn es keinen Frost gab? Im Sommer behalf man



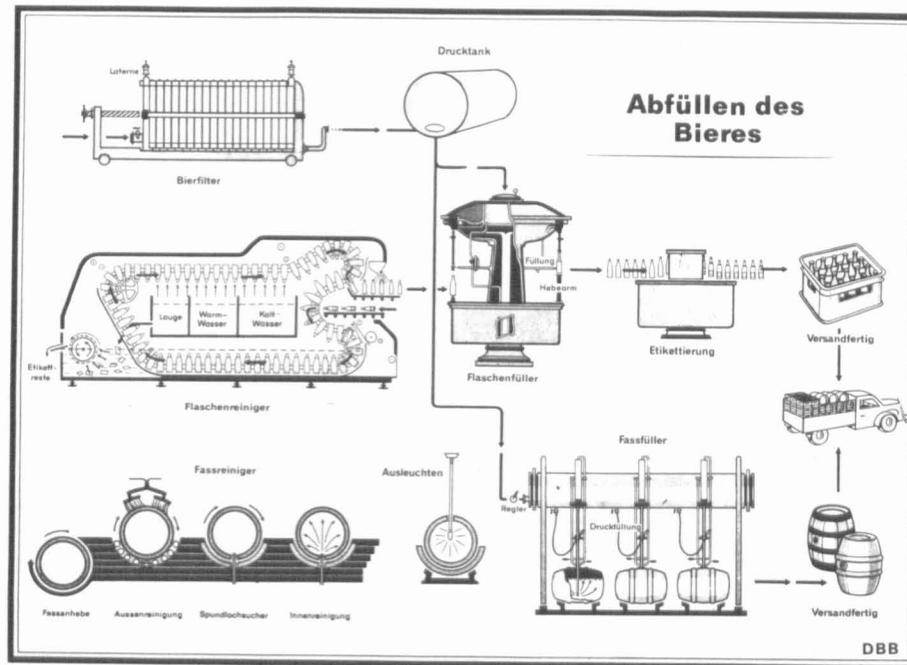


sich mit dem Eis, das man im Winter auf Vorrat gewonnen hatte. Der Eisbunker in der Tiefe des Gudesberges wurde in jedem Winter mit Eisschollen randvollgestopft. Neben der alten Gudesberggaststätte hatte die Brauereibesitzer in den 90er Jahren auch eine neuartige Konstruktion anbringen lassen, die die Leute in der Nachbarschaft „Eismaschine“ nannten, wohl deshalb, weil sie zur damaligen Zeit so neuartig war. Das reproduzierte Foto zeigt diese Anlage. Das Eisherstellungsprinzip war denkbar

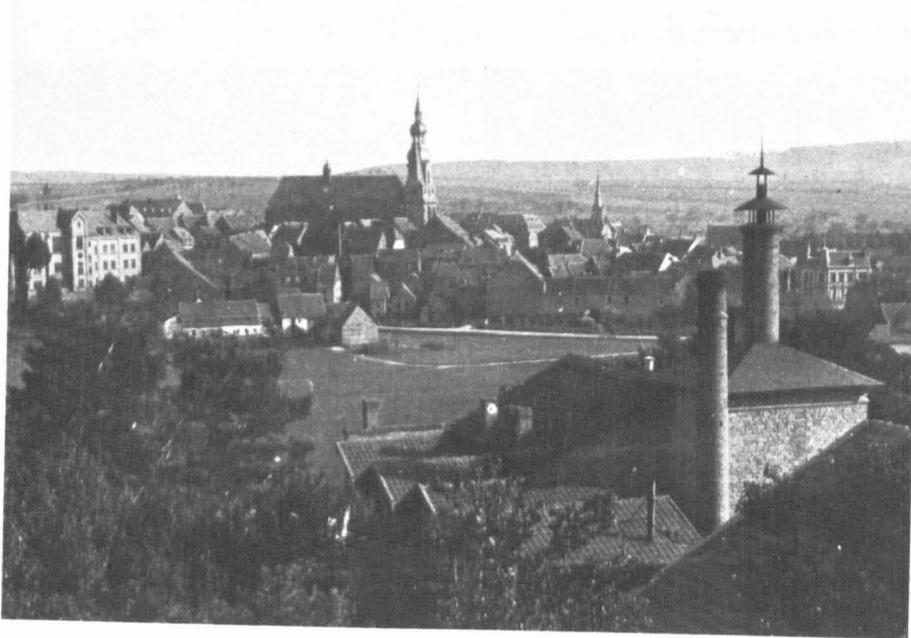


Eismaschine im Winter 1929/30. Foto: Maria Biegel/Hammerschmidt.

einfach: aus einer Wasserleitung ließ man Wasser über ein 20 mal 10 m großes und hohes Holzbalkengerüst fließen. Bei der Paqué-Brauerei war die Eisbereitungsanlage hoch über der Eisbunkerdecke neben der Eisrutsche aufgebaut. Die dicken Holzbalken, die im Abstand von 2 m jeweils mit dem Rahmenholz verbunden waren, besaßen eine über dem ganzen Holzbalkengerüst befestigte Rohrberieselung. Die Gerüstflächen wurden an kalten Tagen und in klirrenden Frostnächten ununterbrochen mit einem leichten Wasserstrahl berieselt. Bei Temperaturen unter Null froren die Wasserteile und bildeten dicke, bizarre Eiszapfen. Fröhlich, bei Arbeitsbeginn, wurden die Zapfen abgeschlagen und über die nahe Rutsche in den Eiskeller geleitet. Dies wiederholte sich mehrmals pro Schicht, besonders bei Arbeitsende wurden dem Eisbunker wieder Eiszapfen zugeführt. Je kälter also in der Zeit unserer Vorfahren ein Winter war, desto größer war der Eisvorrat der Brauerei, der damals mit dazu verhalf, Produktion und Absatz einer Brauerei zu sichern. Im Sommer mußte mit dem Eis recht sparsam umgegangen werden, da ja die Bevorratung bis zur nächsten Frostperiode ausreichen mußte. Ohne Kühlung war eine Bierproduktion und Lagerung nicht möglich. Die Stirn- und die Giebelwand des Gär- und Lagerkellers waren gleichzeitig



auch Wände des danebenliegenden Eiskellers. Durch breite Öffnungsluken im Mauerwerk drang die herabfallende eiskalte Luft stets nach unten in die Gär- und Lagerkeller und bewirkte so eine kontinuierliche Kühlung des dort eingelagerten Jung- und Lagerbieres.

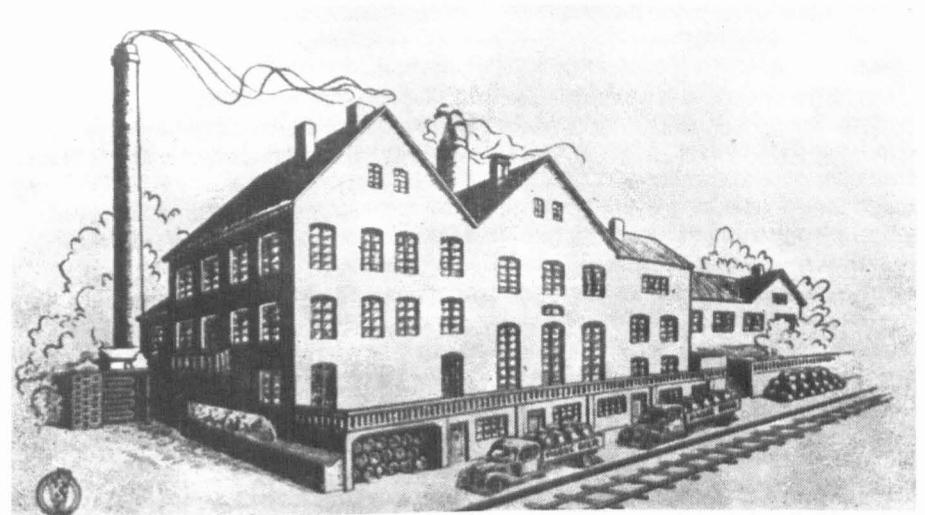


Blick vom Gudesberg, St. Wendel 1892. Im Vordergrund: Brauerei Paqué.

Nachdem die neuen Gebäude am Gudesberg 1884/85 fertiggestellt waren, (das Foto aus dem Jahre 1892 zeigt einen Blick über die Stadt mit der Brauerei im Vordergrund) wurde eine Dampfmaschine zur Energieerzeugung angeschafft. Das Sudhaus wurde von der Kelsweilerstraße in das neue Gebäude verlegt. Eine Braustube für den öffentlichen Ausschank des Gerstensaftes wurde auf dem Echo eingerichtet.

Um die Jahrhundertwende wurden nicht nur die der Brauerei angeschlossenen Wirtschaftshäuser, sondern auch zahlreiche Privatleute, insbesondere Metzger, von der Brauerei Paqué mit Eis versorgt. Jahrzehntlang bestanden Eislieferungsverträge. Bereits vor dem ersten Weltkrieg gab es einzelne Familien, die sogenannte Eisschränke aus Holz in ihren Haushalten hatten. In den größeren und besser isolierten Eisschränken der Wirtschaften hielt sich das Eis länger als eine Woche. Bei den turnusgemäßen Rundfahrten mit dem Pferdegespann wurde immer wieder neues Eis mitgeführt. Die Schränke der Wirte wurden mit Eisstücken nachgefüllt, wenn es notwendig war.

Nach dem Ausscheiden der Erben von Johann Paqué aus der Offenen Handelsgesellschaft hat Heinrich Paqué 1910 seinen Söhnen Josef und Carl die Gesellschafterrechte übertragen. Josef Paqué (1882 – 1949) leitete als gelernter Bierbrauer den Betrieb. Die durch den ersten Weltkrieg eingetretenen wirtschaftlichen Schwierigkeiten konnten bald überwunden werden. Schon 1920 wurden größere Investitionen getätigt. Das Sudhaus wurde erneuert, ein Zweiflammrohrkessel und eine Kühlma-



Brauerei Gebr. Paqué, St. Wendel.

Sammlung Walter Paqué

schine mit Stangeneiserzeugungsanlage wurden angeschafft. Die Brauerei Paqué versuchte ihren Kundenkreis ständig zu erweitern und dadurch ihren Bierausstoß zu steigern.

Durch den Anbau von 3 Malztennen, 3 Weichen und einer Zweihordendarre mit Koksfeuerung wurde es möglich, größere Gerstenmengen einzukaufen und die Vermälzung selbst in der eigenen Mälzerei durchzuführen. So ergab sich eine bessere Wirtschaftlichkeit des Betriebes. Auch schon in früheren Zeiten mußten Unternehmer auf Kostensenkung bedacht sein, wenn sie konkurrenzfähig bleiben wollten. Durch die Inbetriebnahme der eigenen Mälzerei verringerte sich auch der Zukauf von Malz bei den Handelsmälzereien. Zeitweise wurde um die Jahrhundertwende auch Braumalz bei einem Vetter der Brüder Paqué, der in der Kelsweilerstraße 12 eine kleine Mälzerei und eine Kaffeerösterei betrieb, bezogen.

Rektor Nikolaus Oberreis berichtet in seinem 1927 erschienenen Heimatbuch „Stadt und Land des hl. Wendalin“, daß die Brauerei Paqué noch 1925 etwa 4.500 Hektoliter Bier braute, während die beiden Brauereien Hohl und Riegel „längst zum Erliegen kamen“.

Der zunehmende Absatz des Paqué-Bieres machte die Vergrößerung des Fuhrparks notwendig. 1927 wurde die Kellerei durch den Einbau von Eisenbetontanks und durch die Anschaffung eines leistungsfähigeren Faßabfüllers vergrößert. Die alten Holzböttiche und Holzfässer wurden abgeschafft und durch Betongefäße mit größerem Rauminhalt ersetzt. Bis zum Beginn des zweiten Weltkrieges 1939 stieg der Bierausstoß von Jahr zu Jahr. Während des Weltkrieges wurde die Bierproduktion in beschränktem Umfang aufrechterhalten. Durch Bombenabwürfe in der unmittelbaren Nachbarschaft der Brauerei entstanden 1944 Schäden, die nach Beendigung des Krieges in den Jahren 1946/47 beseitigt wurden. Im Jahre 1948 arbeitete die letzte Bierbrauerei St. Wendels wieder unter normalen Bedingungen. 1949 übernahm Walter Paqué (geb. 1922) in der vierten Generation die Geschäftsleitung der Offenen

Handelsgesellschaft. Die immer stärker werdende Nachfrage nach Flaschenbier veranlaßte den gelernten Bierbrauer 1950 zur Anschaffung einer Flaschenabfüllanlage und einer modernen Flaschenreinigungsmaschine. Auch wurde der Fuhrpark durch die Anschaffung einiger Lastkraftwagen vergrößert, weil die Kundschaft vor allem in Spitzenzeiten öfters angefahren werden mußte. 1952 wurde die Lagerkellerkapazität durch das Einlegen von 8 zylindrischen Stahltanks vergrößert. Auch die Kapazität des Gärkellers wurde durch zwei offene Stahlbottiche erweitert. 1954 wurde die Filtrierung durch die Anschaffung von 3 Kieselgurfiltern verbessert und modernisiert. Die Umsätze stiegen zufriedenstellend. 1957 beschäftigte die Brauerei Paqué 26 Arbeiter. Sie erreichte den beachtlichen Ausstoß von bald 19.000 Hektoliter Bier und setzte noch 5000 hl Handelsware (Sprudel, Limonaden, Obstsaft und Fremdbiere) um. Der wirtschaftliche Anschluß des Saarlandes an die Bundesrepublik Deutschland am 5. Juli 1959 brachte einen Rückgang der Umsätze. Handelshöfe, Warenhausketten und Einkaufsbasare verdrängten immer mehr Lebensmitteleinzelhandelsgeschäfte und Flaschenbierhandlungen aus dem Markt und erschwerten zunehmend die Absatzmöglichkeiten des Bieres. Kleinere Brauereien mit geringem Bekanntheitsgrad und nur lokaler Bedeutung konnten sich im immer härteren Wettbewerb der großen Bierfabriken nur noch schwer behaupten. Die großen Bierbrauereien kauften nach und nach die kleineren auf oder zwangen sie zur Aufgabe der Produktion, wie schon anfangs des Aufsatzes erwähnt.



An ruhigere Zeiten erinnern die Brauereigäule der früheren Brauerei Paqué. Von den 1350 Brauereien der Bundesrepublik Deutschland halten nur noch 19 Pferde. Die modernen Bierfabriken haben schnelle Autos. Die Bierproduzenten müssen im internationalen Konkurrenzkampf mehr auf Rentabilität als auf Pflege der Tradition achten. Foto: W. Paqué.

Das Absatzgebiet der Paqué-Brauerei umfaßte den ganzen Landkreis St. Wendel und Randgebiete der Kreise Birkenfeld und Ottweiler. Die beiden Produkte der Brauerei – St. Wendeler Pils und Wendalinus-Bock – waren in unserer Gegend sehr beliebte Biere. Noch bis zum Jahre 1960 zogen zwei kräftige Brauereigäule den beliebten Gerstensaft in den alten Eichenholzfässern zu den Gastwirtschaften der Wendelstadt. Fuhrmann Heinrich Ries und sein Beifahrer Josef Lang waren stadtbekannt Bierkutscher. In die umliegenden Dörfer wurden die Biere und anderen Getränke mit Lastautos gefahren.



Der Bierheilige St. Ottmar mit dem Fässchen „Nimmerleer“.



Selbst auf den Bierdeckeln zeigte die Brauerei Paqué ihre Verbundenheit mit der Stadt St. Wendel.

Walter Paqué, der Urenkel des Gründers Michael Paqué, verkaufte 1967 das traditionsreiche Familienunternehmen an die St. Ingberter Bierbrauerei Becker. Die Bierproduktion in St. Wendel wurde eingestellt. Das seit 1665 ununterbrochen hier ausgeübte Handwerk kam im Dezember 1967 zu Erliegen.

Aber das St. Wendeler Bier besteht seinem Namen nach weiter. Auch heute noch kann man St. Wendeler Bier kaufen, auch wenn es nicht aus dem St. Wendeler Wasser, sondern aus dem Wasser der Stadt des heiligen Ingobertus hergestellt wird. Die Becker-Brauerei in St. Ingbert stellt „St. Wendeler Bier“ in großen Mengen für Handelshöfe und Warenhausketten her. Nicht nur die Flaschenetiketten mit dem Aufdruck „St. Wendeler Pils“, sondern auch die die Flaschen verschließenden Kronenkorken tragen das St. Wendeler Stadtwappen. Alljährlich zur Weihnachtszeit wird von der Becker-Brauerei auch die Marke „Wendalinus-Bock“ mit großem Erfolg auf den Markt gebracht. Die Flaschenetiketten ziert ein Bild des Stadtpatrons St. Wendalin.

Wie schon so viele kleinere Gewerbe der Stadt, wie zum Beispiel das Handwerk der Lohgerber und der Blaufärber, der Nagelschmiede und der Hufschmiede, so ist nun auch das Handwerk des Bierbrauens in der Stadt St. Wendel und in dem gesamten Landkreis St. Wendel ausgestorben. Das Bier, das hier getrunken wird, muß aus anderen Gegenden für die 90.000 Einwohner unseres Kreises „importiert“ werden.

Als letzte Zeugin einer fast vierhundertjährigen Brauertradition steht am Gudesberg noch die alte Paqué-Brauerei. Aber der massige Industrieklotz wird bald der Spitzhacke zum Opfer fallen. Die Stadtverwaltung St. Wendel hat das Grundstück am 21. September 1981 von der Becker-Brauerei St. Ingbert gekauft. Es ist beabsichtigt, eine neue Straße über das Gelände der ehemaligen Brauerei zu führen, sobald es die finanziellen Mittel erlauben. Wenn die Brauerei Paqué abgerissen ist, gibt es nur noch die „Alte Brauerei“ am Beginn der Kelsweilerstraße, neben dem Todbach, und die in St. Ingbert produzierten Biere, die an das „Sankt Wenneler Bier“ erinnern.

Dieser Aufsatz über das St. Wendeler Bier sollte nicht beendet werden, ohne an einen berühmten in St. Wendel geborenen „Biermann“ zu erinnern, der mit dem Bräuhandwerk überhaupt nichts zu tun hatte. Sein Familienname erinnert nur an das Bier. Gemeint ist der frühere Ehrensator der Technischen Hochschule München, Professor Dr. Ing. E. h. Josef Biermanns, der am 4. Juli 1966 im Alter von 74 Jahren in Kassel verstorben ist. In der 17. Folge dieser Heimatbücher ist dem Autor zahlreicher elektrotechnischer Bücher ein ehrendes Denkmal gesetzt worden.

Bei dem Einwohnermeldeamt der Stadt St. Wendel waren am 1. April 1982 18 Personen mit dem Familiennamen „Bier“ registriert. Der Name „Biermann“ stand fünfmal im Melderegister. Im Stadtteil Niederlinxweiler war fünfmal der Familienname „Bierei“ eingetragen. Es besteht kein Zweifel, daß der verbreitete Familienname mit dem Handwerk des Bierbrauens in Zusammenhang gebracht werden muß.

Wenn auch die letzte und größte St. Wendeler Bierbrauerei am Gudesberg als sichtbares Zeugnis einer fast vierhundertjährigen Bierbrauertradition in den nächsten Jahren verschwinden wird, so wird doch hierzulande die Freude am kühlen Bier nicht schwinden. Möge das Bier – wie seit Jahrhunderten – den Menschen des St. Wendeler Landes wohlschmecken. Das walte der Heilige Ottmar, der Patron der Weinbauern und Bierbrauer; und das nicht nur zur 650-Jahrfeier der Stadt St. Wendel.

Freundliche Hinweise verdankt der Verfasser Hans Dubreuil, Jakob Feller, Rainer Gerber, Hermann Hallauer, Johann Hönig, Walter Paqué, Dr. Emil Riegel, Albert Scher, Anna Scherer und Herbert Thelen.

Die Schaubilder zur Bierherstellung stellte die Gesellschaft für Öffentlichkeitsarbeit des Deutschen Brauer-Bundes e. V., Bonn, zur Verfügung.

Die Reproduktionen der historischen Fotos besorgte – mit wenigen Ausnahmen – Pressefotograf Wolfgang Hunsicker, Ottweiler.

„**B**ier wird nur
zu dem Zweck
gebraut, um getrunken
zu werden, und
dasjenige Bier,
das nicht getrunken
wird, hat eben
seinen Beruf verfehlt.“

(Der Abgeordnete Alexander Meyer am 21.1.1880 im Preussischen Abgeordnetenhaus während der Debatte über die Branntweinsteuer)

(Veröffentlicht in „WELT-REPORT“ Nr. 11 vom 12. Nov. 1981, Seite 67)

Streik und Aussperrung auf Mariahütte 1921/22

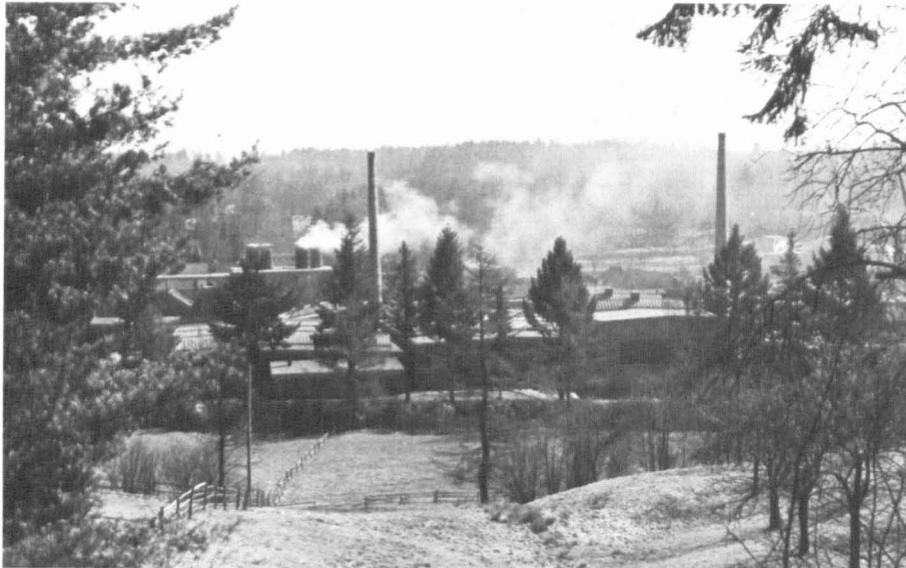
Von Karl Handfest

Das Jahr 1921 war ein Jahr von Lohnforderungen und Arbeitsniederlegungen in allen Teilen Deutschlands. Über einige Streiks ist viel geschrieben worden – andere, wie der in Mariahütte, sind völlig in Vergessenheit geraten.

Erstmals hören wir von diesem Streik durch eine kleine Notiz im „Trierischen Volksfreund“ (Nr. 249) vom Donnerstag, 27. Oktober 1921. Dort heißt es: „Mariahütte. 25. Okt. Seit Freitagnachmittag sind die Arbeiter des hiesigen Werkes wegen Lohn-differenzen in den Ausstand getreten. Bis jetzt haben die Verhandlungen noch zu keinem Resultat geführt.“

Tatsächlich waren die Lohnverträge beim Arbeitgeberverband in Trier wegen der „ungeheuren Preissteigerung“ gekündigt worden. Der Nicht-Akkordlohn auf der Mariahütte betrug im Sept. 1921 6,95 Mark.

Am 15. Oktober 1921 kam es zum Abschluß eines neuen Vertrages mit dem Arbeitgeberverband in Trier, wonach die Akkordverdienste zu erhöhen waren. Die Firma Laeis (Trier) und Feuerstein erhöhten die Löhne auch entsprechend; die Mariahütte weigerte sich.



Mariahütte vor etwa 50 Jahren.

Daraufhin legten auf Mariahütte am 20. Oktober 1921 die Akkordarbeiter die Arbeit nieder. Es handelte sich dabei zunächst, wie wir heute sagen würden, um einen „wilden Streik“, denn er kam spontan und ohne Anleitung einer Organisation. Der DMV in Trier erfuhr erst später von diesem Streik, erklärte ihn zu seiner Sache und fortan schaltete sich auch DMV-Vorsitzender Theisen hier ein. Dem Ausbruch des Streiks waren Verhandlungen zu Fragen der Akkordregelung zwischen Betriebsleitung und Betriebsrat vorausgegangen – ergebnislos, worauf die Akkordarbeiterschaft einstimmig beschloß, in den Streik zu treten. Daraufhin sperrte die Firmenleitung auch die übrigen Stundenlohnarbeiter aus. Tags darauf schließlich forderte die Firmenleitung alle Arbeiter, auch die Ausgesperrten, auf, wieder zur Arbeit zu erscheinen. Die diesbezügliche Aufforderung hatte folgenden Wortlaut:

„An P.P.

Sie sind am 22. d. M. unbefugt von der Arbeit fortgeblieben.

Wir fordern Sie hiermit auf, bis zum Mittwoch, dem 26. d. M. von vormittags 8 Uhr ab sich auf dem Betriebsbureau hier anzumelden zur Wiederaufnahme der Arbeit zu den letztvereinbarten Löhnen und zu Bedingungen, die Ihnen dann noch bekanntgegeben werden.

Wenn Sie dieser Aufforderung nicht nachkommen, so haben Sie sich auf Grund des Par. 123 Ziffer 3 der R.G.O. als entlassen zu betrachten. Das Werk bleibt dann weiterhin geschlossen.

Mariahütte, den 23. Oktober 1921.

Unterschriften.“

Der Streik ging jedoch weiter. Es wurden Streikbrecher eingesetzt und zu deren „Schutz eine Landjägertruppe aufgeboden“. Der Streik ging über Weihnachten hin – auch übers Neue Jahr. Zwischenzeitlich gerieten auch die Pensionäre der Mariahütte in Not. Ein „Aufruf zur Unterstützung der sich in großer Not befindenden Altpensionäre des Eisenwerkes Mariahütte auf dem Hochwald“ wurde veröffentlicht (Trierer „Volks-wacht“ vom 31. 12. 1921, 8. 1. 1922 u. a.). Aus dem Aufruf ging hervor, daß die Altpensionäre der Mariahütte „dort eine monatliche Pension von 15 bis höchstens 40 Mark“ erhielten und somit hungern und frieren mußten.

Um zu verstehen, was 40 Mark waren, muß man folgendes wissen: Im Trierer Raum kostete z. B. am 14. 12. 1921 ein Pfund Nudeln = 11,50 Mark, 1/2 Pfund Margarine = 20 Mark, „2 Zigarren für Sonntag = 2,40 Mark“, ein dreiviertel Pfund Malzkaffee = 4,50 Mark – am 15. Februar 1922 kosteten z. B. Herrensohlen und Absätze = 65 Mark.

Die Armut im dortigen Bereich hatte solche Folgen angenommen, daß die S.P.D. Nonnweiler zu Weihnachten 1921, am 18. 12. 1921, eine Weihnachtsfeier für arme Kinder ausrichtete. (Vorsitzender der SPD in Nonnweiler war damals der Bergmann Bernhard Ober, der 1925 auch für den Kreistag Trier kandidierte.)

Am 15. Januar 1922 fand eine Streikversammlung in Otzenhausen statt. Es wurde beschlossen, eine Delegation zum Werksbesitzer, Herrn von Beulwitz, zu entsenden, um festzustellen, ob und wie man sich verständigen könne. In dieser Versammlung wurden auch 193 Mark für die Altpensionäre gesammelt.

Der DMV Trier gab eine Verlautbarung heraus, in der es hieß: „... Der Betrieb kann morgen am Tag aufgenommen werden, wenn Herr Aug. von Beulwitz sowie Herr

Betriebsleiter Britten und besonders Herr Dr. Lack vom Arbeitgeberverband in Trier von ihrem Standpunkt der Maßregelung einiger Arbeiter abstehen.“

Über dieses Gespräch berichtete die Delegation in einer Versammlung in Kastel am 18. 1. 22 und ließ erkennen, „daß bei der Betriebsleitung keine Neigung zur Beilegung des Konflikts besteht.“ An dieser Versammlung beteiligte sich auch der Kollege Franz Metz, von der Bezirksleitung Frankfurt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes (DMV). (Dieser, geboren 1878, ist 1944 im KZ Dachau umgekommen.). Die Versammlung nahm folgende Entschließung an:



August von Beulwitz, Leiter des Werkes z. Zt. des Streiks, geb. 25. April 1861 – gest. 10. Mai 1928. „An seinem Hochzeitstage, am 27. April 1891, stiftete Aug. von Beulwitz den Arbeitern des Werks die Marienfahne, die heute noch als Betriebsfahne jedem verstorbenen Mitglied der Belegschaft das letzte Geleit gibt“, wie Ant. Jost in „140 Jahre Amt Nonnweiler“, 1958, schrieb.



Peter-Christian Britten, Betriebsleiter z. Zt. des Streiks, geb. am 20. 12. 1869 zu Losheim – sein Vater war Bürgermeister von Otzenhausen – gest. 1. 7. 1928 in Hermeskeil. 1914 – 1918 war Br. Beigeordneter in Nonnweiler.

„Die am 18. Januar 1922 im Saale des Herrn Schneider in Castel tagende äußerst stark besuchte Versammlung der Arbeiter der Mariahütte nimmt Kenntnis von dem Bericht ihres Kollegen Scholl.

Sie bedauert auf das lebhafteste die Stellungnahme des Herrn Aug. v. Beulwitz anlässlich der mündlichen Besprechung, da Herr Aug. v. Beulwitz nach wie vor seinen unversöhnlichen Standpunkt beibehält und jede gerechte Verständigung mit seiner Arbeiterschaft ablehnt. Diese Haltung des Herrn Aug. v. Beulwitz ist um so mehr zu verurteilen, da sicherlich die Arbeiterschaft der Mariahütte in vielen Jahrzehnten durch ihren Fleiß und Geschicklichkeit mit dazu beigetragen hat, das Werk zu seinem heutigen Wohlstand und imponierender Größe zu bringen.

Die Versammelten sprechen ihrer Organisationsleitung das unumschränkte Vertrauen aus und geloben nach wie vor, ihrem Verbands die Treue zu bewahren und im Kampfe auszuhalten. Gleichzeitig ersuchen sie die Verbandsinstanzen in geeigneter Weise Maßnahmen zur Anwendung zu bringen, die es ermöglichen, mit der Firma einer arbeiterfreundlichen und zufriedenstellenden Beilegung des Konfliktes zustande

Peter Hares, Arbeiter der Mariahütte, war einer der Angeklagten von Hermeskeil, geb. 1871 – gest. 1939.



zu bringen, wozu durch diese Resolution die grundsätzliche Bereitwilligkeit ausgesprochen wird.“

Am 18. Februar 1922 wurde dann der Streik auf Mariahütte beendet.

Im „DMV-Jahr- und Handbuch 1922“, Seite 71, ist im Bericht des Bezirks Frankfurt/a.M. (Bezirksleiter: G. Bernard) folgendes hierüber berichtet:

„Einen hartnäckigen Kampf, der sich fast vier Monate (vom 22. Oktober bis 18. Februar 1922) hinzog, führten unsere Kollegen auf dem Werke Eisengießerei 'Mariahütte' bei Nonnweiler (Verwaltung Trier). Die Leitung des Betriebes lehnte es ab, der Belegschaft in Stärke von 420 Mann eine Akkordpreisaufbesserung zu gewähren, wozu die Firma laut den vorausgegangenen Verhandlungen mit dem Trierer Arbeitgeberverband verpflichtet war. Alle Verhandlungen scheiterten an dem Starrsinn der Firma. Herr v. Beulwitz ließ erklären, daß er noch 'Herr im Hause sei und über seinen Geldbeutel weder der Schlichtungsausschuß noch Landrat und Staatskommissar zu entscheiden habe.' Unsere Kollegen ließen sich durch diesen Herrenstandpunkt nicht beirren. Eine traurige Rolle spielten die 'Brüder in Christo', die nach einigen Streikwochen auf der Bildfläche erschienen und den Streikbruch systematisch unter dem Schutze der Landjäger organisierten, obwohl sie bisher für die Verbesserung der Löhne keinen Finger gerührt. Unter diesen Umständen mußte durch eine Vereinbarung der Kampf beendet werden. Trotz schwerster Entbehrungen, Schikanen und dem Verrat des Christlichen Metallarbeiterverbandes hielten unsere Mitglieder bis zur letzten Stunde des Kampfes stand, ein erfreuliches Zeichen für die Trierer Gegend.“

(Im gleichen DMV-Bericht finden wir übrigens, an anderer Stelle, die Löhne für den Trierer Raum, zu dem Mariahütte damals gehörte. Sie hatten sich durch die Inflation rapide verändert: für 18- bis 20-jährige Gelernte am 1. 1. 1922 = 5,20, für gleichaltrige Ungelernte 4,55 Mark – am 31. 12. 1922 = für Gleichaltrige Gelernte = 198,- Mark, für Ungelernte 198,- / für Arbeiter über 25 Jahre: am 1. 1. 22 Gelernte 9,75 – Ungelernte 8,05 – am 31. 12. 22 = Gelernte 362,- und für Ungelernte 345,-).

Was den Christl. Metallarbeiter Verband angeht, behauptete der DMV, daß dieser „auf der Mariahütte keine Mitglieder hatte“, dann aber Streikbrecher als Mitglieder aufgenommen habe. Dazu erklärte DMV-Theisen: „Wir haben die Absicht, miteinander zu arbeiten, wenn der Christliche Metallarbeiterverband sich bereit erklärt, die Streikbrecher abzuschütteln.“

(Zum Thema „Streikbrecher“ wird heute noch in Braunshausen erzählt, daß man damals dem Streikbrecher J. M. – voller Name bekannt – „die Bäume abgesägt“ habe . . .).

Monate nach dem Streik kam es zu einem Nachspiel. Eine Reihe von Mitgliedern des DMV wurden, wegen Beleidigung und Körperverletzung, als Angeklagte vor das Schöffengericht in Hermeskeil zitiert. Ursprünglich wollte die Staatsanwaltschaft sogar Anklage wegen eines „gewaltigen Landfriedensbruches“ vor dem Schwurgericht erheben, womit sie aber nicht durchkam.

Nachdem (und trotzdem) die Hütte ausgesperrt hatte, nahmen nach zwei Monaten einige Arbeiter die Arbeit auf der Mariahütte wieder auf. Es kam daher zu einer Aussprache mit den Streikenden, wobei die angeblichen Straftaten vorgekommen sein sollen. Angeklagt wurden Theisen, Hares, Kahn, Sersch, Schreiner, Keller und Peter. Die vier Erstgenannten konnten „ihre Schuldlosigkeit glatt beweisen“, den drei Letztgenannten „war nichts nachzuweisen.“ Alle Angeklagten wurden daher freigesprochen, Schreiner, Keller und Peter wegen mangelnden Beweises.

(Bei dem Angeklagten Theisen handelte es sich um den Schlosser Mathias Theisen – 1886 bis 1936 –, Bevollmächtigter des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes in Trier – bis 1924 –, der am 21. 8. 1923 von den französischen Besatzungsbehörden ausgewiesen wurde.)

Jahre später, Ende Juli 1929, sollte die Mariahütte, wegen mangelnder Rentabilität, stillgelegt werden. In dem Werk, daß vor dem ersten Weltkrieg eine Belegschaft von etwa 450 Mann zählte (um 1860 waren es ca. 170), sind von der vorgesehenen Maßnahme etwa 400 Arbeiter betroffen.

Der im Reichstagswahlkreis Trier gewählte Reichstagsabgeordnete Emil Kirchmann schlägt daraufhin dem Reichsminister für die Besetzten Gebiete, Dr. Josef Wirth (= vorher Reichskanzler), vor, mit Hilfe günstiger Frachttarife die Lebensfähigkeit der Mariahütte zu erhalten.

Es kommt trotzdem zu Entlassungen:

In einer Quartalsversammlung der DMV-Ortsverwaltung Trier, am 13. Oktober 1929, stellte der Vorsitzende, Gustav Kirchgesser, in seinem Geschäftsbericht einen leichten Mitgliederrückgang fest, der durch die Entlassungen bei der Mariahütte (!) verursacht wurde.

Auch im Januar 1930 müssen infolge von Produktionseinschränkungen 70 Arbeiter der Mariahütte entlassen werden.

Aus dem Bereich der Christl. Gewerkschaft – CMV – war über die Vorgänge in Mariahütte nichts zu ermitteln, da in den in Mönchen-Gladbach aufbewahrten „Jahrbüchern“ 1921 und 1922 des CMV nichts darüber enthalten ist. Selbst in dem unweit Mariahütte gelegenen Merzig, damals „Saargebiet“, fand sich nicht die geringste Notiz über diesen Streik in der „Merziger Zeitung“.

Auch im Werksarchiv der Mariahütte, im Familienarchiv von Beulwitz (in Otzenhausen), sowie im Gemeindearchiv Nonnweiler ist über den hier geschilderten Streik keine Unterlage mehr vorhanden.

Zum Ende der Saargebietszeit

Nachtrag zur XVIII. Ausgabe (1979/80) des Heimatbuches

Von Gerhard Weber

In seinem Heimatbuch-Beitrag „Thallichtenberg“ (S. 140 – 149) führt Daniel Hinkelmann „Besondere Ereignisse und Vorfälle im Raume der Burg Lichtenberg in den letzten 100 Jahren“ auf. Sein geschichtlicher Rückblick beruht sowohl auf von ihm als langjährigem Burgwart verwalteten, größtenteils selbst gesammelten schriftlichen wie bildlichen Zeugnissen als auch auf persönlichen Erinnerungen und Aufzeichnungen des betagten Heimatforschers. Diese Mischung vermag vielleicht zu erklären, daß einige wenige Angaben von aufmerksamen Lesern beanstandet wurden. Die Beanstandungen beziehen sich sämtlich auf die Jahre 1934 und 1935, als die vom Deutschen Reich seit 1920 abgetrennte Saarbevölkerung zu schicksalhafter Entscheidung über ihre politische Zukunft aufgerufen war. Durch die nachfolgenden **Berichtigungen und Ergänzungen** soll den Leserwünschen entsprochen werden.

D. Hinkelmann berichtet kurz (S. 146) von einer großen Saar-Grenzlandkundgebung, die am 6. Juli 1934 auf Burg Lichtenberg mit ca. 22000 Teilnehmern stattfand. Wörtlich heißt es dann: „Hauptredner war der vom Bornerhof bei Balterweiler gebürtige Koblenzer Gauleiter G. Simon.“ Hier irrt der Verfasser.

Gauleiter Gustav Simon, der von 1931 bis 1945 an der Spitze des Gau Koblenz-Trier stand, ist am 2. 8. 1900 in Saarbrücken geboren. Der Gau Koblenz-Trier war 1931 wie der Gau Köln-Aachen durch Teilung des Gau Rheinland-Süd (Gauleiter seit 1925: Robert Ley) entstanden. Seit 1933 führte Gauleiter Simon den Bund der Saarvereine, der im Abstimmungskampf eine wichtige Rolle spielte.

Die für Simon falsche Geburtsortsangabe trifft jedoch auf einen anderen NSDAP-Amtsträger zu, den Hermeskeiler Kreisleiter Peter Schmitt, der in Bornerhof, das zu Furschweiler gehört, 1901 geboren ist.

Offensichtlich ist dem Verfasser also eine Verwechslung unterlaufen.

Als weiteren Redner nennt der Verfasser u. a. Alois Spaniol. Der Saarlouiser Kreisleiter war bis Februar 1934 zugleich Leiter der „Deutschen Front“, einem Bündnis derjenigen Saar-Parteien, die für eine Wiedervereinigung des Saargebietes mit Deutschland eintraten. Der ungeschickt taktierende Spaniol wurde abgelöst durch den Homburger Jakob Pirro auf Betreiben von Josef Bürckel, dem Gauleiter der Rhein-Pfalz und Saarbevollmächtigten der Reichsregierung.

Der Kundgebung auf Burg Lichtenberg war am 4. Mai 1934 eine ebensolche in Zweibrücken vorausgegangen, auf welcher der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, Dr. Joseph Goebbels, sprach. Weit übertroffen wurden beide Kundgebungen durch die Massenveranstaltung auf dem Ehrenbreitstein bei Koblenz am 26. August 1934. Dort hörten 300000 Kundgebungsteilnehmer, darunter 200000 Saarländer, die Rede des Führers und Reichskanzlers Adolf Hitler. Diese von großem nationalsozialistischen Propagandaaufwand begleiteten Großveranstaltungen im

grenznahen Reichsgebiet, wo sie nicht den im Saargebiet gültigen Beschränkungen unterlagen, bildeten herausragende Höhepunkte im Abstimmungskampf um die Saar.

Zur Sicherung einer völlig freien Abstimmung entsandte der Völkerbundsrat in Genf britische, niederländische, schwedische und italienische Truppeneinheiten in Gesamtstärke von 3.500 Mann ins Saargebiet, das ja seit 1920 durch eine international besetzte Regierungskommission treuhänderisch verwaltet wurde. Die Auszählung der Stimmzettel der Volksabstimmung vom 13. Januar 1935 erfolgte nicht in den einzelnen örtlichen Abstimmungslokalen, sondern zentral im evgl. Gemeindehaus (Wartburg) in Saarbrücken. Dorthin wurden auch die St. Wendeler Wahlurnen unter militärischem Geleitschutz der hier stationierten Engländer gebracht. In den Morgenstunden des 15. Januar 1935 gab der Schwede Rodhe als Vorsitzender der internationalen Abstimmungskommission das Ergebnis der Volksabstimmung bekannt. Die Saarländer hatten sich mit überwältigender Mehrheit für die Rückkehr zum angestammten Vaterland entschieden, aus nationaler Grundeinstellung: nicht wegen, sondern trotz Hitler für Deutschland. Das Abstimmungsergebnis im Kreis St. Wendel lag über dem Landesdurchschnitt von 90,7 v. H.: St. Wendel 91,8 v. H., St. Wendel-Land 94,0 v. H., Namborn 96,0 v. H., Alweiler 96,2 v. H. und Tholey 96,3 v. H.

Keinen Zweifel über das Abstimmungsergebnis lassen die beiden zeitgenössischen Fotos zu, die Daniel Hinkelmann dem Text zum Rückgliederungsjahr 1935 beigibt. Sie zeigen die Bahnhofstraße in St. Wendel „in reichem Flaggenschmuck am 14. Januar 1935.“ Diese Datierung der beiden Bilddokumente wurde von P. Dr. Eiswirth, Oberstudiendirektor am Arnold-Janssen-Gymnasium in St. Wendel, in einem Leserbrief bezweifelt:

„Das kann u. a. aus folgenden Gründen gewiß nicht stimmen. Der 14. Januar war Montag nach der Abstimmung; die Bekanntgabe des Ergebnisses erfolgte am Morgen des 15. Januar. Am Abstimmungstag und darauffolgenden Montag lag verhältnismäßig hoher Schnee. Fahnen schmuck war am Abstimmungstag und am Tag darauf nicht erlaubt; schon gar keine Hakenkreuzfahnen. Leere Fahnenstangen, z. T. mit grünen Tannenbüscheln versehen, starrten in die Luft. Nach meiner Auffassung können die Fotos frühestens ab 1. März 1935, dem Tag der Rückgliederung, aufgenommen sein. Das ergibt sich auch aus dem am Bahnhofsgiebel angebrachten Hoheitszeichen. Da die Fotos bei Sonnenschein aufgenommen sind, der 1. März aber ein trüber Tag war, sind sie wohl noch später im Jahr entstanden.

Möchte dazu bemerken, daß ich damals als Unterprimaner der Missionsschule wenn auch nicht unmittelbar beteiligt, so doch sehr interessiert miterlebt habe.“

Daniel Hinkelmann anerkannte und bedauerte die falsche Datierung. Seine Nachforschung ergab, daß er die beiden Fotos wahrscheinlich am 4. März 1935 auf der Fahrt nach Saarbrücken in St. Wendel aufgenommen hat. Die noch von ihm angeregte Richtigstellung, durch zusätzliche Anmerkungen angereichert, ist hiermit erfolgt.

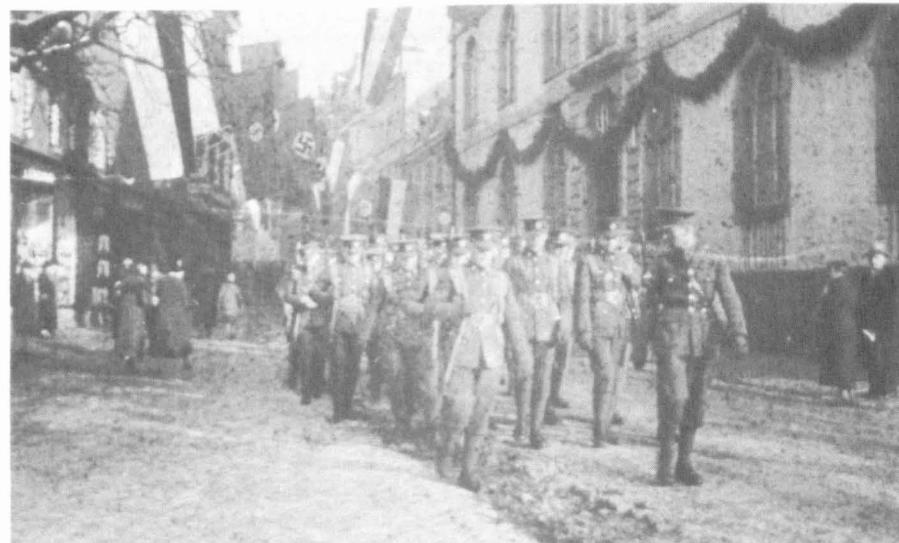
Die Datierungsfrage der beiden Fotos veranlaßte den Verfasser zu weiteren mündlichen Nachfragen bei Zeitzeugen und zu Einsichtnahme in den Jahresband 1935 jener Tageszeitungen, die bei der Stadt- und Kreisbücherei vorhanden sind.

In der Sondernummer des „St. Wendeler Volksblattes“ vom 12. 1. 1935 findet sich folgende Notiz: „Das Flaggen ist am Samstag, Sonntag und Montag streng verboten.

Auch die Deutsche Front wird gegen jeden ihrer Anhänger scharf vorgehen, der dieses Verbot der Abstimmungskommission übertritt.“ Dienstags jedoch war St. Wendel ein einziges „Fahnenmeer“, wie dieselbe Zeitung in ihrer Mittwochausgabe (16. 1. 1935) berichtet.



Vor Besteigen des Sonderzuges auf Bahnsteig 2.



Die Engländer marschieren durch die fahnen geschmückte Schloßstraße zum Bahnhof.

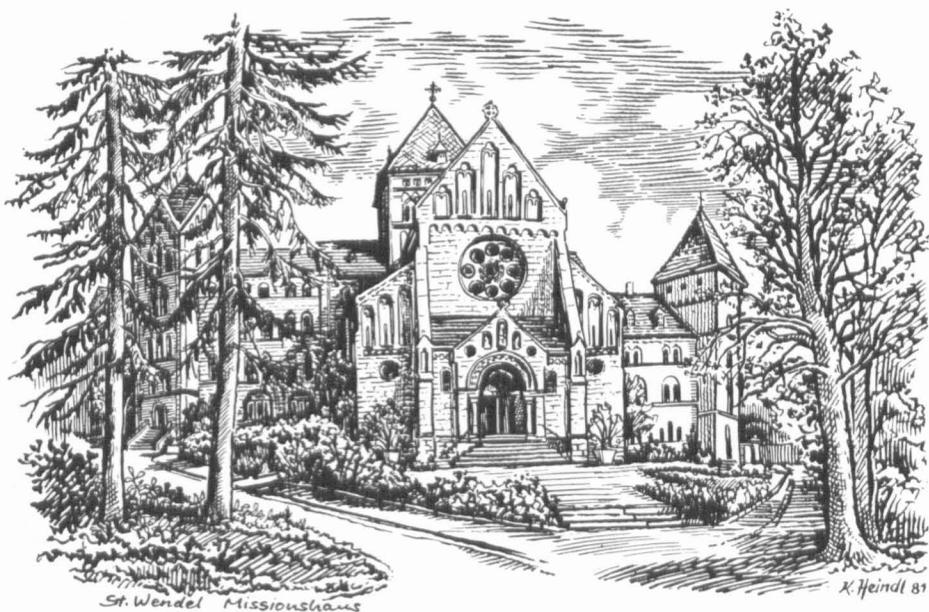
Das Organ der Deutschen Front, die „St. Wendeler Zeitung“, registriert am 20. Februar den Abzug jener englischen Kompanie, die seit dem 22. Dezember 1934 im Mariensaal des Hospitals einquartiert war. Die Offiziere jener zum Regiment Essex gehörigen Truppeneinheit waren im „Hotel zur Post“ untergebracht. Der Sonderzug mit den Engländern, welche für einen reibungslosen Ablauf der Saarabstimmung vom 13. Januar 1935 zu sorgen hatten, verließ den St. Wendeler Bahnhof am Dienstag, dem 19. Februar 1935, um 11.20 Uhr, in Richtung Saarbrücken-Reims. Die „St. Wendeler Zeitung“ schrieb darüber am 20. Februar: „Zum letzten Male waren die Häuser im Zeichen unseres Protestes gegen die Willkür einer landfremden Regierung geflaggt. Und war es nicht so, daß ein Teil unserer Besatzung glaubte, der Fahnen-schmuck gelte ihm.“

Eine Woche vor der Rückgliederung des Saargebietes an das Deutsche Reich verließ auch der neutrale Kreispolizeioffizier de Morris (am 22. Februar 1935) St. Wendel, um über Berlin nach Kanada zurückzukehren.

HERRMANN, Hans-Walter/SANTE, Georg Wilhelm: Geschichte des Saarlandes (Territorien-Ploetz). Würzburg 1972.

HÜTTENBERGER, Peter: Die Gauleiter. Studie zum Wandel des Machtgefüges in der NSDAP. Stuttgart 1969 (Schriftenreihe der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte Nr. 19).

ZENNER, Maria: Parteien und Politik im Saargebiet unter dem Völkerbundregime 1920 – 1935. Saarbrücken 1966.



Das Missionshaus St. Wendel zur NS-Zeit

Von P. Elmar Stier

Der Selige P. Arnold Janssen hatte 1898 nach längerem Suchen und der Prüfung mehrerer Angebote noch persönlich die Gründung des Missionshauses in St. Wendel durchgeführt. Es war die vierte Niederlassung der noch jungen Gesellschaft des Göttlichen Wortes, der Steyler Missionare. Der Stifter dieses weltumspannenden katholischen Missionswerkes hatte der Niederlassung mehrere Aufgaben gestellt. Es sollten neue Helfer geworben und herangebildet werden, die sich als Patres (Priester) oder als Ordensbrüder der Gesellschaft anschließen würden; im südwestdeutschen Raum sollte der Missionsgedanke verbreitet und die Verbindung zur Ortskirche fester geknüpft werden; schließlich wurde ein Beitrag zur wirtschaftlichen Leistungskraft des großen Gesamtunternehmens in Heimat und Mission erwartet.

Die ausgedehnte Anlage in St. Wendel gliederte sich in zwei Komplexe, das Hauptgebäude mit Kirche, Kloster, Schule und Internat und in einiger Entfernung davon die landwirtschaftlichen Gebäude mit Werkstätten und Ausbildungsbetrieben. Das weite Land wurde genutzt in Gärten, Feldern, Wiesen und Wäldern.

Der für das Deutsche Reich verlorene Krieg 1914 bis 1918 löste das Saargebiet für fünfzehn Jahre aus dem Reichsverband. Die neugeschaffene Grenze führte unmittelbar an den Hofgebäuden vorbei. Die Verbindungen des Klosters ins Reich blieben aber intakt, die Aktivitäten des Missionshauses über die neuen Grenzen zu den übrigen Niederlassungen des Ordens und in die Rheinlande und in die Pfalz waren unbehindert.

Die Abstimmung am 13. Januar 1935 beendete das Völkerbundregime und gliederte das Saargebiet wieder in das Deutsche Reich ein, das allerdings seit Januar 1933 unter einer neuen Führung stand, die mit einschneidenden Gesetzen, Verordnungen und personellen Maßnahmen die nationalsozialistische Ideologie zur totalen Geltung zu führen begonnen hatte. Daß der Nationalsozialismus mit der Kirche in Konflikt geraten würde, war die Sorge und begründete Befürchtung vieler. Und es war die Frage, welchen Arbeitsraum und welche Wirkmöglichkeiten das Dritte Reich dem Missionshaus, dieser eminent kirchlichen Einrichtung, belassen werde mit seiner internationalen Zielsetzung und Verflechtung, verpflichtet der Werbung für das Reich Gottes und der Ausbreitung des katholischen Glaubens.

In den ersten Jahren waren noch keine gesonderten und gezielt gegen das Missionshaus gerichtete Maßnahmen zu erkennen. Der Vertrieb der in Steyl (Holland) gedruckten Zeitschriften (Stadt Gottes, Steyler Missionsbote, Wochenpost, Jesusknabe, Michaelskalender) verblieb ohne Einbrüche auf dem gewohnten hohen Stand. Wegen der scharfen Devisenbestimmungen wurden die Zeitschriften für Elsaß-Lothringen nicht mehr über St. Wendel versandt und verrechnet. Ein Ordensbruder nahm in Saargemünd Wohnung. Die Zeitschriften kamen von Steyl über Luxemburg dorthin, und in einem mühsamen Einmannbetrieb konnten die treuen Bezieher in Frankreich weiter beliefert werden.

Die Zahl der Ordensmitglieder, die das Haus zur Heimat hatten, war bis zur Vertreibung konstant: 35 Patres, 94 Ordensbrüder und 24 Brüdernovizen. Die Anmeldung für das Gymnasium (mit Internat) und zur beruflichen Ausbildung nahm in den Jahren des NS-Regimes eher noch zu. Es konnten nicht alle, die sich bewarben, aufgenommen werden. Beide Ausbildungsgänge wurden ausschließlich für solche junge Männer angeboten, die beabsichtigten, sich nach Abitur bzw. Lehre dem Orden anzuschließen. Sie lebten im Internat (mit nur vier Wochen Unterbrechung jährlich zu Ferien in der Heimat in ihren Familien), sie wurden erzogen und ausgebildet von den ordenseigenen Fachleuten. Das Missionshaus war eine in sich abgeschlossene eigene Welt. Es gab kaum weltliche Angestellte. Versuche der Partei, die Internatsschüler den nationalen Jugendverbänden anzuschließen, hatten keinen Erfolg. In diesem Punkt sollten die NS-Behörden all die Jahre hindurch recht behalten, daß diese katholische Schule, Lehrer wie Schüler, deutlich und beeindruckend dem Eindringen nationalsozialistischen Gedankengutes aus christlicher Überzeugung Widerstand leistete.

Nach dem Abitur konnten sich die Gymnasiasten für die priesterliche Laufbahn entscheiden. Sie wechselten dann zu Noviziat und Theologiestudium an die ordenseigene philosophisch-theologische Hochschule nach St. Augustin bei Bonn über. Diejenigen, die die Berufsausbildung abgeschlossen hatten, wurden nach Noviziat und Probejahren in St. Wendel zu Ordensbrüdern. Für beide Gruppen stand entsprechend dem Entscheid der Oberen in Rom dann der Weg in die Missionsgebiete offen. Das Gymnasium war mit 310 Schülern all die Jahre bis auf den letzten Platz gefüllt. Bei der großen Zahl von Anmeldungen wurden manche für die drei ersten Gymnasialjahre an die Zubringerschule St. Paul bei Wengerohr (Mosel) überwiesen. Diese wechselten mit der Untertertia nach St. Wendel über. Die Zahlen der Aufnahmen, (in St. Wendel und St. Paul zusammen) betragen 1935 bis 1939 87, 79, 56, 58 und 51; die Zahlen der Abiturienten 1936 bis 1940 27, 16 und 24, 34, 37, 48. Von diesen Abiturienten entschieden sich fast alle zum Theologiestudium und zum Eintritt in die Gesellschaft des Göttlichen Wortes (SVD); ab 1938 führte der Weg bei vielen aber zunächst in den Reichsarbeitsdienst und zur Wehrmacht.

Die ersten ernsten Schwierigkeiten kündigten sich im Frühjahr 1937 an. Die konfessionell geführten Schulen im Gau Saar-Pfalz wurden in Gemeinschaftsschulen verwandelt und so für den ungehinderten Einfluß des NS-Geistes auf die Erziehung der Jugend geöffnet. Am 31. Juli 1937 erfuhr die Bevölkerung durch einen Artikel in der Saarbrücker Zeitung in großer Schlagzeile von „Gemeinheiten des politischen Katholizismus“, von dem „verbrecherischen Komplott geistlicher Staatsfeinde in St. Wendel“, von „... Ordenspriestern und Ordensschwwestern in trauriger Verschwörung gegen den Staat“. Das staatsfeindliche Treiben in den Klöstern und in den Orden sei bekannt, die Klosterschulen seien Brutstätten der politischen Jugendverderbnis. Man vermutete in den Kellerräumen des Missionshauses eine konspirative Druckerei. In St. Wendel wurden über zwanzig Personen verhaftet, drei aus dem Missionshaus, unter ihnen P. Rektor Backes. Zu einer Gerichtsverhandlung kam es nicht. Die Inhaftierten wurden nach und nach wieder entlassen, die letzten fünf, auch der Rektor des Missionshauses, erst nach einem halben Jahr. Die Aufhebung der Haft wurde damit begründet, daß nach Lage der Sache höhere Strafen als die durch die Untersuchungshaft abgebußten nicht zu erwarten seien. Immerhin hatten die Machthaber ein Zeichen für ihre Entschlossenheit gesetzt und bewiesen, daß ihnen jede Methode recht sei.

Das Urteil des Reichsfinanzhofes vom 29. Januar 1938, mit dem allen Klöstern die Gemeinnützigkeit aberkannt worden war, traf auch die Buchhandlung des Missionshauses. Sie hatte sich jetzt in „Missionsbuchhandlung“ umzubenennen. Der neue Name sollte das Unternehmen despektierlich erscheinen lassen und das Missionswerk überhaupt als undeutsch abgetan werden.

Die Wiederaufrüstung Deutschlands, der Einmarsch in die entmilitarisierte Zone am Rhein, Kriegsgefahr und Kriegsdrohung brachten Unruhe und Veränderungen auch in die stille Zone des Klosters. Ab 1938 mußte das Missionshaus immer wieder Räume für die Soldaten zur Verfügung stellen. Am 24. Juni 1938 kam ein erstes Vorkommando. Flak aus Königsberg in Ostpreußen belegte Teile des Hauses bis Januar 1939. Mitte August 1938 zogen für gut acht Tage 400 Soldaten der Panzerabwehr ein, schließlich wurde Ende September der ganze erste Stock von Soldaten bewohnt, die in der Gegend Manöver abhielten. Bretterwände trennten die von den Soldaten belegten Teile ab von den Wohnungen und Arbeitsräumen der Ordensleute und Schüler. Mitte Juni 1939 richtete sich eine Pionierabteilung in der Turnhalle ein. Sie baute ringsum Bunker, unter anderem zwei große Befehlsbunker auf dem Hof für das Stabskommando. Im Keller des Missionshauses wurden Telefonleitungen verlegt, während Stabsoffiziere aus Wiesbaden anreisten, die das Haus auf seine Verwendung im Kriegsfall prüfen sollten. Ende August 1939, kurz vor Kriegsausbruch, wurde der ganze Südflügel und weitere Teile des Missionshauses beschlagnahmt. Das Korpskommando unter dem kommandierenden General von Schroth zog mit etwa 40 Offizieren und 200 Soldaten ein; der Stab Ia nahm auf dem Hof Quartier. Nur der Nordbau des Missionshauses stand der Ordensgemeinschaft noch zur Verfügung, aber auch hier mußte noch ein großer Raum als Speisesaal den Offizieren abgetreten werden, sowie einzelne Zimmer den Postbeamten als Nachrichtenvermittlern des Stabes.

Daß die Nationalsozialisten mit ihrem Druck auf die Klöster nicht nachlassen würden, war schon längst deutlich geworden. So wurde St. Wendel Zufluchtsort für die Bewohner anderer Missionshäuser, die von den Nazis schon eher beschlagnahmt, umgewandelt oder geschlossen worden waren. So kamen am 18. April 1938 die elf ersten Schüler von St. Paul nach St. Wendel, im Dezember 1938 sieben Schüler aus St. Rupert in Österreich. Zum Schuljahr 1939/1940 siedelten Schüler über aus den Missionshäusern in Steyl (Holland), Bad Driburg, Geilenkirchen und wieder St. Rupert.

Kriegsgefahr und Unterdrückungsmaßnahmen des NS-Regimes machten endlich die Schüler des Missionshauses St. Wendel selbst zu ruhelosen Wanderern. Im Sommer 1939 waren die Schüler auf unbefristete Zeit in die Ferien gefahren, das Haus wurde ja fast ganz von der Wehrmacht genutzt. Anfang Oktober durften die Schüler der oberen Klassen mit Einwilligung des Korpskommandos zurückkehren, die unteren Klassen zu Allerheiligen. Obwohl eine Anzahl Schüler die Schule verließ, weil laut Verordnung vom 9. September 1937 Beamtenkinder nicht ohne zwingende Gründe Privatschulen besuchen durften, herrschte spürbarer Platzmangel. Daher wechselten von den 306 Schülern 107 mit ihren Lehrern an die ordenseigenen Schulen mit Internat nach Driburg über, 33 nach St. Arnold bei Rheine in Westfalen. Im August und September 1939 waren 52 Ordensbrüder und im Dezember auch Schüler zum Militärdienst eingezogen worden. Dadurch wurde soviel Platz frei, daß man Februar 1940 die Schüler aus Driburg und St. Arnold wieder zurückholen konnte. Aber die Tage der Schule waren gezählt. Ein Erlaß des Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vom 9. November 1939 hatte die Schließung sämtlicher Missions-

schulen zu Ostern 1940 verfügt. Ostern 1940 mußten also alle Schüler, die ohne Schwierigkeiten anderswo ein öffentliches Gymnasium besuchen konnten, die Missionsschule verlassen. Der Rest, 167 Schüler, wurde vom Gymnasium der Stadt St. Wendel übernommen. Solange dort aber nicht genügend Räume und Lehrkräfte vorhanden waren, durften diese Schüler weiter im Missionshaus unterrichtet werden und wohnen. Nach den Herbstferien war schließlich auch der Unterricht im Missionshaus zu Ende. Die Missionsschule, 1899 eröffnet, hatte aufgehört zu existieren. Die Schüler wohnten zwar noch im Haus, den Unterricht erhielten sie aber nunmehr am Gymnasium in der Stadt.

Mit dem siegreichen Vordringen der deutschen Truppen im Westen hörte endlich auch die Beschlagnahme der Räume durch die Wehrmacht auf. Am 16. Juli 1940, nach mehr als zwei Jahren, stand das Haus der Ordensgemeinschaft wieder ganz zur Verfügung. Aber schon am 25. September wurden aufs neue drei Batterien Artillerie ins Missionshaus verlegt. Die Soldaten nahmen im Südbau Wohnung, die Geschütze standen auf den Spielplätzen. Diese Truppe, 450 Mann, war noch im Haus, als die Gestapo die Beschlagnahme des Hauses vornahm.

Am Freitag, dem 10. Januar 1941, erschienen um 10 Uhr etwa 20 bis 30 Beamte der Geheimen Staatspolizei Saarbrücken in Zivil. Nur der Chef trug Uniform. Sie drangen durch die verschiedenen Eingänge ins Haus ein und forderten alle Hausbewohner auf, in den Speisesaal der Patres zu gehen. P. Provinzial und P. Rektor wurden ins Sprechzimmer an der Pforte beordert. Hier wurde ihnen die Beschlagnahme des Hauses mitgeteilt, die Verfügung vorgelesen und P. Provinzial übergeben. Der Empfang mußte schriftlich bestätigt werden. Gründe für die Beschlagnahme wurden nicht mitgeteilt.

Während der Besprechung an der Pforte wurde auch den übrigen Hausbewohnern die Beschlagnahme der Niederlassung und die Ausweisung aus den Bezirken Saarpfalz, Trier und Koblenz mitgeteilt. Danach gingen die Hausbewohner in ihre Zimmer, um die persönlichen Sachen zu packen. Jeder mußte unterschreiben, daß er den Ausweisungsbefehl aus den drei Bezirken erhalten hatte, und Angaben machen über die persönlichen Sachen, die er noch nicht hatte einpacken können. An der Pforte waren drei große Omnibusse bereitgestellt, um 15.15 Uhr begann die Fahrt. In St. Augustin, dem Missionspriesterseminar bei Bonn, erhielt man erst um 17 Uhr die Nachricht von der Anreise der Mitbrüder aus St. Wendel. Um 23 Uhr kam die Gruppe von etwa 60 Personen dort an. Im Missionshaus St. Wendel blieben drei Patres zurück: P. Rektor zur Abwicklung der Geschäfte und zur seelsorglichen Betreuung der Zurückgebliebenen, P. Präfekt zur Einführung der neuen, vom Staat bestimmten Internatsleiter, P. Ökonom zur Weiterführung des landwirtschaftlichen Betriebes, dazu kamen noch sieben bis acht Ordensbrüder als Personal in der Küche, in der Bäckerei, Metzgerei, Hausmeisterei und für die Betreuung der Tiere. 15 junge Männer in oder mit handwerklicher Ausbildung mußten bleiben. Von den 120 Schülern wohnten vorerst noch 90 im Hause, 30 waren von ihren Eltern sofort abgeholt worden. Proteste, Verhandlungen, Einlassungen, das Einschalten wichtiger Persönlichkeiten, das alles hatte keinen Erfolg. Stichhaltige Vergehen gegen Gesetze konnten weder der Niederlassung im Ganzen noch auch einzelnen Mitgliedern vorgehalten werden. Trotzdem bestand keine Aussicht, mit den Mitteln des Rechtsstaates eine Revision der Maßnahmen zu erreichen. Ohne sich mit Begründungen aufzuhalten, stellten die Erlasse des Reichsministers des Innern vom 21. März 1941 lapidar fest, daß das Vermögen

der Steyler Missionare, soweit es dem Kloster St. Wendel zur Verfügung gestellt war, volks- und staatsfeindlichen Bestrebungen gedient habe. Durch Verfügung des Reichsstatthalters in der Westmark und Chefs der Zivilverwaltung in Lothringen mit Amtssitz in Saarbrücken vom 19. September 1941 (mit Nachtrag vom 24. November) wurde daher das Vermögen der „Soverdia“, Gesellschaft für Gemeinwohl mbH in Kaldenkirchen, soweit es der Ordensniederlassung der Gesellschaft des Göttlichen Wortes (Steyler Missionare) in St. Wendel zur Verfügung gestellt war, eingezogen. Ab 1. August 1941 verwaltete Diplomkaufmann Ludwig Laudenklos aus Ludwigshafen das Anwesen als Treuhänder.

Das Internat im Missionshaus war mit 140 Schülern bis Ostern 1941 unter der Leitung zweier von den Behörden benannter Assessoren aus dem Lehrkörper des Gymnasiums in der Stadt weitergeführt worden. Nach Ostern 1941 begann dann der Aufbau der „Napola-Schule“. Von dieser Schulart gab es bis zu diesem Termin im ganzen Reich 21. Auf einem Festakt in Backnang am 22. April 1941 wurde in Anwesenheit des Reichsministers Rust bekanntgegeben, daß mit diesem Tag zehn weitere Anstalten dieses Typs ihren Betrieb aufnahmen, unter diesen zehn auch St. Wendel in der Westmark. Am 12. Februar 1941 war bereits eine Gruppe der nationalpolitischen Erziehungsanstalt Oranienstein bei Diez an der Lahn, die seit 1934 bestand, als Vorkommando nach St. Wendel verlegt worden. Mit Erlaß vom 23. Mai 1941 gab die Inspektion die Werbung und Musterung von Jungmännern für diese Schule frei. Zur ersten Prüfung für die Aufnahme in die „Napola“ stellten sich 80, zur zweiten 184 Jungen. Aus dieser Zahl ließ der Erziehungsprüfer, wobei besonders an die körperliche Eignung strenge Maßstäbe angelegt wurden, nur 60 Jungen zu. Mit den von Oranienstein abkommandierten Jungmännern kam der erste Lehrgang auf 100 Teilnehmer, im Herbst 1942 waren es 160; die Zahl sollte schließlich auf 260 anwachsen.

Die Veränderungen während dieser Zeit fügten dem Missionshaus erheblichen Schaden zu. In den Werkstätten, im Museum, in den Schulräumen und Schulsammlungen ging vieles verloren. Bibliothek und Archiv wurden von den fremden Leuten durchgemustert, verlagert, zum Teil vernichtet. Manches wurde mutwillig beschädigt und zerstört.

Die neue Leitung trug sich mit Plänen, das Missionshaus baulich den neuen Zwecken anzupassen. Noch sind Entwürfe vorhanden, wie man die Kirche in zwei Geschosse aufteilen wollte, so daß ein Raum für Feierlichkeiten mit allen nötigen Nebenanlagen entstände.

Trotz der Beschlagnahme des ganzen Klosterbesitzes blieb all die Jahre hindurch eine kleine Gruppe von Ordensleuten auf dem Wendalinushof zurück. Sie wurden dienstverpflichtet und von der Verwaltung offiziell übernommen. Nachdem die neue Schule in das Missionshaus eingezogen war, tauchte die Frage auf, ob der landwirtschaftliche Betrieb, die Ländereien und Wälder ungeteilt bei der Napola bleiben sollten. Das kluge Vorgehen von P. Becker verhinderte, daß der Besitz auf 100 Hektar verkleinert oder in Parzellen für andere Bauern aufgeteilt wurde. Im Frühjahr ging die Verwaltung des landwirtschaftlichen Betriebes an die Bauernsiedlung Westmark über. Verhandlungen der Napola beim Finanzamt der Stadt Saarbrücken, daß der Hof bei der Schule verbliebe, kamen nur langsam voran. Die Umschreibung des Besitzes wurde nicht energisch betrieben, sondern immer wieder verschoben. Der endgültige Termin war schließlich auf die Woche angesetzt, in der die Amerikaner einrückten. So kam es, daß bei Kriegsende Grund und Boden unverändert im Kataster als Eigentum des Ordens eingetragen war.

Am 1. September 1944 kamen die ersten Flüchtlinge aus Lothringen auf den Hof in ein Sammellager. Bald fand ein Teil dieser Leute in der Umgebung Wohnung, andere zogen in die Pfalz. Einige Familien, Buchenländer, blieben auf dem Hof und arbeiteten mit. Auch aus der Stadt St. Wendel zogen einige Familien herauf, weil sie sich in der Nähe der großen Bunker vor Fliegerangriffen sicherer fühlten.

Das Ende des Krieges kündete sich mit dem Vorrücken der alliierten Truppen auf die deutsche Reichsgrenze an. Als die Amerikaner näherkamen, zogen die Lehrer und Schüler der Napola eiligst am 17. März 1945 ab, ebenso der Sicherheitsdienst, der wenige Monate vorher Quartier genommen hatte. Es kamen gefährliche Tage für das Leben und Eigentum der auf dem Hof verbliebenen Ordensangehörigen. Am 19. März rückten amerikanische Truppen in St. Wendel ein. Sie fanden das Missionshaus ganz unbewohnt vor. Sie sahen noch überall die Zeichen der Naziherrschaft und begannen, das vermeintliche Nazieigentum rücksichtslos abzuschleppen oder zu vernichten. An der Plünderung beteiligten sich auch manche Leute aus der Stadt, die das, was nicht zerschlagen wurde, für sich retteten. Auch die ehemaligen russischen Zivilarbeiter aus dem Barackenlager oberhalb der Wendalinuskapelle griffen zu. Sie waren ja nun befreit und benahmen sich als die Herren der Gegend.

Sogleich mit dem Einmarsch der Amerikaner übernahm P. Becker mit den Ordensbrüdern das Kommando auf dem Hof. Sie retteten, soviel sie konnten. Im Missionshaus folgte auf die Einquartierung von bis zu 800 amerikanischen Soldaten eine englische Fliegerformation, die im Juli von französischen Truppen abgelöst wurde.

Es war ein bewegendes, denkwürdiges und verheißungsvolles Ereignis, als am 12. August 1945 zum ersten Mal wieder seit der Aufhebung des Klosters im Januar 1941 die hl. Messe in der Missionshauskirche zelebriert werden durfte. Am 24. August erhielten die Ordensangehörigen dann auch die Erlaubnis, einen kleinen Teil des Missionshauses wieder zu bewohnen, den ihnen das französische Militär freiließ. In einige Räume mietete sich das Fürsorgeamt für Kriegsversehrte ein.

Am 8. Oktober 1945 trafen die ersten zwölf jungen Leute ein, mit denen der eigene Schulbetrieb wieder aufgenommen wurde. Am 1. September 1946 war die Zahl der Schüler an der Missionsschule bereits auf 87 gewachsen und ab 1. Oktober 1946 (bis 1950) konnten 60 Schüler vom Jungengymnasium der Stadt den Südbau als „Internat“ bewohnen.

In einer feierlichen Zeremonie übergab ein französischer General am 28. Oktober 1945, acht Tage nach dem Fest des Hauspatrons, des hl. Wendalin, die Kirche offiziell der Hausgemeinschaft, die sich aus der großen Zerstreuung wieder zusammengefunden hatte.

Seit Anfang 1946 steht das ganze Anwesen wieder zur Verfügung des Ordens. Nun galt es, die Spuren aus der NS-Zeit zu tilgen, das Haus wieder in ordentlichen Stand zu versetzen und neues Wachstum zu ermöglichen. Von vielen Seiten kam Hilfe. Es war wie eine Neugründung. Bis das Missionshaus St. Wendel schließlich wieder in der früheren Form präsent war und den Zielen dienen konnte, für die es der Selige P. Arnold Janssen ins Leben gerufen hatte.

De Kuhschreck

– Ein Oberlinxweiler Original –

Von Heinrich Schwingel

Wenn die Großowends vor em offene Owedierche gehuckt on gesponn hat, dann hat se us Kenna emma Geschichtcha vazehlt. Än hat ma so gut gefall, daß ich se net vergeß han. Die will eich uch ach emol verzehle. „Die Geschicht vom Kuhschreck“. Ma hat ach „Roterches Amschel“ on „Flehpeter“ zu em gesat. Wie a rechtich gehäsch hat, ha mir Kenna net gewuscht, un eich wells ach jetzt net varote. Wo a herkomm es wäs eich ach net – der war änfach do – so en die Gehend gerotzt wie die alt Letsch on die alt Breck on die digge Belle an da Breckebach. Der es ach net alt wor, der muß schon alt gewen sen, wie a of die Welt komm es. Eich kennt ma dene ach gar net vorstellen met eme so e schene kläne rosa Doges wie mir äna hotte. Wenn de Kuhschreck met dorchgesacktem Bauch iwa de Fawrecka Wäch en Richtung Unnadorf gezo komm es – Stick for Stick, met Zwischepause – dann war Freidach. An da alt Breck hat a dann gewart, bis es Meddach gelaut hat. Freidachs gibts Gromberesopp on Waffele – ach en Miehlebauasch on en Trappe – on de Kuhschreck hat sei Verwandtschaft in Ehr gehall on das wuschde ma ach se schätze on han äwe e Stoß Waffele on e Hawe voll Sopp meh gekocht. Frija hat ma jo die Hausdiere net zugesperrt on so konnt sich de Kuhschreck of sei Stammplätz hucke on de Gerdel ofmache. De Hund on die Katz han sich so langsam vazo – die han jo so empfindliche Nase. Geschwätzt hat ar ach net – ma konnts em an de Awe ablese. Die Gromberesopp hat schon henne om Owe gestann on de Stoß Waffele es emma heja wor on es dann met so eme bestimmte Schwung of de Disch transpordiert wor. Die Sopp es gleich am Owe en die Dellere geschäbt on jedem an de Disch bracht wor. Bei nein Leit om de Disch erom war kä Plätz vor de Debbehawe – on de Kuhschreck war jo ach do. On wie anstennich der war – a hat sich neischd selbschd geholt. On wann a dann e Stoß Waffele on e Hawe voll Sopp verdreckt hot, hat’s em en da Boggs angefang se gnischdere – dann es em de Dreck vom Bauch abgeplatzt. Do hot ar e Badent drof. Wassa on Säf on e Handuch hat a net gebraucht. E kläne Stubbser war schon netich om ene of die Bän se bringe. On dann hat ne jo ach de Tuwak gelockt on dene konnt a bei us net krien – do war de Miehlebaua zustännich. Der hat dene Marschall en da blo Tut geraucht en eme erdene Klebche. Än Peif gestobbt on e Gauschel voll Reserve es dort emma abgefall. Om Wäch eniwwa hotte sich die Waffele on die Gromberesopp schon gesetzt on dene Holraum hat a dann met eme Hawe voll Milch gefüllt. Dann es a om de Ecke erom die Schultrepp enof bei die Lehrerin gang – awa die hat ne net eren geloßt – die hat jo schon gewuscht was a well. Nor e paar Grosche for Schnabs hat se em en die Henn falle geloßt. En Gretches Wertschaft hat a dann die Füllung met eme Hund Kore geschmelzt on hat dann sei Stammplätz of da Maua von da alt Breck engeholt. Mit de Bän no unne – mem Buggel zum Wäch hat a sei Spichelbild en da Bach betracht. Das war so, wie wenn sei Spichelbild mit em schwätze dät. Das war emma en Bewegung on hat em Fratze gemacht oder met em gelacht on de groß Hut es rozemerom noch größer wor on no alle Seite fotgeschwomm. Nor wenn em die Ginkel en die Bach gedrebst es, hat sich do unne alles e rewa on e niwa ausenanna gezo en lauda Awe, Ohre, Nase on Maila on en jedem Maul e Klowe on de Tuwacksqualm hatt alles ene so e iwwairdische



De Kuhschreck

Schein gehillt bis es sich weda sammegezo on ne weda friedlich angelacht hat. – Wenn dann s'Mrie met de Kih on em Waan dehenna komm es for en Schlaufeklan Grienes se holle, es es schon an Weisersch vore enaus gesprong for die Kih am Kopp se holle. Die arme Kih – die Bläß on die Schääck – han schon von weitem das Denkmol gesiehn, on han die Awe vor de Kopp geschraubt on de Schwanz pärecht in die Heh gestreckt. Em Kuhtrapp sen se dann vorbei gejaggert on s'Mrie hot sei lieb Not se weda zum stehn se brenge. –

Geje Nommedach hat de Kuhschreck weda Läwe gret on hat sich en Richtung Baggstänfawreck of de Wäch gemacht. Om Owe es em dann die Haut weda geschrombelt. – So geht halt die Zeit hin on es werd Somma – on Herbschd. Das war die Zeit for de Kuhschreck – wie im Märche Tischlein deck dich. Bei de Bauare hat dann die groß Dreschmaschin gelaft. Do hot de Kuhschreck jede Dach Freidach. Of äne Drescha kemmts de Bauare jo net an, on ma hat ne met enschiere geloßt – awa erscht, wenn die annare Leit fertich ware.¹⁾ Net iwaall hat ma ne gere gesiehn – on das wuschd ar ach. Do hot a sei ajene Masche om de Bauare e bißje no se helfe. Do hat a so hämlich em Sack mem Fixfeiakäschdje gekrischbelt – das war zwar net die fein Art, awa se hat die Bauare iwazeicht. So konnt a dann of da Baggstänfawreck om Owe sei Wendeschlof halle. an warme Dae es a – wie de Dachs of Lichtmeß – ens Dorf gang om Noschub se fasse.

Ihr Kenna, sät die Groß, jetzt basse emol gut of. De Kuhschreck kann gar net so domm gewen sen wie a dreckich war. A hat sich an die Universität no Bonn vakaft! Groß, was es dann e Unidät, hann eich do gefrot. Do hat die Groß gement, dort gäbde die schlaue Leit gemacht, die wo aus em Kuhschreck so e Knochemann mache welle, so äna wo em Wend klabbert. Mir Kenna han dann e Gänsehaut gret on konnte nachts net schlofe on han gefoweld on so schaurije Bilda gesiehn.

No Johre, wie em dann die Waffele neme geschmackt han on a sei aje Haut vasoff hot, do hat em Kuhschreck die Bonner Geschicht kä Ruh meh geloßt. Vielleicht hat em sei Erdeläwe ach so gut gefall on a konnt sich gar net vorstelle, daß a noher ohne Bauch eneme Glaskaschde stehn muß. On das met dem ewije Läwe war jo ach net von da Hand se weise.²⁾

Of ämol war de Kuhschreck vaschwunn! Wenn'e ach käner so gäre gesiehn hat, ma hat ne doch vamißt. Das Denkmal of da alt Breck war neme do! Ma hat erom gerot on de Naddo gefrot, wo a kennt blieb sen. Wenn a om Owe of da Baggstänfawreck gestorb wär, mißt ma ne jo ach begrawe. Awa dort es a net, hat de Naddo gesat. Of ämol ha ma gehort, er wär bei de Padere. On die lonn jo kä Leit vahongere; e bißje Käschmer fällt jo bei dene ach emma ab. Vor Johre es a dort gestorb. Awa die Bonna, die han ne net gret!

1) Ma wuschd jo net, ob do net ach finazeliche debei sen.

2) On a war ach gar net degen, daß em de Parre e mol s'Nachtmol gen hat. Wie a dene Wein geschlickt hot, hat a zum Parre gesat: Hätschd ma solle e Flasch Schnaps metbrenge anstatt dene saure Wein.



Niederlinxweiler Ev. Pfarrkirche
L. Heindl 02

Gedichte in Mundart

Von Renate Kiefer-Siebert

Die Kärsch

Ewisch
schdehdse
do
om Wääsch
die Kärsch
do
bei uus
en St. Wennel
so
brääd
wie
lang
onn
äärisch hoch
ewisch
onn
drei
Daach

Werder

Wann eich schaffe
scheint de Mond
allegaare schloofe
In meim Gaade
unnerm Baam
leie eich em Gras
Schdärnscher fälle als
erunner
in mei Hoor eninn
Ääns nohm anner
duhn eich grabbsche
mache Werder draus
Om Babier
hall eich se fäscht
loß se nemmeh gehn
Wann die Leit saan
eich wär geggisch
weil eich schreiwe gäng
saan eich
Morje
en de Naachd
wann die Schdärnscher fälle
lei eich widder
do em Gras
en dämm alde Gaade
onn die Häggereesjer do
unnerm Kwäddschebaam
senn for meich allään.

Die Fraa am Fenschda

Gejeiwwa
em äänezwanzische Schdogg
schdehd schonn widda
die Fraa am Fenschda
Wie geschda
onn voorgescha
onn die voorisch Woch
Geschda
menn isch
hoddse e bißje
mem Kopp geniggd
Isch glaab
isch dohner mohl
winge

Mit diesen drei Gedichten in St. Wendeler Mundart beteiligte sich die 1940 in München geborene Autorin, die ihre Kindheit und Jugend in St. Wendel verbrachte, an den Mundartwettbewerben 1980, 1981 und 1982 der Saar Bank. Sie wurde dreimal nacheinander mit einem ersten Preis ausgezeichnet und errang damit einen in der Geschichte dieses Wettbewerbs einmaligen Erfolg.